J. Gerstner sc.

Die Verbrennung einer indischen Wittwe.

Natur-Wunder
und
Länder-Merkwürdigkeiten.

Ein Beytrag
zur
Verdrängung unnützer und schädlicher Romane.

Von

S. C. Wagner.

Zweyter Theil.

Dr Ktpotty

Neueste Auflage.

Mit einem Kupfer.

Berlin 1811.

RBR
Jan 72
#874
bd. 2

6.

Schweiz.

Die schöne Stadt Plurs wird von dem Berge Conto verschüttet.

Plurs, ein reicher, durch Handlung und Manufacturen blühender Ort im Velteliner Lande, ward mit allen seinen Einwohnern beynahe ganz und in einem Augenblicke verschüttet. Zwey hundert und fünf und zwanzig gut gebaute, Palläſten ähnliche, Häuſer zu Plurs, und acht und siebenzig schöne Häuſer zu Schilano, einem nahe dabey gelegenen Dorfe, wurden sammt ungefähr zwey tausend vier hundert und dreyßig Einwohnern, von einem Theile des Berges Conto bedeckt. Wenn der, im Vertematischen Hause noch aufbehaltene Grundriß, den Guler, Scheuchzer, Herliberger und Porta haben nachzeichnen und in Kupfer stechen laſſen, anders echt iſt, so muß Plurs ein prächtiger Ort gewesen seyn. Angenehme Spaziergänge unter Linden- und Kaſtanienalleen, geſchmackvolle, mit Colonaden in Korinthiſcher Ordnung gezierte marmorne Kirchen, Klöſter und

Pallaste, niedliche, in kühlende Schatten einladende, Lusthäuser und Grotten, in anmuthigen Gärten versteckt, große mit Springbrunnen und passenden Statuen prangende Plätze, die, alle diese Schönheiten noch mehr belebende und erfrischende, Maira, die ausgebreitete Handlung nach der Schweiz, nach Deutschland und Italien, die dadurch erworbenen großen Reichthümer, die aus denselben entspringende Pracht und Ueppigkeit ihrer Bewohner, erwarben ihm den Beynahmen des Rhätischen Tyrus mit allem Rechte. Zürich, Bern, Genf, Neufchatel, waren damahls schon mächtiger, größer, und ihre Einwohner durch Heldenthaten berühmter; aber Handlung und Manufacturen blühten dort nur wenig, obschon Zürich Spedition der Waaren besorgte. Nur Sanct Gallen wetteiferte in frühern Zeiten mit Plurs.

Bloß der Laveztstein-Handel, der jetzt kaum acht tausend Thaler einträgt, brachte damahls, nach noch vorhandenen Katastern, mehr als neunzig tausend Thaler reinen Gewinn, und die Seiden- und Baumwollenspinner, Weber und Färber zu Cleve, und in den benachbarten Thälern, verarbeiteten jährlich, für Rechnung der Plurser Fabrikanten, über dreyßig tausend Pfund roher Seide, und zwanzig bis zwey und zwanzig tausend Pfund Baumwolle.

Von allen mühsam erworbenen Reichthümern, von allen Denkmählern der Industrie, der Kunst und der Prachtliebe, welche hier angehäuft waren, sieht man heut zu Tage nichts mehr, als eines der Vertemati-Franchischen Schlösser, welches weit genug vom Flecken entfernt war, um nicht vom Berge begraben zu werden, eine Kirche und einige Grotten. Kleine

Weinberge, Weitzenfelder und Wiesen, und hier und da eine stille Jasminlaube, ein Feigenwäldchen, ein Rosmarinbäumchen, eine Buxsbaumhecke, sind an die Stelle jener Kinder der Pracht getreten, und scheinen ganz dazu gemacht zu seyn, den aufmerksamen Reisenden zu ernstlichen Betrachtungen über jene schreckliche Katastrophe einzuladen. Mit der hatte es folgende Bewandtniß:

Sonnabends, den 25sten August 1618, fiel ein mit Donner und Blitz begleiteter fast beyspielloser Platzregen, der bis Donnerstags den 30. August anhielt, und nur selten auf eine Viertelstunde unterbrochen wurde. Donnerstags war der Himmel sehr heiter, ein angenehmer Nordostwind verjagte die Nebel, alles freuete sich des schönen Tages, und eilte in die lachenden Fluren. Allein in der nähmlichen Donnerstagsnacht schlug plötzlich der Wind um, Gebirge von schwarzen Wolken wälzten sich über den Comersee her, und leerten sich in gewaltigen Güssen, bis am 3. September, unaufhörlich aus. Dinstags den 4. September war wieder ein schöner heiterer Tag; jedermann wünschte sich Glück zur Wiederkehr des lieblichen Wetters, und die Weinpflanzer und Verkäufer berechneten sorgfältig die Folgen der ungewöhnlichen Nässe; denn lang anhaltende Regen sind hier in dieser Jahrszeit, wo die brennende Sonne oft alles versengt, eine Seltenheit. Nachmittags, zwischen drey und vier Uhr, rissen sich auf der linken Seite der Maira, unweit Schilano, einige so genannte Schlüpfe (kleinere Erdmassen) von dem Berge Conto los, verwüsteten die dort gelegenen Weinberge, und bedeckten mehrere, unterhalb Plurs, ge-

gen Cleve zu gelegene Häuser. Die Einwohner von Usciori, einem oberhalb Plurs gelegenen, kleinen Dorfe, bemerkten und theilten auch ihre Bemerkung den Plursern mit, daß der Conto, in der Gegend der Lavetzgruben, schon seit mehreren Jahren verschiedene Risse bekommen hätte, und daß ihre Kühe diesen Theil des Berges oft mit ängstlichem Gebrülle verließen Zu Plurs, wo die Einwohner klüger und aufgeklärter zu seyn sich einbildeten, weil sie reicher waren, achtete man auf das bey Schilano geschehene Unglück nicht, weil an diesem Orte schon mehrmahls dergleichen Erdschlüpfe ähnliche Verheerungen verursacht hatten, Plurs aber bis dahin verschont geblieben war.

Mehrere Bauern von Roncaglia und Usciori kamen athemlos nach Plurs, und bathen ihre Gönner und Freunde, sich eilends zu entfernen; aber man spottete ihrer kindischen Furcht. Die Alten umgaben die Spieltische. Die leichtsinnige Jugend überließ sich den Freuden der Liebe und des Weins. Mandolinen, Guitarren und Geigen ertönen von allen Seiten. Kinder warfen auf den Gassen und Plätzen die Bocia unbekümmert zum Ziele.

Nur wenige Katholiken versammelten sich um die Vesperzeit, nach der Weise der frömmern Väter, zum Abendgebethe in der Kirche Sanct Cassian, und ungefähr vier Protestanten in einem Privathause. Der Mond glänzte in vollem Lichte am asurfarbenen Himmel, die ganze Natur schien wartend zu schweigen, als plötzlich eine ungeheuere Masse des nahen Conto sich losriß, gigantische Felsen mit Wäldern bekrönt, blitzschnell auf Plurs niederstürzten, den ganzen Ort bedeckten, und seine unglückli-

den Einwohner in ihren eigenen Wohnungen begruben; so daß nur wenige mit dem Leben davon kamen, besonders nur diejenigen, welche sich auf dem Felde verspätet hatten.

Die Erde bebte weit und breit. Die Cleve und alle Nachbaren rings umher wußten lange nicht, was sie aus diesem entsetzlichen Krachen machen sollten. Sie sahen einen mit Feuer vermischten schwarzen Dampf himmelan steigen, sie glaubten ein starkes Bombardement zu hören, Staubwolken fielen zu Cleve, eine gute halbe Stunde von Plurs, nieder und bedeckten die Straßen, die Maira blieb zwey volle Stunden gänzlich aus, und man brachte die Nacht in tödtender Angst und Unruhe zu, weil man den wüthenden Ausbruch des Flusses, und gefahrvolle Ueberschwemmung, oder gänzliche Zugrunderichtung der Stadt befürchtete. Alles floh mit Weib und Kindern auf die benachbarten Anhöhen, und war in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Aber allmählich bahnte sich der Fluß einen Weg durch den Schutt, bildete Anfangs einen kleinen See, grub sich schlängelnd in sein vertrocknetes Bett, und erschien zwar trübe doch ruhig, zu Cleve.

Gleich mit Anbruch des Tages sandte der biedere Ritter von Sprecher, dieser glaubwürdige, genaue, unparteyische und wahrheitsliebende Annalenschreiber seines Vaterlandes, damahls regierender Commissär der Grafschaft Cleve, eine Menge Arbeiter nach Plurs, um, wo möglich, noch einige der Verunglückten zu retten; denn er vermuthete das, was wirklich geschehen war. Aber welche Scene der traurigsten Verwüstungen erblickten sie! Wo noch vor wenigen Stunden, das schöne, reiche, stark be-

völkerte, stolze Plurs gestanden hatte, sahen sie nichts als auf einander gethürmten Schutt, hier und da zerstreuet liegende Felsenmassen, jähe Tiefen, überhängende Höhen, eine menschenleere Einöde, traurige Bilder einer gänzlichen Zerstörung. Wo der Schutt am niedrigsten zu liegen schien, maß man mehr als sechzig Schuh. Nicht einmahl die Spitze des Glockenthurms der Hauptkirche war sichtbar. Der Thurm der protestantischen Kirche Sanct Maria, welche sich am linken Ufer der Maira befand, war, sammt der Glocke, an das entgegengesetzte Ufer hinüber geworfen. Die Glocken von Sanct Cassian und Sanct Johann grub man in der Folge stückweise aus der Erde. Am linken Ufer der Maira hingegen fand man einen mit dem Lumagischen Wapen versehenen Marmorstein, der über dem Portale eines auf der rechten Seite des Flusses gestandenen Hauses befindlich gewesen war. Das Thal, in welches der Berg herab stürzte, war enge, der Schutt thürmte sich also zuerst auf der entgegen stehenden Bergseite, wälzte sich dann um, und fiel wieder auf die Seite zurück, von woher er gekommen war. Der ganze Bergfall erstreckte sich eine halbe Stunde weit in die Länge, die Breite begriff nicht viel über vier hundert Schritte, und die Höhe ließ sich nicht genau bestimmen. Jede Arbeit zur Rettung der Unglücklichen war vergebens. Wer vermag die Empfindungen der herbey eilenden Cleyer auszudrücken? Welch ein, alle Gefühle bestürmender Gedanke, ihre Anverwandten, ihre Freunde, ihre Mitbürger, zerquetscht, verstümmelt, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, unter ihren Füßen begraben zu wissen, ohne ihnen helfen, ohne sie retten zu können! Der ein-

zige Trost, der ihnen übrig blieb, war eine mitleidsvolle Thräne auf das ungeheure Grab ihrer Brüder und Schwestern.

Noch einige Besonderheiten verdienen vielleicht bemerkt zu werden. Der Gastwirth Francesco Furno, und der Mauermeister Simon Ramada, befanden sich eben auf dem Heuberge Roveno, und entgingen dem allgemeinen Untergange, ob sie gleich Weib und Kind, Haus und Hof einbüßten. Der sprachlose Battista von Planta von Schilano hatte in einem benachbarten Obstgarten Pfirschen gepflückt, und verlor nichts als seine Schuhe, welche im Schutte begraben wurden. Johann Peter Bertemann, Fratinolo oder Giudeo genannt, begab sich gegen Abend, in Gesellschaft seiner ganzen Familie, nach Santa Croce, um dort sein Heu einsammeln zu lassen. Weil er die Thür seines Hauses zu verschließen vergessen hatte, schickte er deßhalb seine Tochter zurück, und sie ward eine Beute des Todes. Die erste Person, welche man des folgenden Tages beym Nachgraben fand, war die Tochter des gleichfalls umgekommenen Podesta von Plurs, Andreas Nasani. Auf sie folgte die Tochter eines gewissen Johann Anton Galisoni, und endlich Lorenz Scandalera, der, mit dem Serviette vor der Brust, am linken Ufer der Maira zu Nacht gespeiset hatte, und an das rechte Ufer geworfen ward. Einen Säumer aus dem Oberalpstein, Jan Christoffel genannt, der zu Plurs Wein eingehandelt hatte, fand man unter einem Feigenbaume, eine abgebrochene Feige in der Hand, bis an den Nabel in Schutt vergraben, vom gewaltigen Drucke der Luft vermuthlich

erstickt. Erst nach drey Monathen stieß man beym Ausgraben auf Wilhelm Vertemann und auf eine Köchinn. Diese hielt ein Stückchen Brot, von dem sie abgebissen hatte, unter dem Arme, und in der Hand eine Henne: und jener saß vor seinem Schreibtische mit der Feder in der Hand. Die reiche Familie Vertemann verlor sieben erwachsene Personen männlichen Geschlechts. Niccolo Vertemann hatte zu Sanct Mauritz im obern Engadin, den Sauerbrunnen getrunken, und war erst am nähmlichen Tage von dort zurück gekehrt. Giovan Battista traf, gleichfalls um die Zeit, von seinem Sommersitze zu Roncaglia, und Octavio von Delebio daselbst ein. Einige von der Messe zu Bergamo zurück kommende Kaufleute wurden nahe bey der Stadt, vom Bergfalle bedeckt. Mehrere Einwohner der benachbarten Dorfschaften bezeugten eidlich, daß die Bienen zu Castasegna, Villa, Scatange und Pirari, an diesem Tage haufenweise ihre Körbe verlassen hätten, einige Minuten herum geschwärmt, und dann todt zu Boden gefallen wäre. Dieß muß vermuthlich den mephitischen Dünsten zugeschrieben werden, von denen die Luft ohne Zweifel, vor dem Einsturze des Berges angefüllt war.

So schrecklich und schauderhaft dieser Vorfall an und für sich selbst war, und so sehr ihn die damahligen Priester und Leviten bey dem abergläubischen Volke zu benutzen, und als ein fürchterliches Beyspiel der strafenden Gerechtigkeit Gottes auszuposaunen sich bemühten, so wird doch wohl keiner unsrer Leser zweifeln, daß dieses Unglück dem Laufe der Natur gemäß, erfolgen mußte.

Der Berg Conto besteht aus leimichter, trockner, unzusammen hängender Erde, die in perpendicularen und parallelen Schichten mit Felsen untermischt, da liegt. Bey Regenwetter trennt das durchdringende Wasser die Schichten, die, weil sie sich isolirt auf einem abhängenden Grunde befinden, bey dem geringsten Anstoße, schon durch ihre eigene Schwere in Bewegung gesetzt werden, und sich eine nach der andern losreissen. Wahrscheinlich stürzt der ganze Conto nach und nach ein, und wird endlich das Thal ausfüllen. An dem Theile des Berges, der über Prosto liegt, sieht man eine tiefe, sich jährlich vergrößernde Spalte, die diesem Dorfe die gleiche Gefahr droht, welche Plurs den Untergang gebracht hat. Auf der Stelle, wo Plurs stand, wächst ein leichter angenehmer Wein, der zu den besten der Grafschaft gezählt wird, und selten mißräth. Gerade gegenüber befindet sich unstreitig einer der schönsten, wo nicht gar der schönste Wasserfall der ganzen Schweiz, Aqua fragia genannt, der sich von dem Berge Savone herunterstürzt, und den Deutsche Reise mehr noch als den Staubbach besungen haben würden, wenn er so glücklich gewesen wäre, auf ihrem Wege durch die Schweiz zu liegen. Noch heut zu Tage sieht man öfters Arbeiter hier, welche Kostbarkeiten suchen: und alle wünschen besonders auf den Platz zu stoßen, wo die an silbernen und goldenen Gefäßen so reiche Pfarrkirche stand, welche aber höchst wahrscheinlich unter dem Bette der Maira zu suchen ist.

Der Bergeinsturz an der Straße von Servoz.

Der Naturforscher Vitaliano Donati ward im Jahre 1751 vom Könige von Sardinien nach der Schweiz abgeschickt, um einen brennenden Vulcan, welcher sich an der Straße eröffnet haben sollte, in Augenschein zu nehmen. Er reisete mit vielen Zweifeln gegen die Wahrheit der Begebenheit; indessen in der Hoffnung, einen Vulcan zu finden, wo ihn niemand vermuthete, machte er dennoch mit vielem Vergnügen seinen Weg, um diese unerwartete Erscheinung zu beobachten. Nach einer ununterbrochenen Reise von 4 Tagen und 2 Nächten, kam er endlich in Angesicht des Berges, und fand ihn gänzlich mit Rauch umgeben. Tag und Nacht rissen sich in einem fort Felsstücke von erstaunlicher Größe herab, und verursachten ein Getöse, das dem lauten Donner glich. Alle Bauern aus der Gegend waren geflüchtet, und getrauten sich kaum, in einer Entfernung von 2 Meilen, Beobachter dieses schrecklichen Einsturzes zu seyn.

Alle benachbarten Felder waren mit einem Staube bedeckt, der einer Asche glich, und an einigen Orten bis auf 5 Meilen weit vom Winde fortgeführt wurde. Jedermann sagte, man habe zuweilen einen Rauch gesehen, der bey Tage roth gewesen sey, und in der Nacht Flammen von sich gegeben habe. Diese Wahrnehmungen zusammen genommen machten, daß niemand zweifelte, hinter dieser Nacht von Rauch brenne ein feuerspeyender Berg. Unser Naturforscher untersuchte

jetzt die angebliche Asche genauer, und fand, daß sie nichts als ein Staub eines zu Pulver gewordenen Marmors sey. Er gab genau auf den Rauch Acht, sah aber keine Flamme, bemerkte auch keinen Schwefelgeruch, und weder die Bäche noch die Quellen umher, die er untersuchte, gaben das geringste Zeichen von schwefelichter Materie. Hierdurch überzeugte er sich, daß hier nichts von entzündeter Schwefelmaterie sey, und begab sich hierauf, wiewohl allein und ohne Begleitung, (wahrscheinlich wagte sich keiner mit ihm) in die Rauchwolken hinein, und an den Rand des Abgrundes. Hier sah er ungeheuere Felsen, welche sich in diesen Abgrund stürzten, und wurde gewahr, daß der Rauch nichts weiter sey, als Staub, der von dem Falle der Steine aufstieg. Jetzt fing sich das vulcanische Wunder an aufzuklären. Er suchte ferner, dachte nach, und fand die Ursache des Einsturzes dieser Felsen.

Er sah, daß ein großer Theil des Grundes, unter dem sich trennenden Berge, aus Erde und Steinen bestand, die nicht lagen- und schichtweise geordnet waren, sondern ohne Ordnung unter einander lagen. Hieraus muthmaßte er, daß in eben diesem Berge schon ähnliche Einstürze müßten vorgegangen seyn, nach welchen der, in diesem Jahre herab gefallene große Fels, ohne Unterstützung, und in einem beträchtlichen Ueberhange geblieben war. Dieser Fels bestand aus horizontalen Schichten, davon die zwey niedrigsten aus Schiefer, oder aus einem blättrigen leichtbrüchigen Gestein, ohne festen Zusammenhang, bestanden. Die zwey höhern Schichten aber glichen dem Marmor von Porto Venere, der aber durch viele, quer durch die Schich-

ten gehende Spalten zertheilt war. Die fünfte Schicht bestand ebenfalls aus einem Schiefer, mit senkrechten Blättern, die ganz getrennt waren, und machte die ganze obere Fläche des herabgefallenen Berges aus. Auf dieser obern Fläche wären drey Seen, deren Wasser beständig in die Oeffnungen der Schichten eindrang, sie immermehr von einander absonderte, und auf diese Art ihre Grundpfeiler untergrub. Der Schnee, welcher in diesem Jahre in Savoyen höher als bey Menschengedenken gefallen war, hatte diese Gewalt noch so sehr vermehrt, daß dadurch der Sturz von wenigstens drey Millionen Kubikklaftern Felsenmasse, verursacht wurde, die allein schon genug wären, einen großen Berg zu bilden.

Nach diesen Untersuchungen beruhigte unser Naturforscher die ganze Gegend, befreyte sie von der Angst vor einem vulcanischen Ausbruche, versprach ihnen, daß der Einsturz in kurzer Zeit aufhören würde, machte seinen Bericht über diese Begebenheit an den König, und so erreichte die Schreckensscene ihre Endschaft.

Periodische Quellen.

Es gibt zwar auch in Deutschland, Italien und Frankreich hier und da periodische Quellen, aber ganz vorzüglich gehören sie in der Schweiz zu Hause. Gewöhnlich fangen sie daselbst des Morgens an, und hören des Abends auf zu fließen. Der treuherzige Alpenhirte nennt sie Wunderbrunnen, und glaubt, daß sie um seinetwillen gerade zu der Zeit fließen, wo

er und sein Vieh derselben bedarf. Aber was ist natürlicher, als daß sie fließen, wenn die Sonne den Alpenschnee schmilzt, und zu fließen aufhören, wenn jene untergeht? —

Der Rheinfall bey Schafhausen.

Nachdem wir, sagt Meiners in seinen Briefen über die Schweiz, die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmsten Straßen der Stadt, und die Stadt selbst von der Anhöhe, wo vormahls eine Burg war, besehen hatten, fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bey dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dieß Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem schäumenden Wasser quer durchs ganze Bette des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrey über das, was wir vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hinein gebaut ist, da hörten und sahen wir Dinge, die unsre Ohren nie gehört, unsre Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge aus-

zusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht ein Mahl Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde; ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden; so konnte ich mich doch nicht eher losreissen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbethenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsre Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrey selbst vor dem Donner des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nach gerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen grenzenden Erstaunen erhohlte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesem ersten Versuche, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber un-

unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder anderen Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einiger Maßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herab geschläudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen, die aus ihrem, schon Jahrtausende geschlagenen Bette hervorragenden Felsen zersprengen, und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Worten die Größe dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einiger Maßen andeuten, was man dabey empfunden hat. Dieß alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felsen, von und an welchen der Rhein herabstürzt, die Gestalt und Farbe der Wellen u. s. w., also nur das, was da seyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phänomen zu machen, in einem verstümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit ver-

kleinernden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das beobachtete, was der Künstler beobachtet hat, keine treue Darstellung des hinreissenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormahls sah, von Zeit zu Zeit aufzufrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Falle, nähmlich vor der prächtigen Rheinbrücke bey Schafhausen, wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reissend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuhen an einer steilen, aber uneben Felswand herunterschießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwey Felsen hervor, unter welchen der zweyte der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größten Theils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede, ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nähmlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beym ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen

Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hinein sähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drey übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschloßen uns aber sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deßwegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen, glatten und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bey einem unvorsichtigen Tritte unter dem Fuße verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmahls viel wildere Wellen und heftigere Bewe-

gungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich hinübergebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieß konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorhergesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmahl geahndet, daß wir nähmlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoße getroffen werden konnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freylich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blicke; allein dieß Schauspiel war doch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir gingen beyläufig in den Drahtzug, der im Wasserfalle selbst angelegt ist, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten mußte; so stieg ich doch an dem Rande des Cataracts hinab, welchem ich jetzt am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig, aber doch so weit unter dem entsetzlichen Falle an der entgegengesetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick

von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung uns alles viel näher gebracht, und so wohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem herabstürzenden Wasser sieht, sehr gehoben wurden. Regenbogen sahen wir nicht; allein diese entbehrte ich am leichtesten, weil man sie eben so gut bey künstlichen Cascaden, und doch bey keinem Wasserfalle so schön und prächtig, als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer, als wenn wir dem Wasserfalle viel näher kämen, als wir ihm bey der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen wären, eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzt gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monaths, da wir ihn sahen, ist der Fall am schönsten, weil der Rhein alsdann am wasserreichsten ist. Früher schmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen später ist das meiste weg geschmolzen, was sich den letzten Winter von schmelzbarem Schnee gesammelt hat. Im Winter sind alle Seen und Flüsse in der Schweiz am kleinsten, und alsdann ist der Rhein unmittelbar unter dem Falle so ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felsen hinanfahren kann, welches jetzt eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabstürzenden Stroms und so hoch das Felsenbett ist, von welchem er herunter fällt, so haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute versichert, daß Lachse es oft versuchen, gegen den Fall hinanzuspringen. Sie sollen gleichsam auf oder an den hervorstehenden Klippen Ruhepuncte nehmen,

und bisweilen in mehreren Absätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurück getrieben und verwundet, oder gar zerschmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, worin wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herab schießenden Wellen hinuntergleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den seltsamen Versuch anstellte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibsel eines Kahns erkennen konnte Mehrere Reisende haben vermuthet, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck haben würde, wenn das Wasser sich nicht an einer schiefen Wand herunterwalzte, sondern von dem obersten Rande einer senkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und sich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöste. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch diese gewünschte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzt in ein so hohes Erstaunen setzt. Es würde eine zwar kostbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Cantons übersteigende Unternehmung seyn, die Felsen im Rheinbette so weit zu sprengen, daß der Fluß schiffbar würde; allein so etwas wird vermuthlich niemahls ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Personen, die jetzt vom Ein- und Ausladen und dem Transporte der vorbey gehenden Waaren leben, auf ein Mahl ihre Nahrung verlieren würden.

Bern.

Bern ist die niedlichste und reinlichste Stadt, die ich kenne. Sie hat gerade und breite Gassen, und ist gut gepflastert. Durch alle Hauptstraßen sind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Canäle geführt, die mit Quadersteinen ausgesetzt sind, und in welchen beständig lebendiges Wasser in einer solchen Fülle, und mit einem so starken Falle fließt, daß man es in der Nacht wie das Rauschen von Bächen hört. Diese Canäle sind nicht nur bey einem entstehenden Brande von dem größten Nutzen, sondern sie führen auch alle flüssige Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieses desto gewisser geschehe, haben die beyden Hälften der Straßen, welche durch die Canäle von einander getrennt werden, einen sanften Abhang gegen die letztern. In Bern ist man also sicher, daß man in den Hauptstraßen nicht durch stinkende Gossen beleidiget werde, die den Aufenthalt in den meisten großen Städten, besonders in der heißen Jahreszeit so ungesund, und das Gehen durch die Straßen für empfindliche Personen so ekelhaft und unleidlich machen. Alle Hauptstraßen werden den Tag über ein oder mehrere Mahle von den so genannten Schellenwerkern, oder den Gefangenen, beyderley Geschlechts, gesäubert, die um ihrer Thaten willen entweder auf ewig oder nur auf gewisse Jahre zu öffentlichen Arbeiten verdammt sind. Diese Verbrecher räumen im Winter den beschwerlichen Schnee und Koth, und im Sommer den noch beschwerlicheren Staub weg, und be-

gießen oder besprengen täglich mehrere Mahle nicht nur die Straßen, sondern auch die bedeckten Gänge an beyden Seiten der Häuser. Diese Polizeyanstalt ist um desto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbauet ist, und also nach einer langen Dürre einen unerträglichen, und der Gesundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Alle Häuser (die in einigen entfernten Nebengassen ausgenommen) sind, meistens aber erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, massiv gebauet, und einander nicht nur in Ansehung der Materialien, sondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterscheiden sich nur durch die ungleiche Breite und Tiefe, wodurch die so angenehme Gleichförmigkeit nicht gestört wird. Wenn man das Erlachische, und vielleicht noch ein oder das andere Gebäude ausnimmt, so hat Bern keine pallastähnliche Privathäuser, aber dagegen auch keine elenden zusammen fallenden Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer ist, neben den stolzen Wohnungen der Reichen und Ueppigen stehen, und das Auge des Kenners so wohl, als des Menschenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern sie ergetzen können Die Häuser der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit ihrer Bewohner, als man bey einer genauern Untersuchung antrifft. Unter allen Häusern, (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenstraße ausnehmen) gehen Arcaden, oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im Sommer vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen sicher ist. So groß die Bequemlichkeit dieser Arcaden, besonders für die Fußgänger ist, so ha-

ben sie doch auch wiederum ihre Nachtheile. Zuerst hindern sie, daß das erste Stockwerk, oder weil dieser Ausdruck zweydeutig ist, derjenige Theil des Hauses, der an der Erde liegt, (rez de chaussée) fast niemahls von den Besitzern oder ihren Bedienten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel sind. Die untersten Theile der Häuser sind daher entweder an Handwerker oder Krämer und Kaufleute vrrmiethet, und wenn man also in den Arcaden oder so genannten Lauben spazieren geht, so hat man an der einen Seite eine fast ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein anderer Nachtheil der Arcaden scheint mir dieser zu seyn, daß die Schönheit der Häuser und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nähmlich in den Lauben selbst geht, so erblickt man weder von den Häusern, unter welchen man sich befindet, noch von denen, welche gegenüber stehen, irgend einen angenehmen in die Augen fallenden Theil, sondern an beyden Seiten dunkle oder niedrige Boutiken. Sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beyden Reihen der Häuser hinunter, so entdeckt man zwey Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuser ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichsam Auswüchse haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgestalt dieser Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt starke, aber gerade und schön gearbeitete Säulen brauchte. Der Boden der Arcaden ist fast immer um einige Fuß über die Straße erhoben, und vor jedem Hause sind deßwegen mehrere

Stufen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann.

Schweiz überhaupt.

So strenge die Sittenzucht auf dem Lande auch ist, so hat man es doch bisher nicht verhüthen können, daß sich die Bauern bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten betrinken; und noch weniger hat man den so genannten Kilpgang oder die nächtlichen Besuche abschaffen können, welche die ländlichen Liebhaber bey ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabende auf den Sonntag abstatten. Im Deutschen Gebiethe des Cantons Bern kommen die Bauern fast niemahls in großen Haufen zusammen, ohne daß nicht solche Zusammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigsten geschieht dieses an Märkten, und am Tage des Verkaufes von Zehenten, wo viele Bauern sich schon auf dem Amthause betrinken, (denn an solchen Tagen wird ihnen Wein und Brot vom Landvogte gereicht) und diejenigen, die dieses nicht thun, das Versäumte in der Schenke nachhohlen. Ich selbst habe ein solches Bacchanal in Nidau erlebt, und zu meiner großen Verwunderung den erstaunlichen Unterschied des nüchternen und betrunkenen Schweizer-Bauern bemerkt. In seinem natürlichen Zustande ist der Schweizer-Bauer still, langsam und bedächtlich im Gange, Reden und in Handlungen, und so gesetzt und ernsthaft, daß man ihn, seiner Miene nach, oft für elend oder niedergeschlagen halten

könnte. So bald er aber die Begeisterung des Weingottes fühlt; so wird er lärmend, und oft zänkisch und gewaltthätig, und es ist deßwegen nichts seltenes, daß Saufbrüder sich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Bauerkerl die sich sträubenden Mädchen ins Wirthshaus, und bey solchen Einladungen gehört es fast mit zur Etiquette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerrissen wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauern, wenn sie so betrunken sind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Psalmen zu singen anfangen. Sie haben, wie man mir sagt, meistens mit dem 42. Psalm an, und gehen dann zu dem 2., 27. und 103. Psalm fort. Sie singen diese Psalmen nicht aus Andacht, sondern weil sie meistens nichts anders zu singen wissen. An Bethtagen aber, die nirgends heiliger als in der Schweiz gefeyert werden, dürfen die Bauern heilige Lieder nur in der Kirche singen; denn an diesen Tagen ist es allen Gastwirthen verbothen, an Einheimische Wein auszuschenken.

Der Kilpgang ist ein Ueberbleibsel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz gibt es noch viele andere Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber ohne Nachtheil ihres guten Nahmens vor der feyerlichen Verbindung glücklich machen. Die Ehre eines Bernschen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn sie Besuche von einem Liebhaber annimmt; sondern sie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn sie ihre Anbether wechselt, oder ihrem zuerst begünstigten Liebhaber untreu wird. Weil hier die vertraulichsten Verbindungen zwischen zwey unverheiratheten Personen meistens gute Absichten zum

Grunde haben, und durch die Gewohnheit gleichsam gesetzmäßig geworden sind, so werden sie auch nicht geheim gehalten, sondern gemeiniglich sind beyderseitige Aeltern und das ganze Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kilpgange ist eine ganz eigene Art von Eifersucht entstanden, die in Deutschland noch weniger, als der Kilpgang selbst, bekannt ist. Die jungen Bauerkerl sind auf ihre Mädchen zuweilen nicht so sehr, als auf die Ehre ihres Dorfes eifersüchtig, und sie rächen sich daher oft auf eine grausame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebieth einbrechen, und Mädchen in ihrem Districte besuchen. Einen solchen ungebethenen Mädchenräuber fing man einst in einem Heunetze, und hing ihn nackt eines Sonntagsmorgens an einem Baume auf, der am Kirchwege stand. Einem andern band man im Enmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange fest, und peitschte ihn mehrere Stunden Weges mit Nesseln fort. Der Kilpgang ist noch immer so allgemein, daß selten ein Bauermädchen verheirathet wird, das nicht schwanger wäre. Noch seltener trägt es sich zu, daß Liebhaber sich weigern, ihre geschwängerten Mädchen zu heirathen. Wenn sie es aber thun, und doch ihren Bräuten nichts vorzuwerfen wissen, so werden beyde vom Chorgerichte in die Kirche geführt, und zusammen gegeben. Diese Strenge, die ich in einem jeden anderen Lande tadeln würde, ist in einem Lande, wo der Kilpgang so allgemein ist, heilsam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht geschändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergibt es sich aber zuweilen, daß zwey Personen, die man

mit Gewalt mit einander verheirathet hat, gar nicht zusammen passen, und sich einander unglücklich machen würden; so trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unschuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dieß ist freylich ein Mißbrauch, aber ein solcher, den ein anderer, nähmlich der Kilpgang, nothwendig macht.

Der Staubbach.

Ungefähr eine halbe Stunde vor dem, im Canton Bern gelegenen, Dorfe Lauterbrunnen, erblickten wir zum ersten Mahle den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen, fast unbeweglichen und nirgends unterbrochenen Säule von schäumendem Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Leinens, das man von dem Felsen herab gelassen hätte, ähnlich ist. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhause abgestiegen waren, und dieß war Abends um 6 Uhr, eilten wir, so geschwind wir konnten, diesem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange, so wohl von vorn als von beyden Seiten, allein wir stimmten alle in dem Urtheile zusammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel größer, als seine Verdienste sey, und daß man ihm zu viele Ehre erwiese, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bey Schafhausen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man so wohl vor dem Pfarrhause, als auf der Gallerie desselben, immer vor Augen hat, gewährt zwar ein neues, wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt; bringt aber keine von den Rüh-

rungen und Betrachtungen hervor, die ich beym Rheinfalle in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so groß und seelenerhebend wird, und wenn einmahl die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man eben so ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher, als die des Rheinfalls. Denn man schätzt die erstere, wie ich glaube etwas übertrieben, auf neun hundert Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach sich herab stürzt, ganz allein da stünde, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, da man seit dem Eintritte in das Lauterbrunnenthal beständig von eben so hohen oder noch höheren Bergen umringt war, und man noch über dieß rund um sich her viel höhere Berge, besonders die unersteigliche Jungfrau vor sich sieht, deren niedrigster Fuß sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herab schießt. Selbst das Geräusch, was der zerstäubende und sich wieder sammelnde Bach verursacht, ist so geringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, was der in ziemlicher Entfernung und in der Tiefe strömende Fluß Lütschenen hervorbringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen, oder heftigen Ungewittern plötzlich aufgeschwellt wird, so soll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsstücke herab rollen, die durch ihre wiederhohlten Fälle von

einer Wand auf die andere, ein unaufhörliches Donnern verursachen.

Am Abende besuchten wir den Staubbach noch ein Mahl; und als der Mond so hoch herauf kam, daß er ihn erleuchten konnte, so wurden wir auf ein Mahl durch das schönste und prächtigste Schauspiel überrascht, das mich mit dem Staubbache gleichsam wieder aussöhnte. Der Bach schien durch das Licht des Mondes wenigstens noch ein Mahl so breit und voll, als wir ihn bey Tage gesehen hatten, und die ganze Wassersäule glänzte, als wenn eine unbeschreiblich reiche Masse des reinsten Silbers an der Felswand herab flöße. Dieser Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach sich nur beym Mondscheine in seinem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach schimmerte fast noch stärker als der große, und goß sich wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab. Die Regenbogen, die man beym Mondscheine in dem größeren Bache sehen soll, fanden wir nicht; statt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigstens keine Farben unterscheiden konnte.

Der Grindelwald im Bernschen.

Eisthäler sind große Strecken oder Massen von ewigem Eise, womit der Grund zwischen zwey Ketten von Schneegebirgen angefüllt ist. Ein solches Eisthal ist z. B. dasjenige, von welchem so wohl die Grindelwald- als die Haßlithal-Gletscher ausgestoßen werden. Dieß Eisthal ist das größte, oder eines der größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimsel anfängt, und in einer Länge von mehr als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Berner Berge bis dahin fortläuft, wo diese letzteren mit den Walliser Bergen zusammen stoßen. Solche Eisthäler sind zuweilen ganz eben, meistens aber wechseln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchschnitten sind. Derjenige Theil des Eisthals, den man vom Grindelwald aus entdeckt, ist vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren gesehen hat, so kann man sich eine ziemlich annähernde Vorstellung von einem Eisthale machen. Von diesen Eisthälern sind die Gletscher verschieden. Diese letzteren kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche die Eisthäler zwischen den Oeffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen sie liegen, heraus strecken. Sie sind mehrere hundert oder auch tausend Schuhe breite, nicht allein unebene, sondern auch nach allerley Richtungen gespaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger schiefen Fläche herab hängen. Je steiler die Felswand ist, an welcher ein Gletscher herab

ab hängt, desto höher sind die Eispyramiden, in die er zerschnitten ist, und die durch fürchterliche Spalten oder Abgründe von einander getrennt werden. Diese Spalten entstehen aus dem geschmolzenen Wasser, welches im Sommer aus dem Eisthale herab rinnt, sich ein immer tiefer und tieferes Bett gräbt, und zuletzt die schiefe Eistafel, fast in lauter einzelne, oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen und Gestalten unendlich verschieden sind, und denen man es kaum ansieht, daß sie ehemahls ein zusammen hangendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletscher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, dessen Wogen durch einen plötzlichen Frost in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletscher viele Aehnlichkeit mit den großen Eismassen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme über einander treibt, nur daß die Eisstücke an dem Gestade solcher Flüsse nicht so pyramidalisch als die Eismassen der Gletscher sind. Wegen der gräßlichen Schlünde, welche die eigentlichen Gletscher nach allen Richtungen durchschneiden, sind die letzteren, entweder gar nicht, oder doch nur Gemsen und ihren Jägern, und auch diesen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletschers ist viel schmutziger, als das, was man auf Strömen und Seen sieht, weil die Eisthäler durch die Gletscher, als Canäle oder Oeffnungen, alle ihre Unreinigkeiten ausleeren.

Der aus den Gletschern hervor dringende Wind ist nur in ihrer Nachbarschaft und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die

Strahlen der Sonne erhitzt worden ist. Alsdann strebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeschlossene kältere Luft, sich mit der äußeren in Gleichgewicht zu setzen, und strömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms so lange hervor, bis die, den Gletscher umgebende Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Gletscherwind ist also gemeiniglich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen fast ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Diese, gleichsam periodischen, und mit Eistheilchen geschwängerten Winde, die täglich aus allen Oeffnungen der Eisthäler und Gletscher hervorbrechen, sind gewiß eine wichtige Miturſache, daß die Schweiz ein viel weniger warmes Clima hat, als andere Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen. Der Vorgrund des Gletschers ist nicht bebauet, sondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Gesträuchen und Stauden bewachsen. Beydes geht so nahe an den Gletscher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren, und mit der anderen Erdbeeren pflücken konnten. Zwischen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vordersten Reihe von Eispyramiden, ist ein kahler mit Grand und einzelnen Eisstücken angefüllter Platz, der gleichsam der Spielraum des Gletschers ist, und daher entstand, daß sich der Gletscher in den letzten Jahren zurück zog.

Der eine Schneelauine begleitende Sturmwind wirft einen Wald um.

Die ungeheueren Schneebälle, die man auf den Schweizergebirgen Schneelauinen nennt, und die im Stande sind, die fürchterlichsten Zerrüttungen anzurichten, gehören zwar vorzüglich dort zu Hause, wo sie von den Eisgletschern, und von jedem Berge, an dessen Fuße es Sommer ist, während daß sein Rücken gefrornen Schnee trägt, herab stürzend, oft Menschen und Vieh verschütten; eben dieses findet aber auch in den Savoyischen Eisgebirgen Statt. Auch hier häuft sich der Schnee nach und nach zu einer ungeheueren Masse an, bis endlich, oft auf die kleinste Erschütterung, ein riesenmäßiger Klumpe herabstürzt. Dieser rollt dann mit solcher Wuth ins Thal, daß der dadurch erregte Wind Hirtenhäuser so leicht, wie Spreu weg weht. Die Lüc, Gruner, Scheuchzer, Bourrit, und andere Reisebeschreiber, so wie die Tagebücher der Schweiz, sind voll von den Erzählungen der Lauinen-Verwüstung. Aus diesem Grunde pflegen die Reisenden zwischen den Gebirgen ihren Maulthieren die Schellen abzunehmen, weil man glaubt, die Erfahrung gemacht zu haben, daß die bloße Erschütterung der Luft, die der Klang dieser Schellen erregt, die Schneeklumpen aus dem Gleichgewichte und zum Herabstürzen bringe.

Bey Thusis und im Thale Avers im Bündner Lande, wo die Gebirge sehr steil sind, hängen die Glocken kaum ein Paar Schuhe

von der Erde, damit die Erschütterung ihres Schalles keine Schnee-Lauinen losreisse. An vielen Orten hat man aus ähnlichen Besorgnissen gar keine Glocken. Indessen schießen Reisende zuweilen ein Gewehr los, um die etwa schon lockern und zum Falle bereiten Schneemassen früher zum Herabstürzen zu bringen, damit sie nicht zu einer Zeit fallen, wo sie selbst darunter begraben werden würden.

Gewöhnlich verursacht eine fallende Lauine auf ihrem Wege einen Druck der Luft, der jenem Sturmwinde gleich ist, den das plötzliche Herunterfallen verdickter Wolken hervorzubringen pflegt. Aber noch niemahls habe ich solche große Verheerungen von ihnen gesehen, als diejenigen, die man uns auf dem Berge Sixt zeigte *). Die Gemeinweide liegt nähmlich unten an einem sehr jähen Abhange, der aus heruntergefallenem Schutte der oberen Felsen entstanden ist. Dieser Abhang und die auf ihm stehenden Felsen machen eine sehr weit ausgebreitete Erhöhung aus, welche über 3000 Fuß senkrecht beträgt. Fast die ganze Oberfläche wird mit Schnee bedeckt, der daselbst durch die Winde aufgehauft wird. Wenn die Dicke desselben nicht sehr beträchtlich ist, so schmilzt er nach und nach, ohne herabzustürzen, weg. Aber im Winter des Jahres 1769 und 1770 fiel eine so große Menge Schnee, daß seine Last, als die Kälte die Theile desselben in Staub verwandelt hatte, sich auf ein Mehl über die Gemeinweide herstürzte, und in derselben so anhäufte, daß der Schnee über

*) Hrn. de Lües Reisen durch die Eisgebirge von Savoyen.

den weiter unten gelegenen Abhang hinab fiel. Die Wirkung der, durch diesen Fall der Schneelasten zusammen gepreßten Luft, war so entsetzlich, daß der Sturmwind sich durch den, an der abhängigen Seite des Berges stehenden Tannen- und Buchenwald, einen Weg durchbrach, und auf selbigem nicht einen einzigen Baum stehen ließ. Er hemmte den Lauf des Giffre, der sonst ins Thal fließt, und riß auf der entgegengesetzten Seite eine große Menge Bäume und Hütten nieder, die viel fester gebauet waren, als selbst jene, welche auf der Gemeinweide von den Lauinen zertrümmert und bedeckt wurden.

Der Gletscherspalten-Auswurf.

Bourrit, in der Schilderung seiner Reise nach den Savoyischen Eisgebirgen, machte die Bemerkung, daß oft die Körper der, in den Eisspalten Verunglückten, unter den Gletschern hervorgetrieben werden. Er schreibt dieß dem geschmolzenen Wasser zu, welches diese Körper hervortreiben soll. So kam einstmahls die Leiche eines Knaben unter dem Gletscher bey dem Grimsel zum Vorscheine, ohne daß man die geringste Nachricht gehabt hätte, daß seit langen Jahren jemand daselbst verunglückt wäre, bis sich ein Greis besann, daß vor achtzig Jahren ein Knabe von seiner Verwandtschaft hier herum in einer Spalte versunken sey. Der Körper hatte sich in dieser Eisgrube vollkommen gut erhalten Auch Walcher in seinen Tyroler Eisbergen, führt ein ähnliches Beyspiel von

einem Knaben an, der schon 23 Jahre auf die Art begraben war.

Mehr Licht in der Sache gibt Paula Schrank. Er meint, daß das Wasser wohl zuweilen am Fuße der Gletscher Körper ausspülen könne, wenn aber auf großen Höhen derselben todte Körper, oder wohl gar Holz und Steine ausgeworfen würden, so müsse dieß am wahrscheinlichsten durch Hülfe eines Luftausbruches geschehen, und diese Meinung ist so paradox nicht als sie vielleicht manchen dünkt.

Daß die unter der Eisdecke befindliche Luft oft in heftigen Winden durch alte Spalten, oder durch das Eis selbst hervorbreche, und es sogar in neue Spalten zu zerbersten zwinge, hat schon Gruner weitläuftig dargestellt.

Altmann erzählt: das Eismeer im Grindelwalde befinde sich oft in solcher Bewegung, daß einige darübergehende Hirten sich wegen der Erschütterung hinsetzen müßten. Er schreibt dieß der Luft unter dem Eise zu, und sagt, daß dieser unterirdische Wind gewöhnlich sey. Auch wiederhohlt er die Erzählung der Anwohner der Savoyischen Eisberge: daß sich das Eis oft in großer Bewegung befindet, welches diejenigen, die darüber gehen, sehr merklich spüren. Und Gruner endlich erzählt von einem seiner Freunde, der über einen ungeheueren Gletscher reisen mußte, folgende Begebenheit:

Es war in der Mitte des Heumondes, und ein so schöner, heller Tag, daß kein Wölkchen zu sehen war, und doch dünkte es ihn, als er sich auf der obersten Höhe des Skaletta-Berges befand, als ob es zu schneyen anfinge. Als er weiter hinauf kam, sahe er ganz deutlich, daß dieser Schnee aus einer großen, unergründlich

tiefen Spalte des Gletschers ausgetrieben wurde, wo eine so grimmige Kälte heraus stieg, daß man hier in kurzer Zeit, und in der Mitte des Sommers hätte todt frieren können.

Eine andere Erscheinung, sagt Paula Schrank, sind die Steine, die manches Mahl auf der Mitte, oder auf irgend einem Theile der Oberfläche des Gletschers erscheinen, da man auf diesem Platze, einige Tage zuvor, keine Spuren davon bemerkt hatte. Vielen ist es noch ein Räthsel, wie diese Felstrümmern dahin kommen. Der gemeine Mann läßt sie durchgehends aus der Tiefe des Gletschers durch die Spalten herauf kommen. — Die Kälte, sagt der Aelpler, reißt die Steine in die Höhe, und wirft sie mit Gewalt bey den Oeffnungen der Spalten heraus. Dieß wollten mich auch die Anwohner des Pinzgauer-Gletschers versichern.

Paula Schrank führt ferner an, daß bey dergleichen Einwürfen andere sich dadurch helfen wollten, daß sie annähmen, die Steine, welche auf der Mitte des Gletschers lägen, wären dahin gekommen, als er noch niedrig gewesen sey; wie er sich aber gehoben und gewölbt hätte, wären die Steine von ihm mit aufgehoben worden. Aber er urtheilt davon sehr richtig, daß sich dieß nur auf den falschen Wahn gründe, daß die Gletscher von unten aufwärts wüchsen. Nichts sey gewisser, als daß die Gletscher von oben her durch den alljährigen Schnee, den die Sonne nur zum Theile wieder wegschmelzen könne, beträchtlich zunehmen, und daher müssen diese Steine auch mit jedem Jahre unter dem neuern Zuwachse vielmehr begraben werden; nimmermehr aber würden sie sich alle Jahre auf der Oberfläche des Gletschers unverändert zei-

gen können. Die Hauptschwierigkeit, welche erklärt werden muß, liegt vornehmlich darin, daß man dergleichen Steine an Stellen findet, wo nur wenige Tage zuvor keine bemerkt wurden.

Es kann im Ganzen nicht geläugnet werden, daß Steine von beträchtlicher Größe von nahen Felsengebirgen stürzen, und im Eise des Gletschers durch neuen Schnee bedeckt, folglich dadurch unsichtbar werden können. Liegen diese Steine nicht tief unter der Oberfläche, so kann auch wohl zuweilen in etlichen Tagen, bey starker Sonnenhitze, so viel Eis wegschmelzen, daß sie auf der Oberfläche sichtbar werden können. Sollten sie aber auf eine andere Art, durch eine von unten herauf wirkende Gewalt, aus der Tiefe auf die Oberfläche geschläudert worden seyn, so müßte man in solchem Falle nothwendig, besonders, wenn sich dieß in dem Zeitraume von etlichen Tagen zugetragen haben sollte, verhältnißmäßige große Spalten oder Oeffnungen, nach der Größe der Steine, oder andere Spuren einer vorhergegangenen Gewaltthätigkeit gewahr werden. Denn es ist eben so wenig zu läugnen, daß wirklich große Steine noch auf eine andere Art, auf die Oberfläche des Gletschers gebracht werden können.

Daß die Gletscher öfters todte Körper von Menschen und Vieh durch die Spalten auswerfen, ist bey Grunern selbst angemerkt; daß dieß auch mit Steinen, Holz und Sand geschehen, ist eben daselbst angemerkt worden. Daß auch endlich eine unter der Eisdecke befindliche Luft oft in heftigen Winden durch das Eis breche, und es zerberste, hat eben derselbe umständlich dargethan. Ich glaube daher nicht mehr, als diese Sätze nöthig zu haben, um einige nicht

ganz unwahrscheinliche Ursachen des Auswerfens der Steine zu finden. Nur dann kann die von Gruner angegebene Ursache, des Auswerfens todter Körper, die wirkliche seyn, wenn sie ganz unten am Ausgange des Gletschers, wo diese Masse des Eises gewöhnlich nur von einer mäßigen Dicke ist, ausgeworfen wurde. Dort wird das viele unten versammelte Wasser, die Eisdecke aufzuheben im Stande seyn. Aber nimmermehr kann das Wasser unter dem Gletscher so entsetzlich anwachsen, und so gewaltig wirken, daß es auf einer beträchtlichen Höhe des Gletschers, wo die gräßlichen Spalten oft eine, keinem Auge erreichbare Tiefe des Eises zeigen, auch noch die Decke heben sollte. Das Wasser, das an einer solchen Stelle, in der Tiefe des Gletschers befindlich ist, kann wohl einige Schuhe hoch in die Spalte hinauf gedrückt werden, wenn es zu sehr anwächst; aber so eine Eismasse, wie einem Gletscher über ihm liegt, wird es nimmermehr heben können. Aus Gruners angegebener Ursache kann ich mir das Ausspülen todter Körper, aber nicht das Auswerfen erklären. Wenn also solche durch Spalten ausgeworfen wurden, darin sie ehedem umgekommen sind, so kann dieß nur sehr selten am Ausgange des Gletschers geschehen seyn, weil es dort so sehr gefährlich nicht seyn würde, in eine solche Spalte zu fallen, da dort die Eisdecke von keiner beträchtlichen Tiefe ist. Ist es aber an der Höhe des Gletschers geschehen, so kann das Aufheben der Decke nur sehr selten von jener Ursache erfolgt seyn. Es müssen also noch andere Ursachen vorhanden seyn, wodurch Steine, Sand und todte Körper aus den Spalten ausgeworfen werden. Daß durch die unter der Eisdecke eingeschlossenen Dünste

manches Mahl heftige Winde unter ihr entstehen, die mit Gewalt aus den Spalten brechen, sogar neue Spalten zu machen im Stande sind, wo sie nicht schon bebahnte Straßen finden, das hat Gruner gezeigt. Setzen wir nun, es dringe so ein Wind unter der Decke heraus, er finde eine Spalte, wodurch er ohne Widerstand ausbrechen könnte — es stehe ihm aber ein Stein, ein Sandhaufe, oder ein todter Körper, der durch die Spalte hineingefallen, und in derselben stecken geblieben, ohne bis auf den Grund gekommen zu seyn, im Wege; so wird gewiß ein solcher Wind, wenn er schon fähig ist, Spalten im Gletscher zu machen, noch viel leichter Steine, Sandhaufen und todte Körper, die ihm im Wege liegen, mit sich fortreissen und vor sich hin auswerfen können. Daher mögen auch wohl manche Reisende gesehen haben, daß ein Stein einige Klafter hoch in die Luft flog und auf dem Gletscher liegen blieb. Ich finde gar nichts Widersinniges in diesem Auswerfen der Steine. Entsteht durch einen Wind wirklich eine Spalte, und es ist in der Gegend derselben ein Stein eingefroren, der jetzt tief im Eise liegt, so wird ihn der Wind auf die nähmliche Art losreissen, und zur Spalte hinausschläudern können. Man wird sich darüber um so weniger wundern, wenn man sieht, welche Menge loser Steine manches Mahl unter dem Gletscher liegt. Ich ward davon am Fuße des Waxeggerkäses überzeugt, wo ich die Stelle, die der Gletscher, der jetzt abnahm, eingenommen hatte, mit Steinen überdeckt fand. Das, was in Erdbeben und bey Vulcanen unterirdisches Feuer, und die dadurch mit Gewalt ausgedehnte Luft thun, das wird auch hier eine Menge, der durch andere Ursachen un-

ter dem Gletscher in Bewegung gebrachten, Dünste bewirken. Man weiß, daß die Wanderer auf den Gletschern öfters gewaltiges Beben der Eisdecke beobachtet haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die unter dem Eise verschlossene Luft nie stärker in Bewegung gesetzt werden könne, als beym Fortrücken des Gletschers. Denn er kann keinen Schritt vorwärts machen, ohne daß manche alte Höhle ausgefüllt, oder verschlossen, und manche neue wieder geöffnet wird. Dieß aber muß beym Fortrücken des Gletschers nothwendig eine heftige Bewegung der in ihm eingeschlossenen Luft hervorbringen, die auch zu manchem Steinwurfe die Ursache werden kann.

Ein Freund, der von Salzburg aus, vor mehreren Jahren, über Mitterfill und den Felbertauern nach Matrai reisete, hat bey seiner Rückkehr von diesem Orte, wo er sich einige Wochen aufhielt, folgende Bemerkung am Schlosser-Käse gemacht. Dieser weitläuftige Gletscher liegt den Reisenden, wenn sie den südlichen Fuß des Felbertauerns erreicht haben, an der rechten Seite Am Fuße des Gletschers liegen die Schlösseralpen. Mein Freund bemerkte auf seiner Rückreise von Matrai, daß an dem Rande mehrere Spalten, viele Steine und ganze Haufen Sand und Erde lagen: da doch einige Wochen vorher, bey seiner Durchreise, von alle diesem nichts zu sehen war. Dazu versicherte er mich, daß alle diese Steine und Sandhaufen nimmermehr durch einen Sturz von einem Seitenberge hätten an ihre Stelle gebracht werden können. Und warum wären sie gerade am Rande der Spalten liegen geblieben, wenn sie durch einen Fall von oben

her dahin gekommen wären? Dieß dünkt mich ein unumstößlicher Beweis zu seyn, daß alle diese Steine und Sandhaufen durch eine Art Erdbeben zu den Spalten heraus geworfen wurden.

Durch das angeführte Zeugniß wird es allerdings sehr wahrscheinlich, daß große Felsenstücke und starke Haufen Steingrus durch mächtige Windstöße aus der Tiefe des Gletschers heraufgeschläudert werden können. Daß solches aber allerdings auch durch Wasser geschehen könne, welches Paula Schrank nicht zugeben will, das läßt sich durch folgende ganz neue Zeugnisse beweisen. Herr Bernhard Friedrich Kuhn, Verfasser des Versuchs über den Mechanismus der Gletscher, in Höpfners Magazin, für die Naturkunde Helvetiens, 1ster Bd., erzählt bey Gelegenheit, da er vom Fortrücken der Gletscher und den begleitenden Folgen handelt, folgende eigene Beobachtung (S. 129.). „Im Herbste 1783 war ich selbst Zuschauer eines solchen gewaltsamen Auftritts, der mir Gelegenheit gab, das Fortschreiten der Gletscher mit aller Genauigkeit zu untersuchen. Ich war auf das so genannte Eismeer im Grindelwalde, am Rücken des Mettenbergs, hinauf gestiegen, und schon eine ziemliche Strecke auf demselben fortgegangen; auf ein Mahl entstand gegen Osten, am Fuße des Schreckhorns, ein heftiges Getöse, das wie ein Donnerschlag unter meinen Füßen durchlief. Im gleichen Augenblicke wurde das Eisfeld gewaltig erschüttert, und zwey äußerst heftige Stöße — denen eines horizontalen Erdbebens ähnlich — folgten sich Knall auf Knall, in der Richtung des unterirdischen Getöses nach. Verschiedene zu

meiner Seite, auf abschüssigem Boden ruhende Felsblöcke kamen in Bewegung, und rollten in die nächsten Vertiefungen hinunter. Ein Paar nahegelegene, sehr weite Schlünde, schloßen sich plötzlich zu, und warfen das darin stehende Wasser mit vielem Geräusche in die Luft aus. Ich selbst wurde durch die Heftigkeit der Stöße zu Boden geworfen.

Sollte es hierbey nun unmöglich seyn, daß durch eine solche, mit der stärksten Gewalt herausgepreßte Menge Wasser, Steine von beträchtlicher Größe oder eine ganze Menge Sand sollten mit ausgeworfen werden können? Folgende andere Beobachtung mag die Wirklichkeit nachdrücklich beweisen. In dem Versuche einer Beschreibung des Grindelwaldthales, in Höpfners Magaz. f. d. Naturkunde Helvetiens, erzählt der Verf. S. 9. ff. als Augenzeuge, daß im Jahre 1775 ein schwüler Südwind, nachdem er einige Tage angehalten, auf den südlichen Gebirgen eine Menge Schnee und Eis aufgelöset hätte. Die daraus entstandenen Ströme, schreibt er, welche sich durch die unter dem untern Grindelwald-Gletscher befindlichen Eisgewölbe herabwälzten, rissen auf ihrem Wege große Felsstücke und Eisschollen mit sich fort, und verstopften damit alle Oeffnungen, durch welche sonst das Wasser unter dem Eise hervor lief. Dadurch wurde eine erstaunliche Menge Wassers unter dem Eise zurück gehalten; es schwoll durch den beständigen Zufluß aus den obern Eisthälern so lange auf, bis es endlich auf der Oberfläche des Gletschers mit einer Heftigkeit hervorbrach, die keine Feder zu schildern vermögend ist. Der Strom sprang wohl

eine Minute lang, unter dem fürchterlichsten Gebrülle, wie eine dicke Säule in die Luft auf, schläuderte die größten Eisschollen und Felsenstücke in die Höhe, und stürzte mit unaufhaltsamer Wuth über das benachbarte Land hin, das in wenigen Augenblicken, mit Felsentrümmern, Eisschollen und unfruchtbarem Kiese und Sande, bis zu der Tiefe einiger Klafter belegt war. Unter den Felsen, die der Strom mitgeführt hatte, waren viele, deren körperlicher Inhalt einige hundert Kubisfuß betrug u. s. w."

Ein Brunnen, der des Nachts mehr Wasser gibt als am Tage, und jährlich eine Zeit lang ausbleibt.

Der Verfasser einer Beschreibung der Schweizerischen Eisgebirge redet von einem Brunnen bey Engstler im Canton Bern, bey welchem sich ein zweyfaches Ausbleiben des Wassers ereignet; das eine ist täglich, das zweyte jährlich nur ein Mahl zu beobachten. Dieser Brunnen fängt gegen den Wonnemonath nur an zu fließen, und gibt die Nacht hindurch mehr Wasser als am Tage.

Der gemeine Mann glaubt, daß diese Quelle ein besonderes Geschenk der Gottheit sey, damit seine Herden, welche um diese Zeit auf dieß Gebirge getrieben werden, Wasser fänden. Allein in den Augen des Naturkundigen verschwindet hierbey alles Wunderbare: denn dieser begreift, daß dieses bloß von der Wärme

der Sonne herrührt, welche gegen diese Zeit in den niedrigen Gebirgen das Eis zu schmelzen anfängt; denn auf den höheren Gebirgen bleibt es immer unverändert liegen. Der Umstand, daß diese Quelle des Nachts stärker fließt, als am Tage, könnte wunderbarer und schwerer zu erklären scheinen. Allein es rührt dieses unstreitig von der stärkern oder schwächern Wirkung der Sonne auf die mit dieser ungeheuern Eismasse bedeckten Gebirge her. Weil nun eine gewisse Zeit nöthig ist, damit die Sonnenwärme wirksam werde, und sich den entfernten Theilen mittheile; — so geschieht es, daß die Wirkungen dieser Wärme einige Stunden nach ihrer größten Heftigkeit, welche Nachmittags um drey Uhr einzutreten pflegt, sich äußern. Einige Stunden nach Sonnenuntergang schmilzt das Eis am meisten. Wenn man ferner die Länge des Weges in Betrachtung zieht, welche das Eiswasser in diesen gebirgigen Gegenden unter dem Eise hin nehmen muß, so wird es nicht mehr wunderbar scheinen, daß das Wasser nur gegen Mitternacht am häufigsten fließt.

Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor.

Im Jahre 1751 hatte ein Einwohner aus dem Marktflecken Enans, nahe bey Neufchatel, einen geschwollenen Ochsen, den er endlich schlachten mußte. Verschiedene Personen standen dabey, um zu sehen, wie das Fleisch des kran-

ken Thieres beschaffen seyn würde. Der Fleischer riß mit Gewalt den Vormagen des Thieres heraus, und zerriß bey diesem gewaltsamen anatomischen Versuche, unversehens den Pansen, Wanst oder Unterleib des Thieres. Sogleich drang aus der Oeffnung mit Geräusch eine Flamme hervor, welche lebhaft auf drittehalb Ehlen auffoderte. Sie verbrannte dem Fleischer Augenbraunen und Haare, und seine Augen litten so sehr, daß er lange Zeit hernach kein Licht vertragen konnte. Einem jungen Mädchen, welches ihm mit der Lampe leuchtete, waren alle Haare verbrannt, und sie wäre vielleicht noch übler zugerichtet worden, wenn ihre Mutter nicht, zu schneller Tilgung des Feuers, ihre Schürze über den brennenden Kopf der Tochter zu werfen, entschlossen genug war. Die Flamme dauerte drey Minuten lang fort, und wurde immer kleiner. So wie sie anhielt, nahm auch die Geschwulst des Wanstes ab, und im Schlachtorte verbreitete sich ein unerträglicher Gestank.

7.

Italien.

Gährende Erde.

Bey Agrigent, Modena, Parugia, und auf einige Inseln um Maltha gibt es Ge-

Gegenden, wo die Erde in einer beständig aufwallenden Bewegung ist. Zuweilen entstehen daselbst kleine ehlenhohe Hügel, die sich endlich öffnen, zusammenfallen, und sodann ein Loch bilden, aus welchem nach der Zeit trübes, nach Schwefel riechendes Wasser fließt. Diese Hügel liegen, nach Baco's Berichte *), gemeiniglich sechs bis sieben Fuß von einander entfernt; in zwey bis drey Jahren verschwinden sie wieder gänzlich, und es entstehen an ihrer Statt andere. Ueberhaupt ist diese Erscheinung hier in den Gegenden, wo man Bergöhl sammelt, ziemlich gemein.

Da man die beträchtlichsten Aufblähungen und Erhebungen des Erdreichs bey sich ereignenden Erdbeben bemerkt hat; so ist es wohl ziemlich gewiß, daß sie durch unterirdische Brände veranlaßt werden. Dergleichen verschlossenes Feuer entwickelt oder verdünnet die Luft, und diese sucht sich Oeffnungen, wo sie den wenigsten Widerstand findet.

Wasser und Erde, welche Flammen geben.

Bey den Ruinen der verschütteten Stadt Velleja, im Parmesanischen, ist eine Quelle, welche sich auf der Oberfläche entzündet, wenn man ein brennendes Licht daran hält; aber nicht

*) In seinem Museo di Fisica et di Experienza dreyßigste Beobachtung.

weit davon ist ein kleiner Strich Landes, wo zuweilen, besonders bey trübem Himmel, Flammen heraus fahren, ohne daß man sie angezündet hat. In dieser Gegend findet man ebenfalls Bergöhl. Zu Pietra Mala, fünf und zwanzig Meilen von Bologna, brechen unaufhörlich, bey Tage und bey Nacht, sichtbare Flammen aus der Erde hervor. Der Platz, über welchem sich diese Flammen erheben, hat, nach Ferber *), nur drey Ehlen im Durchschnitte, und das Feuer stößt um und zwischen den darauf liegenden kleinen Steinen hervor, wovon die thonigten und märglichten hart, die kalkartigen aber mürbe gebrannt werden. Diese Flammen sind sehr zart, klar und weißgelb, wie von einem brennenden Oehle, und haben einen schwachen Geruch von Bergöhl, durch dessen Verbrennung sich ein feiner Ruß an die lose liegenden Steine absetzt; sie steigen eine Ehle hoch über die Erde, haben nicht die geringste Spur von Schwefelsäure, und sollen nach Regen stärker, in trockenem Sommer aber schwächer werden. Etwas weiter hinauf im Thale, an derselben abhängigen Seite des Berges, ist noch ein anderer dergleichen Schornstein, von brennendem Bergöhle, und zwar größer, und von weiterem Umfange, als der vorgedachte, aber von so schwacher Flamme, daß sie des Tages kaum sichtbar ist.

Weiter hin, wo das Thal sich endigt, und der Boden nach der größten Landhöhe aufwärts steigt, ist eine kleine Pfütze Aqua Buja ge-

*) Ferbers Briefe aus Wälschland. Prag 1773. Seite 340.

nannt, deren kaltes Wasser beständig mit aufsteigenden Blasen zu sieden scheint und mit bergöhligten Theilen an der Oberfläche bedeckt ist. Bey Annäherung einer Fackel, oder einer Kerze, entzünden sich die letztern, und brennen so lange fort, bis ein starker Wind oder Regen die Flamme auslöscht.

Die periodische Quelle bey Bergamo.

In Bergamo befindet sich am Fuße des Sandberges Misma, eine Viertelstunde vom Flusse Serio, in einer ziemlichen Erhöhung, eine Höhle, aus welcher eine periodische Quelle fließt, die sich fast alle halbe Stunde verändert. Wenn diese Quelle ganz zu fließen aufhört, so folgt darauf ein schwacher Wind, der aus dem Innern heraus bläset; hierauf hört man ein Geräusch, das dem Geräusche des aufwallenden Wassers, welches mit Gewalt durch ein Loch getrieben wird, ähnlich ist; hernach sieht man, weil die Quelle nicht gar tief ist, das Wasser wieder hervorsprudeln, und oft drey Fuß hoch steigen; dann setzt es sich nach und nach wieder, doch stets mit einigem Gemurmel, und die Quelle bleibt wieder aus.

Einen anderen ähnlichen Zeitbrunnen gibt es nahe bey Casmigo, und auch nicht weit vom Serio entfernt. Man nennt ihn den Drachen. Er zeigt sich in einer Viertelstunde sieben Mahl; der niedrigste Punct des Wassers beträgt drey Zoll, die übrigen Veränderun-

gen desselben waren aber ungleich und weniger beträchtlich.

Höchst merkwürdige Entdeckung uralter Erdoberflächen.

Die besondere Beschaffenheit und Lage des Herzogthums Modena hat Gelegenheit gegeben, daß wir von einer dreymahligen verschiedenen Bewohnung der Oberfläche der Erde die zuverlässigsten und überzeugendsten Beweise und Kennzeichen gefunden haben. Dieses Herzogthum besteht eigentlich in einer großen, sich auf viele Meilen erstreckende Ebene, welche von allen Seiten mit Gebirgen eingeschlossen ist. In dieser ganzen Ebene, oder diesem platten Lande, muß man sehr tief, und wenigstens hundert und zwanzig Fuß eingraben, um sich Brunnen zu machen, und darin Wasser zu erlangen. Es ist merkwürdig, daß unter diesem ganzen Herzogthume hundert und zwanzig Fuß tief unter der Erde sich ein großer See befindet, welcher allen Brunnen, die man gräbt, ihr Wasser gibt. Dieses ist daraus klar und offenbar, weil, wenn man hundert und zwanzig Fuß tief in die Erde eingegraben hat, sich alsdann allenthalben ein allgemeiner, verschiedene Fuß dicker Felsen, oder so genannter Zechstein befindet. Dieser muß durchgearbeitet werden, weil unter demselben das Wasser steht. Die Erfahrung hat die Brunnengräber gelehrt, daß sie Vorsicht gebrauchen müssen, wenn dieser Stein bis auf einige Zoll

durchgearbeitet ist. Denn, wenn die endliche Oeffnung des Steins geschieht, so dringt das Wasser mit solcher Heftigkeit in den neu gegrabenen Brunnen, daß sich der Arbeiter, welcher den letzten Schlag thut, um den Stein zu durchbrechen, kaum zeitig genug retten kann. Gemeiniglich setzt sich derselbe auf einen Knebel oder Querholz, welches unten an dem Seile befestiget ist, das man gebraucht hat, die Erde und Steine aus dem Brunnen herauszuwinden, und welches oben durch eine Winde regiert wird. Der Arbeiter öffnet alsdann durch einen starken Schlag mit dem Hammer den bis auf einige wenige Zoll durchgearbeiten Zechstein, und gibt durch Zucken mit dem Seile das Zeichen, daß er schleunig heraufgewunden werde, weil alsdann, nach gemachter Oeffnung, das Wasser einige Mann hoch mit der größten Gewalt in den Brunnen eindringt. Daß aber hundert und zwanzig Fuß tief unter diesem ganzen Herzogthume sich nur ein einziger See befinde, welcher allen Brunnen Wasser gibt, erhellt sichtbar aus dem Umstande, daß man in dem ganzen Herzogthume sogleich wissen kann, wann das Wasser in einen neu gebrabenen Brunnen eingelassen wird. In allen übrigen Brunnen des Herzogthums fällt in eben dem Zeitpuncte das Wasser merklich nieder, bis es mit dem neu gegrabenen Brunnen wieder einen wagerechten Stand erlangt.

Dieses beweiset genugsam, daß alle diese Brunnen unter der Erde den genauesten Zusammenhang mit einander haben, und daß es ein einziger großer unterirdischer See sey, welcher allen diesen Brunnen Wasser gibt. Bey Gelegenheit, diese Brunnen zu graben, hat man nun die allerunbezweifeltsten Beweise und Kenn-

zeichen gefunden, daß unser Erdkörper vor der jetzigen Bewohnung bereits zu drey verschiedenen Mahlen bewohnt gewesen ist, dieses ist es, was in unserer gegenwärtigen Geschichte des Erdkörpers allzu wichtig ist, als daß es nicht den Lesern umständlich mitgetheilt werden sollte.

Wenn man in dem Herzogthume Modena zwanzig bis dreyßig Fuß tief zu dem Endzwecke der Brunnen in den Erdboden eingräbt; so findet man sehr häufig allerley Rudera und Grundmauern von Gebäuden, wie auch allerley Geräthschaften, die so wohl zum Baue der Häuser, als zu andern Bequemlichkeiten der Menschen gebraucht werden. Einige Schriftsteller, die uns diese Nachrichten von der Beschaffenheit des Herzogthums Modena mitgetheilt, und darüber Betrachtungen angestellt haben, sind der Meinung gewesen, daß man diese ersten Spuren eines bewohnten Erdkörpers noch zu unserer jetzigen Zeitrechnung und Bevölkerung der Erde rechnen müsse. Sie sagen, es fänden sich in alten Geschichtschreibern einige Nachrichten, daß die Gebirge um das Herzogthum Modena herum in alten Zeiten, und ungefähr zu der Zeit, da Rom noch Könige hatte, einige feuerspeyende Berge gehabt hätten. Es könnte also gar wohl seyn, daß dadurch diese Gegend verwüstet, und mit der Asche und der Lava, oder den Feuerströmen aus diesen feuerspeyenden Bergen auf fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch bedeckt worden sey. Allein, zu geschweigen, daß nicht die geringste Nachricht vorhanden ist, wenn man auch einiges Feuerspeyen dieser Gebirge zugibt, daß dadurch große Verwüstungen verursachet worden wären; so müßte sich auch bey der Eingrabung die Lava, oder die gewesenen

Feuerströme vorfinden und entdecken lassen. Eine solche Lava ist von allen anderen Steinarten genugsam zu unterscheiden, so wohl durch ihre Farbe, als durch ihre glas- oder schlackenartige Beschaffenheit, und man hat sie gar nicht verkannt, als man zu unseren Zeiten die ehemahlige Stadt Heraclea wieder aufgegraben hat. Man findet aber nicht die geringste Nachricht, daß sich in der fünfzehn bis zwanzig Fuß tiefen Erde, womit diese Ruinen von Gebäuden bedeckt sind, etwas von einer dergleichen Lava gefunden hätte. Es ist auch in der Geschichte nicht bekannt, daß sich seit den Zeiten der Römischen Könige in dieser Gegend eine Ueberschwemmung ereignet hätte; von dem bloßen Staube aber, oder von der Versammlung der Pflanzengewächse, kann in einer Zeit von zwey tausend und etlichen hundert Jahren kein Erdreich über diesen Ruinen entstanden seyn, welches fünfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe ausmachte, zumahl, wenn man erwägt, daß das Herzogthum Modena seit länger als zwey tausend Jahren bewohnt gewesen, und immer in dem gegenwärtigen Zustande, was seine Bewohnung und Bevölkerung anbetrifft, geblieben ist.

Doch, dem sey wie ihm wolle, wenn auch diese ersten Ruinen oder Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche der Erde zu unserer jetzigen Zeitrechnung auf irgend eine Art gerechnet werden könnten; so ist doch solches, in Ansehung der beyden folgenden Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche, ganz unmöglich. Wenn man nähmlich vierzig Fuß tiefer bey dem Brunnenmachen eingräbt; so findet man allgemein abermahls alle Kennzeichen einer ehedem bewohnt gewesenen Oberfläche der Erde. Es zeigt sich ein

durch die Bearbeitung und Mistung schwarz gewordenes Erdreich von mehr als einem Fuße Tiefe. In diesem schwarzen fruchtbaren Erdreiche kennt man sehr deutlich die versteinerten Wurzeln von Gras und allen Arten von Pflanzengewächsen so wohl, als die Wurzeln von niederen Holzungen und Gebüschen, die ehedem in dieser Oberfläche des Erdkörpers ihre Nahrung gefunden haben. Selbst allerley Arten von Gebüschen und Pflanzengewächsen hat man hier versteinert angetroffen. Ja, was noch mehr ist, man hat einen vollkommenen Feigenbaum mit vielen noch daran sitzenden Feigen versteinert gefunden, der noch jetzt in dem Naturaliencabinette des Herzogs von Modena aufbewahrt werden soll. Es ist offenbar, daß diese zweyte Bewohnung der Erde nicht zu unserer Zeitrechnung gehören kann. Denn was für einen unermeßlichen Zeitraum muß man voraussetzen, ehe diese zweyte Bewohnung mit vierzig Fuß Erde bedeckt worden ist, um der dritten Bewohnung Platz zu geben, die noch jetzt fünfzehn bis zwanzig Fuß tief unter der Oberfläche der Erde verborgen ist? Allein, dieses ist nicht genug. Wenn man fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß tiefer in den Erdboden eingräbt; so finden sich alle Spuren und Kennzeichen einer dritten bewohnten Oberfläche des Erdkörpers, ein abermahliges schwarzes fruchtbares Erdreich, in welchem sich die Wurzeln der Pflanzengewächse, die diese Oberfläche ehedem hervorgebracht hat, versteinert befinden. Man findet über dieß auf und in dieser ehemahligen Oberfläche viele eiserne Geräthschaften, die zum Ackerbaue und zur Wirthschaft dienen. Was aber insonderheit bemerkt zu werden verdient, ist, daß man eine versteinerte Korngarbe

auf dieser dritten Bewohnung der Erde gefunden hat, die nicht allein noch zusammen gebunden gewesen ist, sondern an welcher auch alle Halme und Aehren so wohl, als die versteinerten Rockenkörner in den Aehren noch deutlich zu erkennen, und durch geschickte Bemühung von einander abzusondern gewesen sind.

Es ist hieraus ganz klar und offenbar, daß vor unserer jetzigen Zeitrechnung Italien wenigstens zwey Mahl bewohnt gewesen ist, und daß diese Bewohnungen und Bevölkerungen durch die Veränderungen der Pole, und durch die dadurch verursachte Austretung der Meere in das vorhin feste Land, wiederum verwüstet und vernichtet worden ist.

Der Steinregen zu Siena.

Der Ritter Hamilton zu Neapel erzählt bey Gelegenheit der Beschreibung des fürchterlichen, im Junius 1794 erfolgten Ausbruchs des Vesuvs, Folgendes: „Ich muß noch eine außerordentliche Erscheinung anführen, die ungefähr 18 Stunden nach dem stärksten Ausbruche des Vesuvs, am 15. Junius, bey Siena im Florentinischen bemerkt worden ist, wiewohl ich nicht für gewiß behaupten möchte, daß sie mit jenem Ausbruche selbst in einer wirklichen Verbindung gestanden habe. Ich verdanke die Nachricht davon dem Grafen von Bristol, Bischof von Derry, der mir vom 12. Julius

1794 darüber folgenden Brief geschrieben hat: Während eines heftigen Donnerwetters fielen ungefähr 12 Steine von verschiedener Größe und Schwere mehr als einer Person vor die Füße. Diese Steine haben durchaus nichts mit den verschiedenen Steinarten gemein, die im Sieneſischen gefunden werden. Der Zufall ereignete ſich 18 Stunden nach dem schrecklichen Ausbruche des Vesuvs, und dieß sonderbare Zusammentreffen läßt uns die Wahl zwischen zwey Erklärungsarten, wovon uns die eine fast in eben so viele Schwierigkeiten verwickelt, als die andere. Entweder sind die Steine in der feurigen Wolkenmasse erzeugt worden, die auch das fürchterliche Gewitter hervorbrachte, oder sie sind vom Vesuv ausgeworfen, und, was freylich eben so unglaublich ist, in einer paraboliſchen Richtung von 250 Engliſchen Meilen fortgeſchleudert worden. Unſere hieſigen Naturforſcher ſtimmen mehr für die erſte Erklärungsart. Ich bezweifelte natürlich zuerſt die Wahrheit der Erſcheinung ſelbſt; aber ſie wird von ſo vielen Augenzeugen beſtätigt, daß ich ihren Ausſagen nichts entgegen zu ſetzen weiß, und ſo befinde ich mich in einem Labyrinthe von Zweifeln ohne Ausweg. So weit der Brief vom Grafen von Briſtol. Er hatte dieſem ein Stück von der größten Steinmaſſe, die, als ſie noch ganz war, gegen 5 Pfund gewogen hatte, beygefügt. Eine andere, die ich auch geſehen habe, iſt unzerſtückelt nach Neapel geſchickt worden. Dieſe wog ein Pfund. Die Oberfläche aller der Steine, deren Fall aus den Wolken in der Gegend von Siena erwieſen iſt, hat eine ſchwarze Farbe, und iſt offenbar ganz friſch verglaſt mit allen Zeichen, daß ſie einem ungewöhnlichen Grade

von Hitze ausgesetzt waren. Zerbricht man sie, so haben sie inwendig eine lichtgraue Farbe mit schwarzen Flecken und schimmernden Puncten gemischt, in welchen die Kenner Schwefelkies finden. Daraus folgt, daß hier nicht an Lava zu denken ist, die dadurch aufgelöst worden seyn müßte. Nun finden sich aber, so weit der Augenschein dieß bestimmen kann, gerade solche Steine in Menge um den Vesuv herum. Als ich vor Kurzem den Berg bestieg, suchte ich darnach um die neuen Crater herum, konnte aber wegen der dicken Lage von Asche, die alle Auswürfe des Berges überdeckt hatte, keine finden. Sollten sich dergleichen Steine mit verglastem Ueberzuge noch finden, so wäre, wie ich auch dem Lord Bristol geantwortet habe, die Frage entschieden; es müßte denn bewiesen werden, daß gerade um diese Zeit, wie die Steine im Sieneſischen Gebiethe niederfielen, ein näherer Vulcan dergleichen habe auswerfen können, ein Fall, der um so leichter gedenkbar wäre, da der Berg Radicofani in einer Entfernung von ungefähr 50 Englischen Meilen von Siena ganz unbezweifelt vulcanischer Art ist. Bey dieser Gelegenheit machte ich den Lord Bristol noch auf einen andern Einfall von mir aufmerksam. Es ist nähmlich erwiesen, daß während des letzten Ausbruchs des Vesuvs die Asche noch viel weiter fortgetrieben wurde, als die Entfernung beträgt, in welcher die Steine im Sieneſischen Gebiethe fielen. Wäre es nicht möglich, daß sie sich im Wirbel der Rauchwolken eben so an einander gehängt hätten, wie Hagelkörner zu größern Eisklumpen sich vereinigen? Und könnte nicht die äußere Verglasung von diesen agglomerirten und verhärteten vulcanischen Klumpen

durch die Wirkung der (in diesen Eruptionswolken so außerordentlich wirksamen) electrischen Materie hervorgebracht worden seyn? Der berühmte Pater, Ambrogio Soldani, Professor der Mathematik zu Siena, läßt jetzt eine Abhandlung über diese Steine drucken, worin er, wie ich höre, außer allen Zweifel zu setzen sucht, daß sie sich ohne alle vulcanische Einwirkung in der Luft selbst erzeugt haben.

Der Erdbrand in der Traviser Mark.

Aus einem, von dem berühmten Pater Frisi, öffentlichem Lehrer auf der hohen Schule zu Pisa, geschriebenen Briefe ersieht man, daß im Anfange des Frühlings 1784, die Traviser Mark (la Marca Trevisana) und besonders der Marktflecken Lovia, von Feuern in Schrecken gesetzt worden sind, die dem Erdbrande ähnlich waren. Diese Feuer, sagt der Pater, entstanden an der Oberfläche selbst, die sie ergriffen, und vornehmlich an Strohdächern und den aus Rohr geflochtenen Zäunen. Sie entstanden zu keiner bestimmten Zeit, sondern bald bey Tage, bald bey Nacht. Weder Feuchtigkeit noch Wind, ja selbst nicht der häufige Regen, welcher im Frühjahre fiel, konnte sie unterdrücken. Man bemerkte sie niemahls in eingeschlossenen Orten, sondern allezeit im Freyen, und verschiedene Stellen schienen sie vorzüglich zu ergreifen. In einem einzigen kleinen Dorfe fand es an dreyßig und in einem Hause sech-

zehn Mahl Statt. Man bemerkte während dieser Zeit öfters im freyen Felde herum fliegende Funken, welche aber, wenn man sich ihnen nahete, verschwanden. Vor diesem Feuer ging allezeit ein sehr starker Geruch von Schwefel, welcher sich in dasiger Gegend sehr häufig findet, voraus; die Hähne krähten und die Hunde heulten, welches vermuthlich von diesem Geruche herrührte. Uebrigens hat man, nach der Bemerkung des Pater Frisi, diese Erscheinung in der dasigen Gegend mehr als ein Mahl beobachtet. Der berühmte Riva hat ein Verzeichniß von denjenigen Feuern geliefert, die zu Gottinge, Rossan, Rainou und Gallire, welche Orte etwas seitwärts von Lovia liegen, zu andern Zeiten ausgebrochen sind. Indessen findet sich doch zwischen den von Riva beobachteten, und jenen, vom Pater Frisi beschriebenen, einiger Unterschied. Die ersteren brachen nur bey trockener Witterung aus, da hingegen die letzteren auch bey feuchtem Wetter entstanden. Zu Riva's Zeiten beobachtete man fliegende Flammen; Frisi hingegen gedenkt bloß der Feuerfunken, und die Flamme schien bey den von ihm beschriebenen Feuern aus den Körpern selbst zu entstehen, welche davon ergriffen wurden. Ein einziges Feuer erschien zu Riva's Zeit am Tage, und keines entzündete die aus Rohr geflochtenen Zäune. Der Boden der Traviser Mark ist übrigens überhaupt genommen sehr fruchtbar, ob man gleich an einigen Orten vielen groben Sand und andere fremdartige Theile antrifft, welche durch Ueberschwemmungen eines Baches dahin gebracht werden.

Der Aeolusberg im Kirchenstaate.

Dieser Aeolusberg erstreckt sich zwischen Sanct Gemini und Torni, von Morgen gegen Abend auf acht Italiänische Meilen. An seiner linken Seite liegt das Städtchen Ciesis, an seiner rechten das Städtchen Sparti. Künstlich hat ihn die Natur aus Steinbrocken aufgeführt, zwischen deren Ritzen im Sommer, vier Stunden Vormittags und vier Stunden Nachmittags, ein ziemlich kalter heftiger Wind hervorbläst, welchen die Anwohner des Berges sehr sinnreich zu ihrem Vergnügen zu benutzen wissen. In ihren Landhäusern sieht man nähmlich Köpfe mit offenen Mäulern, in welchen man bleyerne Röhren, mit verschlossenen Hähnen, bis an das Innere des Berges geleitet hat. Bey heftiger Tageshitze des Sommers öffnet man diese Hähne, und die Köpfe blasen sodann kalten Wind in die Zimmer, so lange bis man ihres Windmachens nicht weiter bedarf; worauf man sodann die Hähne wieder verschraubt. Noch nutzbarer aber leitet man diesen kalten Wind in Speisekammern und Keller, um Speisen, Früchte und Getränke in nöthiger Kühlung zu erhalten.

Vor allen Dingen ist wohl zu merken, daß der ganze Aeolusberg hohl, und mit Schluchten, die tief in die Erde hinab gehen, versehen ist. Die Oberfläche des Berges besteht aus Felsbrocken, die von der aufliegenden Sonne so durchgeheitzt werden, daß weder Menschen noch Vieh um die Mittagsstunde am Berge ausdauern

können. Dieser Umstand hilft vorzüglich den Weg zur Erklärung des anscheinenden Wunders bahnen.

Bekannter Maßen dehnen die Feuertheile die Luft aus, und machen sie dünner; dieß ist ein Erfahrungssatz, durch dessen Hülfe man luftleere Räume macht. Wenn nun zu Mittage die Gluth der senkrechten Sonnenstrahlen die Felsenbrocken des Aeolischen Berges durchheitzt, und die Luft um den Berg her bis zu einem sehr hohen Grade verdünnt; so stürzt die schwere und dichtere kalte Luft, die tief in den weiten Aeolischen Höhlen, unverändert von den Sonnenstrahlen, in ihrer winterlichen natürlichen Kälte liegt, durch die Ritzen des Berges, aus der Höhle heraus, und vertheilt sich in den von der Sonne verdünnten Luftraum um den Berg her. Ihr Ausbruch durch die engen Ritzen des Berges, erregt einen zischenden Wind, der mit der verstärkten Sonnenhitze gegen den Mittag immer stärker hervorbricht, und mit der abnehmenden Hitze, gegen den Nachmittag, allmählich wieder abnimmt; bis gegen Abend die innere und äußere Luft wieder im Gleichgewichte sind, und jetzt sich aller Wind gänzlich legt. Dieß ist der Grund, warum die Aeolushöhle nur 4 Stunden Vormittags und 4 Stunden Nachmittags bläst.

So wie zur heißen Jahrszeit die Luft aus den engen Oeffnungen der Höhle hervorstößt, eben so dringt sie zur Zeit des Winters aus ganz ähnlichen Gründen durch diese Oeffnungen hineinwärts, und zwar mit solcher Kraft, daß ein Schnupftuch, oder ein anderer leichter Körper, wenn man ihn vor eins der engsten Windlöcher legt, mit mehr oder weniger Schnellkraft, nach

Verhältniß des Grades der Kälte der äußeren Luft, in diese Oeffnung hineinfährt. Es ist natürlich, daß diese Abwechslung der Wärme und der Kälte nur langsam von statten gehen kann, da die Luftzüge nur sehr enge Aus- und Eingänge vorfinden.

Die Kunstgrotte bey Foligno.

De Maraldi beschreibt in den Schriften der Pariser Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1710 eine natürliche Grotte, welche man entdeckte, da man den Grund zu einem Hause legte, welches der Marchese Elisei, drey Meilen von Foligno im Kirchenstaate, bauen ließ. Sie hat eine unregelmäßige Gestalt, ist 30 bis 40 Fuß hoch und 10 bis 12 Schritte breit. Ihre Mauern haben einen schönen Ueberzug von einem gelblichen Marmor, und in gewissen Entfernungen von einander befinden sich Säulen von eben der Materie in halb erhabener Arbeit. Von der Höhe des Gewölbes steigen andere ähnliche Säulen bis zur Erde, an fünf und zwanzig Fuß oder bis zu gewissen Entfernungen herab, wovon die kürzesten zwey bis drey Fuß lang sind. Der Fußboden ist ungleich, und besteht aus breiten, dünnen, über einander liegenden Marmorplatten, die zuweilen hohl liegen, so daß man beym Hinübergehen durchbricht. Maraldi leitet die Versteinerungen von einem benachbarten kleinen Flusse her, dessen schwefelhaftiges Wasser aus den Erdlagen, durch welche er ging, Thon und Sand mit sich genommen habe, welche in Verbindung mit dem

dem Schwefel in eine Steinmasse übergegangen wären.

Der unter der Erde in Steinkohlen verwandelte Baum.

Man grub bey dem Dorfe Nonantolg einen Brunnen, und kam in der Erde auf einen horizontal liegenden Baum, der ganz schwarz war. Unter diesem waren noch andere Bäume von gleicher Farbe. Der Grabende hatte schon so tief gegraben, daß er kein Tageslicht mehr von oben herab bekam; dennoch bemerkte er noch kein Wasser. Hierauf ließ er sich ein Licht herab geben, und sogleich entstand mit Geräusch durch den ganzen Brunnen eine Flamme, die ihm Haut und Haare verbrannte, und sich mit einem starken Knalle endigte.

Wahrscheinlich war dieser schwarze Baum nebst den anderen darunter liegenden zu Steinkohlen geworden, wie ähnliche Bäume, die man in der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts bey Dresden, und neuerlicher in Ostfriesland, ausgrub, und hatte durch seine steinöhlichten Ausdünstungen die Luft mit brennbaren Theilen geschwängert, die sich an dem herab gelassenen Lichte entzündeten.

Das feuerspeyende Italien.

Die Art der Entstehung feuerspeyender Berge ist jederzeit folgende: Es öffnet sich an einem niedrigen Orte im flachen Boden ein Feuerschlund. Die Oeffnung desselben wirft eine Menge brennender Materien aus, welche zum Theile als Laven herab fließen, zum Theile in die Luft aufsteigen, und in Gestalt eines Hagels herab fallen. Diese Materien bilden einen Kegel, eben so, wie durch das aufgeworfene Erdreich der Maulwürfshügel, oder durch den herabfallenden Sand der kleine Hügel im untern Theile einer Sanduhr entsteht. Der Canal, durch welchen diese Materien gehen, bleibt in der Mitte dieses Kegels allezeit offen, so lange die Ausbrüche dauern. Wenn neue Oeffnungen auf einem Berge entstehen, so sind es wahrscheinlich alte und nur aufs neue geöffnete Feuerschlünde: ein ganz neues Feuer bricht allezeit da, wo die Rinde am dünnsten ist, d. i. in den Plänen und Thälern, nicht in den Bergen aus, wofern sich nicht daselbst schon alte, ehedem geöffnete Canäle finden. Die feuerspeyenden Berge selbst aber, deren Materien ohne Ordnung und feste Verbindung über einander liegen, lassen sich sehr leicht vom Feuer durchdringen. Daher eröffnen sich zuweilen Feuerschlünde an ihren Seiten, stürzen dieselben ein, und benehmen den Bergen dadurch einen Theil ihrer regelmäßigen conischen Gestalt. Inzwischen lassen sich an ihnen fast jederzeit die Spuren eines großen zum Grunde liegenden Kegels,

und so vieler kleinen Kegel, als Seitenöffnungen entstanden sind, wieder finden.

Der Vesuv, oder wenigstens die ganze um denselben liegende Masse vulcanischer Berge, erhebt sich mitten aus einer Plane, mit einem ringsherum gleichförmigen Abhange, macht für sich ein einzelnes Gebirge aus, und steht 6 bis 7 Meilen von der Kette der Apenninen ab. Diese Masse ist augenscheinlich das Werk einer einzigen Oeffnung, welche ehedem im Mittel gestanden hat. Eine große Catastrophe aber hat den alten Gipfel eingestürzt, welcher auf die Seite gefallen ist, auf welcher sich jetzt der eigentlich so genannte Vesuv befindet. Ein Theil des Randes der ehemahligen Oeffnung ist stehen geblieben; dieß sind die Berge Somma und Ottajano, welche den eigentlichen Vesuv in Form eines Halbkreises auf der Nordseite umgeben, und von ihm durch das halbkreisförmige Thal Artrio del Cavallo abgesondert sind. Die neue Oeffnung ist auf der Südseite entstanden, und hat daselbst den eigentlichen Vesuv gebildet.

Man könnte die Epoche dieser Revolution füglich in das Jahr 79 der christlichen Zeitrechnung setzen, und sie dem großen Ausbruche zuschreiben, der Herculanum und Pompeji verschüttete, dem ältern Plinius das Leben kostete, und von dem jüngern in seinem Briefe an den Tacitus beschrieben wird. Man kann die schrecklichen Wirkungen desselben die ungeheure Menge ausgeworfener Materien, welche eine dreytägige Finsterniß verursachten, ganze Städte begruben, und in einem Umfange von 5 Meilen alle Felder bedeckten, kaum einem bloßen Ausbruche der gewöhnlichen Oeffnung zuschrei-

ben. Plinius erzählt, die Küste des Meeres sey mit ganzen Stücken des Berges so überdeckt gewesen, daß die Flotte seines Onkels nicht habe landen können. So viele Materie, Dämpfe und Asche konnte die gewöhnliche Oeffnung des Vulcans nicht auf ein Mahl fassen; sie zerriß daher, und ihre Stücken rollten ins Meer hinab. Mit dieser Idee stimmen auch einige Ausdrücke der alten Geschichtschreiber sehr wohl überein.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt es gewiß, daß die heutige Oeffnung nicht diejenige ist, die den Somma, Ottajano und die Masse des ganzen Gebirgs gebildet hat, und daß der Kegel im Atrio del Cavallo, welcher ungefähr auf der halben Höhe des Berges liegt, erst seit der Entstehung der neuen Oeffnung gebildet worden ist. Um von der Entstehung solcher Berge zu urtheilen, darf man nur die Beschreibungen der jetzigen Oeffnung des Vesuvs mit einander vergleichen, welche sich von Zeit zu Zeit ändert. Ich will hier diese Oeffnung so beschreiben, wie sie de Luc im Jahre 1757 gefunden hat.

Vor den letzten Ausbrüchen war der Gipfel, wie ein Trichter, 150–200 Schuh tief ausgehöhlt, daß man leicht hinab steigen konnte. Jetzt ist die Höhlung mit den Laven von 1751 und 1754 ausgefüllt, welche sich keine Oeffnung an der Seite durchbrechen konnten, also in den Trichter aufsteigen, und ihn bis an die Ebene des niedrigsten Theils von seinem Rande ausfüllten, wo sie gegen Süden und Südwesten einen Ausgang fanden. Der gegenüber stehende Rand ragt noch 4—5 Toisen über die Lava hervor, und der Umfang der Oeffnung hält 2400 Schritte. Der Vulcan hat noch ein Loch behalten, welches

mitten durch die Laven hindurch geht; dieses hat einen neuen Kegel, ein wenig westwärts vom Mittelpuncte gebildet, der schon 50 Schuh hoch ist, und in der Mitte einen Trichter von unregelmäßiger Gestalt hat, dessen Rand etwa 150 Schuhe im Durchmesser halten mag.

Als ich diesen Gipfel das erste Mahl bestieg, war die Oeffnung des kleinen Kegels mit dickem Rauche erfüllt, welcher Rauch durch den Kegel selbst, wie durch ein Sieb, hervor drang. Im Innern des Berges hörte man von Zeit zu Zeit ein Krachen, das dem Donner ähnlich war. Bey diesem Krachen nahm der Rauch zu, brach zuweilen in Flammen aus, und drang selbst durch die Risse der Laven im großen Trichter. Nicht weit vom Fuße des kleinen Kegels war eine neue Lava ausgebrochen, welche über die alten hinweg floß, und sie bis zum Glühen erhitzte, wie man durch die Spalten sehen konnte. Ich versuchte auf den Kegel zu steigen; allein die Stöße waren so heftig, daß sie mich zurück trieben; auch wäre es vergeblich gewesen, mich der Gefahr auszusetzen, weil doch der Trichter ganz mit Rauch angefüllt war. Eben dieser Umstand verhinderte mich noch einige Mahl, das Innere der Oeffnung zu sehen.

Endlich gelang es mir am 17. Febr. 1757, da ich wegen einiger besonderen Beobachtungen über die Laven auf den Berg gestiegen war, dieses schreckliche Schauspiel zu erblicken. Drey neue Bäche von Lava und verschiedene daraus verbreitete Aerme überzogen fast den ganzen Gipfel, der über und über zu glühen schien. Der Ueberfluß von Materien hatte am Fuße des kleinen Kegels eine neue Oeffnung gemacht, über der sich ein neuer Kegel bildete, den ich zusehends

wie einen Maulwurfshügel wachsen sah. Die herausgetriebenen Materien trieben die vorigen von der Spitze hinweg, diese rollten an den Seiten hinab, und dienten den folgenden zur Unterstützung. Diese Materien kamen schmelzend aus dem Vulcan; so bald sie aber an die Luft kamen, wurden sie hart, und bildeten einzelne Stücken. Die große Oeffnung des Hauptkegels warf fast ohne Aufhören brennende Materien aus. Zum Glücke aber drang ein starker Wind von der Seite her, wo der Rand der Oeffnung am niedrigsten ist, in das Innere des Trichters ein, und theilte von Zeit zu Zeit den Rauch. Dieß ließ mich hoffen, etwas vom Grunde des Schlunds erblicken zu können; ich stieg daher, des entsetzlichen Krachens und der brennenden Ausbrüche ungeachtet, bis an den Rand des Trichters. Das entsetzliche Schauspiel, das sich meinen Augen öffnete, so oft der Wind die Rauchwolke zertheilte, kann ich mit keinen Worten beschreiben, und habe jetzt Mühe mich selbst zu überzeugen, daß es Wirklichkeit gewesen sey.

Der Grund des Kegels bestand aus einem großen Feuerherde von glühenden Schlacken, welche durch 2 Oeffnungen ausgeworfen wurden. Die Schlacken, welche wieder zurück in den Crater fielen, häuften sich über der Lava an, und die Dämpfe hatten sich nur 2 Oeffnungen vorbehalten, deren 7 — 8 Schuhe hohe Wände gleichsam 2 Schornsteine bildeten. Die eine ganz in der Mitte hatte 5 — 6 Schuhe, die andere gegen Nordwesten 12 — 15 Schuh im Durchmesser. Die kleinere tobte am stärksten, und warf unaufhörlich brennende Dämpfe mit einem Geräusche, wie von kochendem Wasser, aus.

Von Zeit zu Zeit hörte man krachende Stöße, wobey die Erde unter meinen Füßen bebte. Dieß Krachen schien im Boden des Abgrundes anzufangen, und mit ungemeiner Geschwindigkeit heraufzukommen, und brach endlich in einen Knall aus, der den stärksten Donnerschlag übertraf. Die Lava spritzte dabey auf 100 Schuh weit in die Höhe, mit flammendeu Dämpfen und dem Brausen eines Sturmwindes begleitet. Zugleich wurde der Rauch dicker, stieg in wirbelnden Wendungen bis an die Wolken auf, und drang zugleich häufiger durch die Zwischenräume des Kegels selbst. Nach und nach ward auch ein Theil des untern Feuerherds selbst in die Luft erhoben, vermuthlich durch plötzliche Stöße der darunter liegenden Lavasäule. Einige Mahl geschah dieß ganz nahe an der Seite, wo ich stand: alsdann fielen die glühenden Steine auf allen Seiten neben mir nieder, und ich mußte sehr aufmerksam seyn, um ihnen auszuweichen. In diesen Augenblicken des Krachens und der Ausbrüche ward ich, aller Begierde zu sehen, und alles Muths ungeachtet, vom Schauder ergriffen, und durch eine unwillkürliche Bewegung einige Schritte zurück getrieben: inzwischen hielt ich doch länger als eine halbe Stunde an diesem Posten aus.

Die beyden Oeffnungen warfen nicht allezeit zugleich aus, sie konnten also nicht gemeinschaftliche Verbindung mit dem Feuerherde haben. Die kleinere warf ihre Materien, vermuthlich weil sie so eng war, allezeit höher. Die meisten ausgeworfenen Materien bestanden aus Stücken von noch geschmolzener Lava, die ich in der Luft ihre Gestalt verändern, und beym Niederfallen platt werden sahe. Der ganze Kegel besteht aus sol-

chen ausgeworfenen Materien. Einige Stücke davon sind rund und sehr dicht, andere länglich, manche haben die Gestalt der Kuchen, mehrere sind zackigt, leicht und voller Blasen. Die kleinsten Stücke machen das aus, was man Asche nennt; es ist eigentlich sehr klein zerstückte Lava, mit Bimstein vermischt.

Der Bimstein, diese sonderbare Schlacke der Vulcane, besteht ohne Zweifel aus geschmolzenen Materien; er wird aber nicht eher weiß und leicht, als bis er eine Zeit lang der Luft und der Sonne ausgesetzt gewesen ist. Die Liparischen Inseln, besonders Stromboli, liefern ihn in großer Menge. Wenn die Schlacken einmahl Bimstein geworden sind, so schwimmen sie auf dem Wasser, und der Wind führt sie von den Küsten aus an den benachbarten Strand.

Der Kegel ist schwer zu besteigen, weil diese Materien auf seiner äußern Fläche nur locker und ohne Zusammenhang über einander liegen. Inwendig in der Oeffnung sind sie durch die von den Dämpfen abgesetzten Salze und Schwefel stärker verbunden. Von diesen Salzen und Schwefel rühren auch die Farben her, die man fast immer auf der Oberfläche der Laven antrifft, und welche von den aus der Lava selbst aufsteigenden Dämpfen erzeugt werden.

Der Vesuv im Sommer 1794.

Bis jetzt nennt die Geschichte hauptsächlich drey Ausbrüche dieses Vulcans, die sich durch fürchterliche Größe, durch eine Grausen erweckende Erhabenheit, und durch eine gewisse Majestät und Pracht in ihren Verwüstungen, vor allen anderen auszeichnen. Wahrscheinlich werden diese dereinst auch selbst in der großen Geschichte dieses Berges, wenn die Zeit das Andenken an die kleinen Feuerwerke, die er zur Unterstützung der Zeitungsschreiber und Journalisten zuweilen abbrennen läßt, längst wird verwischt haben, noch als Hauptbestimmungspuncte für den großen Gang dieses Naturwerks zu seinen endlichen Zweck stehen bleiben. Der erste ist der, durch welchen im 79sten Jahre des ersten Jahrhundertes der ältere Plinius umkam, und Herculanum und Pompeji verschüttet wurden; der zweyte, der vom December 1631, wobey die See zurück trat, daß der Hafen von Neapel wie vertrocknet da lag; und der dritte, der vom Junius 1794, den wir jetzt beschreiben wollen.

Der große Ausbruch vom Jahre 1779, wobey eine ungeheuere Menge Lava auf ein Mahl ausgeworfen wurde, hatte den Kegel des Vulcans gleichsam bepanzert, und ihm einen solchen Grad von Festigkeit gegeben, daß seit der Zeit fast alle Schwächung der inneren Kraft durch kleine Entledigungen fast gänzlich aufhörte. Sieben Monathe vor dem Ausbruche war der Berg ungewöhnlich ruhig; auch fehlte sogar die sonst gewöhnliche Rauchsäule. (Ein berühmter Natur-

forscher, der sich zur Zeit des Ausbruches in Neapel befand, äußerte die sinnreiche Muthmaßung, die wohl einer ernstlichen Prüfung werth wäre, daß dieser gänzliche Mangel der Rauchsäule nicht so wohl einer Verstopfung der Oeffnung, als vielmehr einem Einsaugen atmosphärischer Luft möge zuzuschreiben seyn.) — Einige Tage vor dem Ausbruche bemerkte man um den ganzen Berg eine dicke Luft, einen Dunst, der Sonne und Mond ein röthliches Ansehen gab. — Die Quellen nahmen ab; man mußte die Brunnensäule täglich verlängern; manche Brunnen vertrockneten ganz. Man bemerkte es, achtete aber nicht viel darauf. Zwischen dem Crater und der Stadt Torre del Greco zeigten sich Ausbrüche von Rauch hier und da mit Getöse; auch dieses achtete man nicht. Am 12. Junius hatte man sehr viel Regen und die Nacht einen heftigen Stoß vom Erdbeben. Der königl. Pallast zu Caserta, eines der solidesten Gebäude in Europa, mit seinen 18 Fuß dicken Mauern ward so erschüttert, daß alle Klingeln in demselben anschlugen. — Am 15 Junius wieder Erdbeben, aber schwächer als das erste; eine Feuer-Fontäne mit Rauch und Knall in der Mitte des Abhangs des Kegels. Ein Lavastrom schien an dem steilen Kegel des Vulcans bergauf zu fließen Wahrscheinlich ein stark gegen den Horizont geneigter, verdeckter Canal von flüssiger Lava, der endlich durch den Druck sein Gewölbe von unten nach oben zu aufschlitzte, und so dem entfernten Auge aufwärts zu fließen schien. Eine Feuer-Fontäne folgte jetzt der anderen. Es ließen sich ihrer 15, in der Richtung nach Resina und Torre del Greco zu, zu gleichen Zeit zählen, und manche mochte der Rauch verdeckt haben. Hier

und da stiegen an der Seite des Berges die glänzendsten Flammen in der Form von Cypressen auf, die an Höhe den Vesuv selbst übertrafen. Keine Beschreibung vermag von dieser Feuerscene einen Begriff zu geben, so wenig als von dem fürchterlichen Getöse, womit sie begleitet war. Letzteres glich einem Gemische der lautesten Donnerschläge mit dem steten Feuer aus schwerer Artillerie, und dieses verbunden mit einem ununterbrochenen tiefen und hohlen Toben, gleich dem Brüllen der Meereswellen in einem heftigen Sturme. Hierzu kam noch ein drittes Getöse, das dem Gebläse einer großen Feuereese glich, oder dem Sausen einer Menge zugleich aufsteigender Racketen. Steine, wovon man einen gemessen und 10 Fuß hoch und 35 im Umfange haltend befunden hat, wurden zu einer unglaublichen Höhe hinaufgetrieben, und trugen mit zu den Erschütterungen der Luft und der Erde bey, wovon die Häuser in Neapel einige Stunden hinter einander bebten, alle Thüren und Fenster rasselten, und die Glocken anschlugen. Es war ein feyerlich-schrecklicher Moment. Der volle Mond, der vorher glänzend schien, stand nun da, roth wie in einer totalen Mondfinsterniß, und verschwand endlich ganz. Das schreckliche dieser Scene wurde noch vermehrt durch das Wehklagen eines zahlreichen Volkes und das Gemurmel bethender Processionen, die durch die Straßen von Neapel zogen; überall hörte man ein dumpfes: *ora pro nobis*.

Während der ganzen Zeit zeigte der eigentliche Crater des Vesuvs keine Spur von Feuer oder Rauch. Am 16. um 4 Uhr des Morgens fing er an; und aus einer Oeffnung nahe dabey ergoß sich die Lava nach Ottajano zu, ver-

brannte einen Wald, durch den sie floß; jedoch erreichte sie, trotz aller ihrer Schnelligkeit, die Weinberge und das übrige bebauete Land nicht. Um 5 Uhr endlich konnte man deutlich sehen, wie die Lava, die zuerst an der Südseite ausgebrochen war, die See erreichte, und sich in dieselbe zu ergießen anfing, nachdem sie den größten Theil der Stadt Torre del Greco zerstört hatte. Es fiel eine schwarze, grobe, sich rauh wie Seesand anfühlende Asche, da die, welche einige Tage darauf, so wohl da als in Neapel, fiel, lichtgrau war, und sich zart, wie Spaniol oder gepülverte Chinarinde anfühlte. Obgleich keine Wolke damahls am Himmel war, so fielen doch mit der Asche große Regentropfen von salzigem Geschmacke, und die gepflasterte Heerstraße war so naß, wie nach einem großen Regen. Professor Emanuel Scotti, zu Neapel, der über diesen Ausbruch geschrieben hat, schreibt dieses Wasser einer Verbrennung von entzündbarer Luft mit dephlogistisirter zu. Die Breite der Lava, die Torre del Greco zerstörte, betrug nach den Messungen des Herzogs della Torre, da, wo sie in die See floß, 1204 Englische Fuß; über die Oberfläche der See ragte sie 12 Fuß hervor, und eben so tief erstreckt sie sich unter derselben; in die See hinaus reichte sie 626 Fuß. Wenn man also alle diese Dimensionen überall gleich groß annehmen kann, so sind, bloß in die See allein, über 18 Millionen Cubikfuß Lava geflossen. Und was ist diese Kleinigkeit gegen die übrige Masse, die an der Seite des Berges hinauf erstarrte, und die Häuser und Straßen von Torre del Greco mit ihrem Guße einpanzerte. Zwey Tage nach dieser Ergießung fand Sir William Hamilton, auf 300 Fuß

von jenem neugegossenen Vorgebirge ab, die See noch rauchend und wie in einem Kessel kochend; das Pech, womit der Boden seines Boots belegt war, schmolz und schwamm umher; das Boot selbst fing an leck zu werden, und sie mußten eiligst das Ufer zu erreichen suchen, um nicht zu sinken. Als die Lava zuerst in die See trat, trieb sie das Wasser zu einer ungeheueren Höhe auf, hauptsächlich aus einem Becken, welches zwey sich vereinigende Arme von Lava zwischen sich formirt hatten. Hier flog das Wasser mit großer Gewalt und einem lauten Knalle auf. Eine Menge gesottener Fische schwamm umher, und mehrere Tage hinter einander während des Ausbruches war auf eine halbe Deutsche Meile vom Ufer kein Fisch zu finden; auch fanden die Taucher alle Schalenthiere am Boden der See auf eine große Strecke hinaus abgestorben.

Am 18. Juny, da der Wind einige Augenblicke den Gipfel des Vesuvs von dem Rauche säuberte, der ihn eingehüllt hatte, bemerkte man deutlich, daß ein großer Theil des Craters nach Neapel zu eingestürzt war. Vermuthlich geschah dieses am Morgen dieses Tages um 4 Uhr, da man einen heftigen Stoß von Erdbeben zu Resina und anderen Orten am Fuße des Berges verspürte. Nun eröffnete sich ein Schauspiel, das an Größe und Majestät alles übersteigt. Aus der erweiterten Oeffnung, die nicht viel weniger als zwey Englische Meilen (ungefähr 10000 Fuß) im Umfange betragen konnte, arbeiteten und thürmten sich Rauch und Asche in Wolken auf Wolken immer höher und höher, dicht und finster hinauf, bis endlich eine Wolkensäule da stand, deren Höhe Sir William Hamilton auf 25 Meilen schätzte, also, die Englische Meile nur

zu 5000 Fuß gerechnet (sie beträgt eigentlich 5230), 125000 Fuß *). Der Vesuv, ihr Säulenstuhl, der selbst über 3600 Fuß über die See erhaben ist, schien ein Maulwurfshaufen dagegen. In dieser ungeheueren Wolkenmasse fuhren beständig Blitze hin und her, wahrhafte Wetterstrahlen, nur größer als die von gewöhnlichen Gewittern; also ganz wie sie der jüngere Plinius in seinen berühmten Briefen an Tacitus beschreibt, *fulguribus et similes et majores*. Die ganze Säule war ein meilenhohes Donnerwetter. Das Haus des Marquis von Berio zu St. Jorio, wurde von einem dieser Blitze getroffen, und Fenster und Thüren eben so davon zersplittert, wie von nichtvulcanischen Wetterstrahlen; auch ließ er eben den Schwefelgeruch zurück. Einmahl schien sich die Wolke gegen Neapel hin zu neigen, und da dachte Sir William an das Schicksal von Hercula-

*) Obgleich diese Messung Sir Williams nur ganz obenhin angestellt ist, indem er die Distanz der äußersten Spitze der Säule vom Crater des Vesuvs mit der Insel Capreä nach dem Augenmaße vergleicht; so erhält doch das Außerordentliche des Resultats hinlängliche Glaubwürdigkeit durch die Messung des Abbe Braccini, der im Jahre 1661 bey dem diesem so ähnlichen Ausbruche die Elevation einer ähnlichen Säule mit dem Quadranten maß, und daraus ihre Höhe zu 30 Meilen berechnete. Im Englischen Texte steht durchaus das Wort *mile* ohne nähere Bestimmung. Da aber die Englische und Italiänische Meile sich vor 10 : 11 1/3 verhalten, und eine von beyden gewiß verstanden wird; so hat die Zweydeutigkeit auf den eigentlichen Zweck dieser Schlüsse keinen Einfluß.

num und Pompeji, das nun dieser Hauptstadt drohete. Indessen der Wind drehte sich; aber zu Somma fiel die Asche so dick, daß Menschen, die nicht in steter Bewegung blieben, Gefahr liefen, dadurch festgemauerte oder begraben zu werden. Die Finsterniß war selbst am Mittage so groß, daß man sich auch bey den Lichtern von Fackeln kaum finden konnte; denn es war nicht der Schatten einer entfernten Decke, in dem man wandelte, sondern man war von der Ursache des Schattens selbst umgeben; man erfuhr da völlig, was dem jüngern Plinius und seiner Mutter bey dem berichteten Ausbruche unter Titus begegnete. Wir nehmen nun noch kurz einige zerstreute merkwürdige Ereignisse zusammen.

Die reichen Weinberge von Torre del Greco, die den bekannten Wein, *Lacryma Christi* geben, und auf 3000 Morgen ausmachten, wurden zerstört; für jetzt wenigstens.

Die gefallene Asche aber ist so fruchtbar, daß Erbsen, die man in einem Teller voll dieser Asche säete, schon am dritten Tage keimten, und fernerhin besser fortwuchsen, als sonst im fruchtbarsten Boden.

Die Asche, die am dritten Tage der Eruption fiel, leuchtete im Dunkeln so, daß die Segel und Hüte der Matrosen, auf die sie fiel phosphorescirten.

Bey der offenbar äußerst electrischen Luft zeigten sich Wirbelwinde in Form von Wasserhosen, die die Asche aufhoben und fortführten. In der Nähe von ihnen hörte man ein seltsames Getöse.

Die Bewegungen des Berges schienen Fieber-Paroxismen ähnlich, wie man auch schon bey

anderen Ausbrüchen bemerkt hat. Sie hielten eine gewisse Periode, und waren immer am heftigsten bey Tagesanbruch, um Mittag und um Mitternacht.

Von der Menge und Klebrigkeit der Asche, die zu Somma fiel, gibt folgende Erfahrung des Abbe Tata einen guten Begriff. Er nahm von einem Feigenbaume, der noch stehen geblieben war, einen kleinen Zweig ab, der nicht mehr als drey Blätter und zwey unreife Feigen hatte, wog ihn, und fand sein Gewicht mit der anklebenden Asche 3i, und ohne dieselbe kaum 3 Unzen.

Mit diesem Auswurfe von Asche, ergoßen sich ungeheuere Ströme von Morast aus Asche und Wasser über die Gegend. Es ist der gemeine Glaube, daß der Vesuv diesen Morast, so wie er ist, ausspeye. Es verhält sich aber schwerlich so; sondern jene Ströme werden durch die Regengüssen aus der electrischen Wolke erzeugt. Dieses Wasser, das die gewöhnlichen Canäle nunmehr durch eine fettige Asche verstopft findet, kann weder in die Erde dringen, noch gehörig abfließen, sammelt sich daher oft zu großen Sümpfen, die endlich ihre Ufer durchbrechen, und so jene Ueberschwemmungen an Orten verursachen, wo man sie am wenigsten erwarten sollte.

Ein königlicher Gärtner von Portici, der den Vesuv, so bald es einiger Maßen thunlich war, bestiegen hatte, wollte den Crater ganz voll kochenden Wassers gesehen haben. Allein der Ritter Macedonio, Intendant von Portici, dachte, er könne dem Schrecken, den ein solches Gerücht über die ganze Gegend verbreiten würde, nicht besser vorbeugen, als wenn er Leute

hin-

hinaufschickte, auf deren Treue und Wahrheitsliebe er sich verlassen könnte.

Dem zu Folge ging Signor Giuseppe Satto mit Begleitung hinauf, und fand die Aussage des Gärtners schlechterdings ohne allen Grund. Er fand nichts als einige flüchtige Spuren Koth, den offenbar der Regen an verschiedenen Stellen des Craters zusammen gespült hatte.

Die Liparischen Inseln.

Die Liparischen Inseln liegen ein wenig nordwärts von Sicilien. Sie führten ehedem den Nahmen der Aeolischen: man glaubte, wegen der schrecklichen Stürme, die zuweilen von ihnen ausgehen, daß Aeolus die Winde in ihnen verschlossen habe.

Die Insel Vulcano hat, von der Westseite gesehen, die Gestalt eines abgekürzten Kegels. Die Fläche des Schnittes hat im Durchmesser etwas mehr als die Hälfte des Durchmessers der Grundfläche. Sein Abhang ist sehr steil und mit vielen Graben durchschnitten.

Ich ließ mich, sagte de Luc, von einem unserer Schiffer, der ein Liparote war, auf den Vulcan führen. Nachdem wir eine halbe Stunde gestiegen waren, kamen wir in eine enge Schlucht, welche mit dem untern Theile des Craters zusammen hing. Diese war ganz mit Schwefeldampf angefüllt, welchen der Wind dahin getrieben hatte. Mein Führer gab mir stammelnd zu verstehen, daß wir ohne Gefahr nicht weiter kommen könnten, weil uns der Dampf beyde

ersticken würde. Bey mir aber behielt die Neugierde die Oberhand; ich gab ihm ein Zeichen umzukehren, hielt den Athem an mich, und lief, so schnell ich konnte, durch den Dampf hindurch, welcher aufhörte, so bald ich in den Crater eintrat. Dieser bestand aus einer großen ovalen Pläne, welche ich sogleich, jedoch nicht ohne Furcht, durchlief, weil ich aus dem Schalle meiner Tritte, und aus dem Winde, der aus verschiedenen Oeffnungen in derselben hervordrang, schließen konnte, daß der Boden nicht fest sey. Der kleinere Durchmesser dieser Pläne hält 5 — 600, der größere 8 — 900 Schritte. Sie ist rings herum mit steil angehäuften vulcanischen Materien umgeben, deren Höhe gegen Süden und Osten 150 — 200 Schuhe beträgt. Dem Eingange in den Crater gegenüber befindet sich an der Stelle, wo der Umschluß derselben am höchsten ist, die Oeffnung, aus welcher der stärkste Rauch aufsteigt. Sie besteht aus einem Trichter, der ungefähr 60 Schritt im Umfange hat, aus welchem eine 15 — 18 Schuh dicke Säule von Rauch aufsteigt, die man schon vom Meere aus deutlich unterscheiden kann. Man hört dabey ein Geräusch wie von kochendem Wasser.

Ich kam nunmehr wieder in den östlichen Theil der Pläne zurück, wo der vom Winde zerstreuete Schwefeldampf alles verhüllte, so daß ich nicht sehen konnte, woher dieser Dampf seinen Ursprung nahm. Indem ich diesen Ort zu entdecken suchte, hörte ich das Geräusch eines heftigen Windes, der aus irgend einer Oeffnung zu kommen schien. Ich glaubte, diese an dem vom Dampfe verhüllten Orte zu finden, und ging weiter, als ich sie auf ein Mahl ungefähr 3 Schritte weit von mir entdeckte. Hier erschrack ich über die Ge-

fahr, der ich mich ausgesetzt hatte. Die Oeffnung bestand aus einem 5 — 6 Zoll breiten Loche, in einem etwa 2½ Schuh tiefen Trichter, woraus die Luft so heftig, als aus dem Blasebalge in einer Schmiedeesse, hervordrang. Ich warf einige Stücke Lava hinein, welche das Loch vergrößerten, wodurch die Heftigkeit des Windes ein wenig geschwächt ward. Von der hinein geworfenen Lava hörte ich, so bald sie durchgefallen war, nicht das Geringste mehr Diese Entdeckung zeigte mir, wie dünn das Gewölbe sey, auf dem ich ging, ich beschleunigte daher meine Rückkehr, traf meinen Führer, der mich erwartet hatte, wieder an, und stieg mit ihm ans Meer hinab.

Der alle sieben Minuten Feuer und Stein auswerfende Vulcan auf Stromboli.

Regellosigkeit ist gewöhnlich eine Haupteigenschaft der Vulcane. Aber so wie allenthalben Ausnahmen Statt finden, so auch hier bey dem merkwürdigen Vulcane auf der Insel Stromboli, der seine Stein- und Feuerladungen regelmäßig alle sieben Minuten von sich gibt. Die ganze Insel Stromboli endiget sich in einem Berge mit zwey Spitzen, an dessen nordwestlicher Seite der Crater des Vulcans nicht auf der Spitze, sondern in der Höhe des Berges liegt. Dieser Berg ist etwa tausend Schritte hoch, und an seiner nordöstlichen Seite bis zum Drittel seiner Höhe mit Weingärten bedeckt; weiter hinauf ist er öde, und mit löcherichten Steinen und Schlacken bestreuet.

Auf dem Gipfel der höchsten Spitze sieht man über den Feuerschlund hin; man entdeckt sein Inneres ganz, und sieht ihn unter seinen Füßen sich von seinen Auswürfen entbinden. An mehreren Orten des Gipfels dringt der Dampf aus kleinen, etwa einen Zoll weiten Oeffnungen des Berges hervor; ein Zeichen, daß der Berg aus einer Anhäufung leichter Brocken besteht, durch welche hin und wieder der Rauch zu dringen vermag. Als sich de Dolomieu zu Schiffe der Insel näherte, sahe er die ganze Nacht hindurch richtig alle sieben bis acht Minuten den Auswurf von glühenden Steinen über hundert Fuß himmelan fliegen, jedes Mahl in Begleitung eines dumpfen Knalles, vor welchem eine röthlich auflodernde Flamme vorherging, die mit den theatralischen Kampfer- und Weingeistentzündungen viel ähnliches hatte

Die ausgeworfenen Steine glüheten hellroth und sprühend, und gaben ein prächtigeres Schauspiel als das herrlichste Feuerwerk. Vom höchsten Gipfel des Berges sahe nach seiner Ankunft de Dolomieu den regelmäßigen Auswürfen des Craters zu, der jetzt unter seinen Füßen lag, kaum fünfzig Schritt im Durchmesser hielt, und richtig alle sieben bis acht Minuten seinen Auswurf hervor stieß, zu Anfang nicht ohne Schrecken unsers Zuschauers, bis er endlich sah, daß wohl noch hundert Fuß fehlten, wenn ihn der Auswurf erreichen sollte Eben die lodernde Flamme, die des Nachts bey jedem Auswurfe erschien, sahe jetzt bey Tage aus wie ein weißer Dampf, der sich so schnell in die Luft verstreuete, als wenn er von ihr verschlungen würde Ein wahres Kennzeichen von Schwefeldampf, wie man es über Schwefelkammern sehen kann, wenn wollene Zeu-

ge geschwefelt werden, damit sie den gehörigen Grad der Weiße bekommen. (Und weil es auch die Natur der Sache gibt; weil der Schwefeldampf mehr flüchtig und feurig, und, freyer von groben Theilen als jeder andere Dampf, schnell von der Luft aufgelöset wird.)

Die ausgeworfenen Steine sahen am Tage schwarz aus, fuhren in verschiedenen Richtungen, und fielen zurück in den Crater, bis sie der Vulcan zuletzt zu Asche zermalmte, und nach und nach statt ihrer andere aus seinem Schlunde hervorwarf. Uebrigens war das Getöse bey jedem Auswurfe nicht sehr stark, und desto unvermutheter erschien jeder Auswurf

Wahrscheinlich war Stromboli anfänglich ein wahrer Vulcan, der Steine zu Lava und Schlacken schmolz, wovon die Ueberbleibsel noch im Vorrathe vor Augen liegen. Nach und nach verminderte sich sein Vorrath von brennbaren Stoffen, der Crater stürzte zusammen, und wurde von verglaseten Felsen, von Asche und Brocken, von Lava und Schlacken verschüttet. Ein Ueberrest von Schwefelkiesen und Steinkohlen glimmt noch jetzt in der Tiefe, und entwickelt ohne Unterlaß elastische schwefelichte Dämpfe. Diese Dämpfe brechen durch die Länge des Weges, den sie durchkriechen müssen, etwas abgekühlt hier und da aus kleinen Oeffnungen zwischen den Brocken als weißer Rauch hervor. Aber diese Oeffnungen sind nicht groß genug, um alle Schwefeldämpfe abzuleiten, die sich aus den noch übrigen entzündbaren Stoffen in der Tiefe rastlos entwickeln. Diese häufen sich daher im Schlunde des Berges an, und werden endlich so mächtig, daß sie an dem Orte, wo die Last von auffliegenden Brocken am dünnsten ist, durchzubrechen ver-

mögen. Sie heben die Trümmern von Fels und Schlacken, öffnen sich eine Spalte und fahren hindurch; entzündet, weil sie unmittelbar vom glühenden Feuerherde kommen, erscheinen sie als Schwefelflamme bey Nacht, und als ein weißer Dampf bey Tage, weil Schwefelflamme, wie die Erfahrung lehrt, zu dünn ist, um bey Tage sichtbar zu seyn. Sieben Minuten sind allezeit nöthig, ehe sich die Dünste so sehr anhäufen, und verstärken können, daß sie einen Durchbruch zu machen vermögen, der jederzeit von einem dumpfen Knalle begleitet wird. Daher entsteht diese Explosion richtig alle sieben Minuten.

Die Ursache, daß der Knall, wie man denken sollte, nicht lauter gehört wird, ist die: daß erstlich die Dünste nicht viel Widerstand von den aufliegenden Brocken zu überwinden haben, und dennoch stark genug seyn können, um eine verhältnißmäßig geringe Last, nicht schwerer glühender Steine, funfzig Schritt mit sich aufwärts gen Himmel führen. Zweytens ereignet sich dieser Knall am stärksten in der Tiefe, zwischen unelastischer Asche, wo er gestümpft wird und nur halbe Wirkung leisten kann Und drittens hat dieser Vulcan nicht Kraft genug, um eine Erschütterung in einem so tiefen Tone zu geben, die rasch genug wäre, um nicht als dumpfigter Ton, sondern als lauter Knall hörbar zu seyn. Endlich scheint mir noch über dieß, aller dawider gemachten Einwürfe ungeachtet, dieser Knall, nach Verhältniß der Wirkung, die die Losplatzung auf die auffahrenden Steine thut, stark genug zu seyn, da ihn doch de Dolomien in der Nacht vom Schiffe aus hören konnte. Wenn man diesen Knall endlich mit dem Knalle in Vergleichung stellt, den der Vesuv hervorbringt, wenn

er Steine von vielen Pfunden drey tausend Ehlen hoch etliche Meilen weit weg schläudern soll, so wird man ihn für einen Auswurf von kleinen Steinen, die nur fünfzig Ehlen hoch fliegen, gänzlich laut genug finden. Daß ferner die ausgeworfenen Steine glühen, wie man des Nachts sieht, wird bey einer solchen Menge entzündeter Dünste, die im Innern beständig wirksam sind, nicht schwer zu begreifen seyn. Und so wäre denn das wunderbare Schauspiel des Stromboli so gut erklärt, als ein Zuschauer, der nicht hinter die Coulissen des Theaters sehen kann, dieß zu thun im Stande ist.

Ein Luftvulcan Siciliens.

Zwischen Arragona und Girgenti in Sicilien liegt ein Berg von thonigter Art, Macalubagenannt. Sein Ansehen gleicht, wie die Gestalt vulcanischer Berge, einem abgestumpften Kegel. Auf seinem Gipfel, der 150 Fuß über das umliegende Thal erhaben ist, findet man eine kleine Ebene von einer kleinen halben Viertelstunde im Umfange, und auf dieser Ebene lauter kleine Kegel mit abgestumpfter Spitze, wovon der größte kaum viertehalb Fuß in der Höhe hält Jeder hat, wie ein kleiner Vesuv, seinen Trichter, und alle zusammen stehen auf einer thonigten Rinde, womit der Berg bedeckt ist.

Alle Augenblicke hebt sich aus dem Trichter eines solchen kleinen Berges ein grauer feuchter Thon, der wie eine aufgetriebene Blase bis an

den Rand des Trichters steigt, sodann sich in Gestalt einer Halbkugel darüber hebt, und eine Luftblase ausfahren läßt, die die Ursache der ganzen Bewegung war.

Diese Blase zerplatzt mit einem Geräusche, als wenn man den Kork aus einer Flasche zieht, und wirft den Thon, womit sie überzogen war, über den Rand des Trichters hin, da er dann an der Seite als Lava herabfließt. Wenn die Luftblase ihre Ausfahrt gehalten hat, so fällt der übrige Thon auf den Boden des Craters zurück, und nimmt die vorige Gestalt vom neuen an, bis eine andere Luftblase das Spiel abermahl endigt. Es ist aber hier ein beständiges Steigen und Fallen, das bald schneller bald langsamer auf einander folgt; die gewöhnliche Zwischenzeit beträgt etwa 2 bis 3 Minuten.

Will man die Luftblasenerscheinung schneller haben, so darf man nur auf die Thonrinde, worauf man steht, einige Stöße thun, und dann zaudert sie nicht lange, sondern beginnt.

Steckt man einen Stock in den Boden eines solchen Trichters, so wird er durch wiederhohlte Stöße heraus gehoben. Wirft man trockene Thonstücke in die Oeffnung der größten von diesen Trichtern, so werden sie verschlungen, ohne daß der Trichter ausgefüllt wird. Nur die Oeffnung desselben wird dadurch etwas erweitert

Solcher kleiner Hügel, wovon einige inwendig feucht sind und Luft ausblasen, andere trocken und keine Luft ausblasen, gibt es auf hundert, die sich täglich verändern. Außer dem gibt es auch Löcher in dem Boden von ein bis zwey Zoll im Durchmesser, worin ein trübes salziges Wasser steht, aus welchem beständig Luftblasen wie aus kochendem Wasser fahren.

Dieß ist der Zustand des Berges in der trockenen Sommerzeit. Aber zur Regenzeit ändert er sich. Der Thon, der die Oberfläche des Gipfels macht, wird erweicht, die kleinen Kegel lösen sich auf, sinken nieder, und werden dem Boden gleich. Man bemerkt alsdann nichts, als einen mit flüssigem Thone angefüllten, ungeheueren Schlund, dessen Tiefe man nicht weiß, und dem man sich ohne die größte Gefahr nicht nähern darf.

Ein anhaltendes Aufwallen zeigt sich auf der Oberfläche; die Luft, die ausfährt, hat keinen bestimmten Ort zur Ausfahrt, sondern dringt aller Orten ohne Unterschied durch.

Alle diese Erscheinungen gebiert der Berg, wenn er in seinem ruhigen Zustande ist. Aber zuweilen wird er wilder, und die Erscheinungen werden fürchterlicher. Er fängt an aufzubrausen, und die Erde erbebt etliche Meilen weit. Unterirdischer Donner brüllt, und nach einen Kampfe von etlichen Tagen, der sich immer verstärkt, erfolgt endlich unter großem Getöse, ein Auswurf von Erde, Schlamm und erweichtem Thone, der oft bis zu einer großen Höhe in die Luft gesprengt wird. Drey bis vier Mahl binnen 24 Stunden ereignet sich ein solcher Auswurf, wobey sich weit umher ein Schwefelgestank und ein Dampf verbreitet. Endlich hören alle diese Erscheinungen auf, und der Berg kehrt zu seiner alten Ruhe zurück. Oft verfließen viele Jahre, ehe sie sich wieder ereignen; oft aber erfolgen sie zwey Jahre, hinter einander, oder auch in drey Jahren zwey Mahl, wie in den Jahren 1777 und 1779. Hier ist eine Nachricht von dem Ausbruche im Jahre 1777 von einem Augenzeugen erzählt:

Den 30. September dieses Jahres hörte man, eine halbe Stunde nach Aufgang der Sonne, ein dumpfes Getöse; es wurde immer heftiger, und übertraf zuletzt den lautesten Donner. Die umliegende Gegend erbebte und riß Spalten auf, die man noch jetzt sieht. Der Hauptschlund, aus dem gemeiniglich Schlamm und trübes Wasser geworfen wird, erweiterte sich auch fast fünf Ehlen im Durchschnitte, und eine Art von Dampfwolke stieg aus dem Schlunde, und erreichte in wenig Augenblicken die Höhe von 40 Ehlen. Hin und wieder bemerkte man im Auswurfe lichte Streifen, die aber wahrscheinlich nur Scheinflammen waren; denn der Auswurf bestand aus sehr dünnem Thone, und Stücken Schlamm, die beym Niederfallen sich über die Erde gleich ausbreiteten.

Ein großer Theil fiel in den Schlund wieder zurück, woher er gekommen war. Der Auswurf dauerte eine Viertelstunde; drey Mahl kam er wieder, und zwar jedes Mahl nach Verlauf von einer Viertelstunde.

Während der Zeit bemerkte man unter der Erde eine Bewegung und ein Umtreiben größerer Massen, und in einer Weite von drey Meilen hörte man ein Getöse gleich dem tobenden Meere. Jedermann wähnte, der jüngste Tag breche herein, und jeder glaubte, er wäre bestimmt, seinen letzten Seufzer in dem Schlamme auszuhauchen, womit der Hauptschlund ohne Unterlaß die umliegende Gegend überschwemmte. Das Erdreich umher ward durch diesen Schlamm auf drey Ehlen höher, und alle benachbarten Thäler wurden damit ausgefüllt. Obgleich der Thon am Tage des Auswurfs sehr weich und flüssig war, so hatte er doch schon

am folgenden Tage seine gewöhnliche Härte, so daß man darüber hingehen, und den in der Mitte befindlichen Hauptschlund beobachten konnte. Endlich legte sich das Wüthen des Berges; aber ein unterirdisches Getöse murmelte noch lange in der Tiefe, und ließ einen neuen Ausbruch befürchten.

Einige haben geglaubt, ein unterirdisches Feuer bringe alle diese vulcanischen Erscheinungen unmittelbar hervor; aber der äußerliche Anschein widerspricht dieser Meinung geradezu. Herr de Dolomieu steckte seinen bloßen Arm in einen von diesen kleinen Vulcanen, und fand ihn inwendig ziemlich kalt, so wie auch die herausfahrende Luft nicht warm war. Indessen kann doch dieses Aufwallen des Thones mittelbar von einer durch dergleichen Feuer entwickelten Luft bewirkt werden. In der Nachbarschaft des Macaluba befinden sich bis auf eine halbe Italiänische Meile noch mehr dergleichen kleine Luftvulcane. Ihre Wirkung ist jedoch verhältnißmäßig schwächer. Sie sind daher auch keinen so heftigen Ausbrüchen unterworfen, als Macaluba. Man nennt sie Macalubette.

Der aufbrausende See in Val di Noto.

Dieser kleine sehr merkwürdige See, zwey Meilen westwärts von der Stadt Palagonia, oder eine Meile von Minco gelegen, ist von alten vulcanischen Bergen umringt, und verbreitet sich über eine, gegen die Mitte zu etwas abgesenkte, kleine Ebene Diese Ebene ist mit einem Halbzirkel von steilen Felsen umgeben, wodurch sie gerade das Ansehen eines zerfallenen vulcanischen Craters von ungeheuerer Größe bekommt. In ihrer Mitte, und gleichsam wie in der Mitte eines ungeheueren, an einer Seite gebrochenen Trichters, liegt der See, der nicht beständig gleich tief, und also auch nicht beständig gleich breit ist; zur Winterzeit mag er etwa sechzig bis siebzig Klafter breit, und zehn Klafter tief seyn; im Sommer hingegen, bey großer Dürre, vertrocknet er öfters gänzlich. Aber das Wasser verdünstet nicht bloß; sondern verliert sich auch zum Theile unter gewissen Umständen in den unterirdischen Schluchten. Zu der Jahreszeit, wo ihn de Dolomieu sah, nähmlich im May, bildete er ein Oval, das etwa dreyßig Klafter tief war. Er roch stark nach Judenpech oder Asphalt, und zwar schon in einer beträchtlichen Entfernung. Die Farbe des Wassers war grünlich, widrig und ekelhaft. Oefters soll dieß Wasser, wie man ihm sagte, ganz laulich seyn; aber zu der Zeit, da ers untersuchte, hatte es gerade die Temperatur der Atmosphäre. An verschiedenen Stellen bemerkte man ein heftiges und

anhaltendes Aufsprudeln des Wassers, und dieß ganz besonders gegen die Mitte des Sees. Und eben da ist es, wo das Sprudeln nach ungleichen Zwischenzeiten sich immer erneuert. Das Wasser erhebt sich, und springt dann bis zu einer Höhe von zwey bis drey Fuß auf, setzt sich hierauf wieder, um nach einer Zwischenzeit (gemeiniglich 5 bis 6 Minuten) von Neuem aufzusprudeln. Es gibt Zeiten, wo dieses Aufsprudeln bald stärker bald schwächer zum Vorscheine kommt; aber niemahls bemerkt man dabey ein anderes Geräusch als das Geräusch des bewegten Wassers.

Wenn der See ausgetrocknet ist, so kann man sich ohne Gefahr seiner Mitte nähern, wo sich verschiedene tiefe Oeffnungen finden, aus denen ohne Unterlaß eine etwas erwärmte Luft ausfährt, die den Sand und andere Körper, womit man die Oeffnungen verstopft, sogleich wieder wegstößt. — Und eben diese Luft oder diese elastischen Dünste sind es, die das Wasser des Sees auf die schon beschriebene Art zum Aufsprudeln zwingen. Die eigentliche Natur dieser Dünste konnte de Dolomieu, weil ihn das Wasser verhinderte, nicht untersuchen; wahrscheinlich sind sie, wie andere vulcanische Dämpfe, von vermischter Art.

Der Schlamm auf dem Boden und an den Ufern hat eine schwarze Farbe, ist klebricht und riecht nach Pech. Zuweilen hat man auch etwas weniges von Steinöhl auf der Oberfläche des Wassers entdeckt. Der ganze Boden der kleinen Ebene ist eine schwarze, zähe, harzige, brennbare Erde. Vor einigen Jahren zündete man in dieser Gegend einige Strohhaufen an; das Feuer ergriff das Erdreich, welches mit einer weißlichen, matten Flamme, gleich der auf dem bren-

nenden Brunnen im Delphinate, einige Monathe brannte, und nur mit der größten Mühe wieder gelöscht werden konnte (ein eigenthümliches Zeichen einer Flamme von Erdöhl): weil das Feuer, so wie man es an einer Stelle tilgte, an einer anderen wiederum aufging. Seit dem hüthet man sich sehr, in dieser Gegend Feuer zu machen. Aus dieser Erscheinung vermuthet de Dolomieu, die Dünste des Sees wären eine brennbare Luft; welches aber hieraus allein eben nicht nothwendig folgt. Die Naphta kann in ältern Zeiten durch vulcanisches Feuer in den Boden um den See her übergetrieben worden seyn; und die Dünste des Sees sind allem Anscheine nach vulcanische Dämpfe, wie sie aus der Solfatara bey Putzuolo und bey Venosa und aus anderen vulcanischen Orten, anderwärts dampfen, ein Gemenge von wässerigen Dünsten, phlogistischer brennbarer Luft, mit Schwefel- und Erdöhltheilchen vermischt und auf alle Fälle zu unrein, um an und für sich eine brennbare Luft zu geben. Aber wenn eben der See nicht ausgetrocknet ist, können sie bey ihrem Durchgange durchs Wasser an einigen Orten gereiniget genug zum Brennen zu Tage kommen; und in diesem Falle können diese Dünste, wenn der See voll Wasser ist, brennbare, und wenn er ausgetrocknet ist, nicht brennbare Luft seyn.

Uebrigens trägt die kleine Ebene um den See jährlich eine fruchtbare Ernte. Wenn man über diese Ebene hinreitet, so hört man einen dumpfen Schall; ein deutlicher Beweis einer unterirdischen Höhle, die eben mit einer solchen Decke überlegt ist, wie die hohlklingende Solfatara bey Putzuolo und die bey Venosa, ferner wie das Thal des Arno bey Vil-

lamagna in Toscana, wo ein Poltern entsteht, als ritte man auf einer Brücke, wenn man über den Boden dieser Oerter hinweg reitet. Alles dieses sind Anzeigen eines verfallenen vulcanischen Bechers, wovon ein Theil in den umliegenden Bergen übrig ist. Ueberhaupt meint de Dolomieu, sey viel Aehnliches zwischen diesem See und dem vulcanischen See Agnano bey Neapel; nur daß Letzterer größer ist, und Ersterer weit heftigere und mehr sichtbare Dämpfe gibt. Auch sollen die Dünste unsers Sees den überfliegenden Vögeln tödtlich seyn; so wie man auch die Dünste des dortigen Erdreichs für erstickend hält, doch nur, wenn man sich auf den Boden nieder legt.

An den Ufern unsers Sees Palius finden sich ferner kleine Kegel von Asche und Schlacken, gerade wie zuweilen im Crater des Aetna's und des Vesuvs. Auch tragen die Berge, mit Laven umher, untriegliche Spuren ihres vulcanischen Ursprungs und hohen Alterthums auf sich. Noch zu den Zeiten des Diodor von Sicilien zeigte der Crater, den jetzt unser See füllt, deutliche Spuren des innern Brandes, indem uns dieser Geschichtschreiber erzählt, daß an dieser Stelle Feuer ausfahre, das Wasser beträchtliche Wärme besitze, und man ein fürchterliches Donnern wahrnehme.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser See das Becken eines eingestürzten Vulcans sey, in welchem sich Wasser von den Gebirgen sammelt. Tief unter ihm liegen noch die alten, glimmenden, vulcanischen Trümmer von Schwefelkiesen und Steinkohlen. Aus diesen entwickeln sich die elastischen Dünste, die den See in Aufwallung setzen, indem sie durch die Ritzen

am Boden dringen. Und in diesen Dünsten wird zugleich aus den unterirdischen Steinkohlentrümmern das Erdöhl übergetrieben, welches sich auf dem See zeigt, und den Boden umher durchdrungen hat.

Der kochende See bey Mofetta.

Der merkwürdige aufsprudelnde See bey Mofetta (dem alten Amsanct, *Amsancti valles*, dessen schon Virgil und Claudian gedenken), zwischen Neapel und Taranto bey Frigent, liegt in einem dürren Thale, und ist von Hügeln umgeben, auf welchen ein Eichenwald steht. Sein Wasser ist aschgrau, die Gestalt seines Beckens oval, und sein Durchmesser nicht über fünfzig Fuß. Er kocht an mehreren Stellen, aber in unregelmäßigen Zeitpuncten, jedes Mahl nach einem vorhergegangenen zischenden Geräusche. Oft sprudelt das Wasser über Mannshöhe in schiefer Richtung hervor. Eine Menge Dünste steigen beständig mit laut murmelndem Getöse vom Wasser aufwärts, in Begleitung eines so bösen erstickenden Geruchs, daß Swinburne genöthigt wurde, auf den Wind Acht zu geben, und, um die Erstickung zu vermeiden, sich hüthen mußte, in den Wirkungskreis dieses Geruches zu kommen. Das Wasser des Sees selbst ist geschmack- und geruchlos. Die an den Seiten über den See hangenden Steine sind ganz gelb, und von Schwefeldampf und Salmiak gefleckt. An den Ufern rings umher liegt ein weißer Thon, den man nach

Puglia

Puglia führt, um die Schafe damit zu reiben, wenn sie räudig sind. Und eben dieses Thones wegen ist der See für hundert Ducaten verpachtet, sagt Swinburne.

Alle Anzeigen dieses Sees geben zu erkennen, daß hier eine unterirdische vulcanische Entzündung von Schwefelkiesen ist. Der erstickende Schwefeldampf, der die überhängenden Steine durch seine Säure zerfrißt, und der angelegte, in Dämpfen mit aufgetriebene Salmiak, der ebenfalls im Vesuv und anderen vulcanischen Oertern anschießt, sind die unläugbaren Beweise der unterirdischen glimmenden Schwefelkiese. Die aus denselben entwickelten elastischen Dämpfe setzen das Wasser ein Mahl stärker, das andere Mahl schwächer, in aufwallende Bewegung; weil sie entweder zuweilen häufiger als zu anderer Zeit entwickelt werden, oder weil sie sich vielleicht in den unterirdischen Höhlungen anhäufen, sodann mit Gewalt durchbrechen, und ein stärkeres Sprudeln des Wassers verursachen.

Die Insel-Geburt des Adriatischen Meers.

Im Jahre 1713 ereignete sich unter den vielen kleinen Inseln des Adriatischen Meeres, unweit Venedig, ein großes Aufwallen. Das Meer sprudelte gewaltsamer Weise in die Höhe. Es wurden erschreckliche Schläge gehört, welche dem Donner vieler hundert Kanonen ähnlich waren, und wovon alle benachbarten Inseln, auf viele Meilen weit, wie von dem gewaltsamsten

Erdbeben heftig erschüttert wurden. Endlich sah man Flammen und Rauch aus dem Meere hervorsteigen; zu gleicher Zeit aber verdoppelten sich diese erschrecklichen Schläge. Mit diesen Flammen und diesem Rauche wurden viele Steine und ansehnliche Felsenstücke mit in die Luft geworfen, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie einige Meilen weit bis in die benachbarten Inseln flogen. Die Bewohner derselben sahen sich demnach genöthigt, die Flucht auf andere weit entfernte Inseln zu nehmen, um ihr Leben in Sicherheit zu setzen.

Indessen dauerte dieses Wüthen eines neu entstandenen Vulcans immer fort, und länger als einen Monath. Wenn es je zuweilen einige Tage auszuruhen schien, so fingen doch diese erschrecklichen Schläge, dieses Feuerspeyen und Stein- und Asche-Auswerfen, bald wieder, gleichsam mit verdoppelter Kraft von neuem an. Endlich wurde Alles ruhig; die Einwohner der benachbarten Inseln getraueten sich aber dennoch nicht, so bald wieder zu ihren Wohnungen zurück zu kehren, sondern erst vier Wochen hernach, nachdem alles ruhig gewesen war, faßten sie hierzu genugsamen Muth. Als sie wieder auf ihre Insel gekommen waren, und nach der fürchterlichen Gegend hinsahen, wo sich ein so schrecklicher Auftritt einer außerordentlichen Naturbegebenheit ereignet hatte, so sahen sie in dieser Gegend etwas Schwarzes von einem weiten Umfange über das Meer hervorragen. Es verstrichen abermahls verschiedene Wochen, ehe jemand den Muth faßte, sich auf einem Boote oder Kahne näher an diese Erscheinung zu wagen, und zu untersuchen, was es eigentlich sey. Endlich wagte man es; man fand, daß allenthalben Felsen über das

Wasser hervorragten, die zum Theile ziemlich hoch waren. Diese Felsen machten einen Bezirk von fast einer halben Meile aus; so wie sie an vielen Inseln als die äußerste Einfassung zu sehen sind. Man wagte es endlich, an diesen Felsen auszusteigen, und das Innere derselben zu betrachten; man fand in der Mitte eine große Ebene, mit schwarzen einer Asche ähnlichem Erdreiche, welches allem Ansehen nach der Schlund, oder das Aschenloch des Vulcans gewesen war. Diese Asche fing schon im folgenden Frühjahre an, mit Gras zu bewachsen, und es war also durch diese erschreckliche Naturbegebenheit eine neue Insel entstanden, die schon einige Jahre hernach von den Menschen eben so gut bewohnt wurde, als alle anderen Inseln des Adriatischen Meeres.

Es waren noch nicht zwey Jahre verflossen, so geschah eine wiederhohlte Vorstellung eben dieses erstaunlichen, aber in verschiedenem Betrachte prächtigen Schauspiels der Natur. In einer Gegend des Meeres, die nur wenige Meilen von der vorigen entfernt war, ereigneten sich eben die gewaltsamen Bewegungen des Meeres, eben die fürchterlichen Schläge, wovor die Natur zu erzittern scheint, eben das Hervorbrechen des Feuers aus dem Meere, eben dieses fürchterliche Stein-, Schlacken- und Aschenauswerfen, das sich viele Meilen rund umher erstreckte, und die Dauer dieses Schauspiels war gleichfalls länger als von einem Monathe. Kurz, die Natur schien weiter nichts zu thun, als eben das vorige Schauspiel noch ein Mahl aufzuführen, wenn etwa die Menschen auf die erste Vorstellung nicht aufmerksam genug gewesen wären. Es entstand hieraus eine neue Insel; und es verflossen

nicht zwey Jahre, so wurde sie wie die vorige, von den Menschen bewohnt.

Die Inseln sind nichts anders als Berge in dem Grunde des Meeres. Hier ist also unser Jahrhundert Augenzeuge von der Geburt zweyer Berge gewesen. Niemand kann wohl den geringsten Zweifel aufwerfen, daß nicht das Feuer die unterirdische Gewalt gewesen sey, welche diese Berge empor getrieben hat. Man müßte die Augen vorsetzlich vor der Wahrheit verschließen wollen, wenn man darauf verfallen wollte, daß irgend eine brennbare Materie, die sich in der Erde unter dem Grunde des Meeres entzündet habe, die Ursache von einer so erstaunlichen Wirkung gewesen sey, wie dergleichen brennbare Materie die wirkende Ursache von kleinen Erdbeben seyn kann. Man mag sich ein Flötz, ein Stockwerk von dergleichen Materie so mächtig und so weit erstreckend vorstellen, als man will; kann man sich wohl vorstellen, daß das Feuer desselben mächtig und wirksam genug gewesen seyn würde, alles Wasser des Meeres zu überwältigen, und, ungeachtet der Gegenwirkung des Wassers, dennoch diesen Berg in dem Meeresgrunde bis auf die Oberfläche empor zu treiben? würde nicht vielmehr das Meerwasser, so groß und mächtig auch das brennende Flötz oder Stockwerk gewesen wäre, so bald sich das Feuer durch Ritzen und Spalten bis zu dem Meerwasser Luft gemacht hätte, alles Feuer gar bald verlöscht und vertilgt haben?

Nichts, als die unaussprechliche Gewalt des in dem Mittelpuncte der Erde befindlichen großen Feuers, war vermögend, alle Gegenwirkung des ganzen Meerwassers zu besiegen,

und sich auch durch das Wasser bis über die Oberfläche desselben Luft zu verschaffen.

8.

Ungarn.

Der unterirdische Strom, den man im Felsengange eines Stollen rauschen hört.

Das Wasser unter der Erde scheint oft seinen eigenen Strom und Zusammenhang zu haben; und bildet daselbst gewiß Seen, die nicht weniger groß sind als die über der Erde. In den Berggruben zu Schemnitz in Ungarn, welche die allergrößte Tiefe erlangt haben, die jemahls Bergwerke auf der Erde erreicht haben können, indem sie bis vier hundert Lachter tief sind, woran man schon seit vierzehn hundert Jahren ununterbrochen arbeitet, hört man in einem Stollen, der weit in den Felsen getrieben ist, sehr deutlich das Vorbeyrauschen eines starken Wasserstroms, der von der Seite des Stollens kaum einen Fels dick entfernt zu seyn scheint, so daß, wenn man diese dünne Scheidewand aus Versehen durchgearbeitet hätte, alle Gruben des Schemnitzer Bergwerks ohne Rettung unter Wasser gesetzt worden wären.

Dünste in der Erde, welche sich entzünden.

Als man in dem Salzbergwerke Sowar im Begriffe war, die alte, in dem Josephschachte befindliche, und seit 30 Jahren verwahrloseté Grube, Elisabeth Sinken genannt, wieder in Stand zu setzen, und zu dem Ende die Salzsohle auszuschöpfen begann, so wurde man einen Stollengang gewahr, und gab dem Hüttmanne nebst zwey Arbeitern den Auftrag, selbigen zu untersuchen. Der Hüttmann ging voran, und ward über seinem Kopfe eine senkrecht in den Berg gehende Höhlung gewahr. Selbige genauer zu betrachten, hob er sein Grubenlicht in die Höhe, um sie zu beleuchten. In diesem Augenblicke entzündete sich plötzlich die Luft, schlug mit großer Wuth auf sechzig Ellen hoch zum Schachte hinaus, in welchem man die Emer hinauf wand, verbrannte dem Hüttmanne Gesicht, Hände und Füße, und schlug ihn zu Boden. Die beyden Arbeiter waren vor Schrecken zur Erde gefallen, und die Flamme strich über sie hinweg, ohne sie zu verletzen.

Nach drey Tagen suchte man diese feuerspeyende Gegend mit einer brennenden Laterne genauer zu durchforschen; aber hier entzündete sich dennoch die Luft aufs neue, schlug mit Flamme zum Schachte hinaus, und niemand wagte sich weiter hinab.

Brennendes Quellwasser.

Vier Meilen von Herrmannsstadt entspringt am Fuße eines Weinberges eine Quelle, die ungefähr eine Ehle breit und anderthalb Ehlen tief ist, das Wasser ist schwärzlich, trübe, und springt eine Spanne hoch in die Höhe, als wenn es siedete; doch ist es immer kalt und tritt niemahls über sein Behältniß. Wenn man in einer Entfernung von einer Hand breit Feuer an die Oberfläche des Wassers bringt, so geräth es schleunig in Entzündung, brennt wie Weingeist, mit einer Flamme von drey Fuß hoch, und zündet Holz und andere brennbare Körper an. Wenn die Quelle einmahl in Brand gerathen ist, so brennt sie sehr lange fort, und läßt sich nur durch hineingeworfene Erde auslöschen. Sie hat, wie die Schwefelwässer, einen etwas säuerlichen Geschmack. Die Flamme aber darauf ist ohne Geruch. Wasser aus der Quelle geschöpft brennt nicht. — Die Materie im Grunde der Quelle brennt so wenig als die Erde um dieselbe. Es ist kein Moos noch sonst ein Gewächs darin anzutreffen. — Der Weinberg hat eine sandige Erde; der darauf wachsende Wein ist von anderen nicht verschieden. So viel man weiß, trinkt kein Mensch oder Thier dieses Wasser, da es wegen des beständigen Aufwallens immer trübe ist.

9.

Gallizien.

Die Salzwerke von Wieliczka.

Unter allen Salzvorräthen der Erde ist vielleicht keiner so groß als die ungeheuere Salzmasse in den im Jahre 1782 bey Grabung eines Brunnens zufällig entdeckten Salzwerken von Wieliczka, eine Meile von Crakau.

Die ganze Gegend längs den Karpatischen Gebirgen scheint einen ungeheueren Vorrath von Salz zu enthalten. Dieß zeigen nicht nur die Menge von Salzbrunnen, die längs dem Fuße der Karpatischen Gebirge, vom Sanflusse bis an die Czeremuz, welche Pokuzien von der Moldau trennt, sich finden, sondern es zeigen es noch außer dem verschiedene andere Kennzeichen, die sich auf physisch-mineralogische Beobachtungen gründen. Man gesteht diesem ungeheueren Salzstocke, der sich ununterbrochen von der Wallachey und Moldau her auf beyden Seiten der Karpatischen Gebirge, durch Ungarn, Gallizien und Schlesien verbreitet, eine Länge von hundert Meilen zu. Die Breite desselben mag immer zehn bis zwölf Meilen seyn. Das Salz, welches in den Salzbergen der Wallachey und Moldau so wohl als in Siebenbürgen gebrochen wird, ist von der nähmlichen Art, wie das Salz zu Wieliczka und Bochnia; ein Beweis

des gemeinschaftlichen Ursprungs aus einerley Quelle. Wieliczka ist unter allen diesen Salzgruben die größte. Bochnia, vier Meilen davon gegen Morgen, und die übrigen kleinern Werke, sind alle weit unbeträchtlicher.

Die Stadt Wieliczka liegt in einem Thale, das von ziemlich hohen Thon- und Sandbergen, wie von einem Amphitheater umgeben ist, und nur auf der einen Seite zum Abflusse des Wassers eine niedere Schluft hat. Die Salzwerke fangen sich oberhalb der Stadt, einige hundert Schritte gegen Morgen, unter der Erde an, gehen unter der Stadt fort, und erstrecken sich auf der Abendseite derselben noch etwa tausend Schritte weit, so daß die Stadt nicht nur fast untergraben ist, sondern die Höhle unter derselben sogar einen größeren Umfang einnimmt, als die darauf stehende Stadt über der Erde selbst. Bis jetzt erstrecken sich diese Salzwerke in die Länge, von Morgen gegen Abend, etwa auf 650 Berglachter (zu 5 Ehlen) oder auf 3250 Dresdner Ehlen. Ihre Breite von Mittag gegen Mitternacht, ist ungefähr 230 Lachter oder 1150 Ehlen, und ihre größte Tiefe 100 — 130 Lachter, oder 500 bis 650 Ehlen. Seit langen Zeiten hat man keinen neuen Schacht oben vom Tage hineingebrochen; indessen zeigen ältere Schachte und Erfahrungen, daß die Erdschichten vom Tage hinein bis auf die Salzmasse in folgender Ordnung über einander liegen.

1) Die obere Dammerde. 2) Thon. 3) Ein zarter, nasser, laufender Sand, welcher den Bau sehr schmierig macht. 4) Derber schwarzer Letten. 5) Ein weißgraues Gebirg oder Stein, unter welchem unmittelbar das Salz liegt.

Der durch diese Erdschichten gegrabenen Schachte, deren man sich bedient, um in die Grube zu steigen, und das Salz zu Tage (über die Erde) zu schaffen, sind zehn, welche von Morgen gegen Abend folgender Gestalt hinter einander liegen: 1) Buzenia. 2) Lois. 3) Bozawola. 4) Regis. 5) Groska. 6) Danielowiec. 7) Janina. 8) Seraph. 9) Wodna Gor. 10) Lezno.

Aus den sieben ersten Schachten werden Salzlaugen herauf, und Pferde, Hafer, Heu, Holz, Stroh und dergleichen, auch wohl Menschen, an Seilen herab gebracht. Im achten Schachte steigen täglich die Arbeiter auf Leitern auf und nieder. Der neunte wird ausschließungsweise zur Wegschaffung des Wassers gebraucht, und in den zehnten werden fremde Reisende, die die Werke besehen wollen, hinunter geführt.

Das Einfahren in die Gruben geschieht auf dreyerley Art:

1) Beym Berge Seraph, im Schachte No. 8, auf 11 Leitern, jede von 12 Ehlen, und unter jeder ein Absatz, damit niemand über 12 Ehlen hoch fallen kann. Diese Fahrt ist der Beschwerlichkeit wegen nur für Bergleute.

2) Fährt man beym Berge Danielowiec, im Schachte No. 6, welcher der seichteste, und nur 130 Ehlen tief ist, am Seile herab, durch Hülfe eines großen Rades, welches Pferde treiben. Zuerst hängt man etliche Knaben mit Grubenlichtern an, und sodann werden alle vier Ehlen über einander einige Reisende neben einander in Gurte gesetzt, die am Hauptseile angeschlungen sind. Die ersten 80 bis 90 Ehlen, wo der Schacht im Durchschnitte 4 und 1 halbe Ehle breit und 6 Ehlen länglich ist, geht die Reise

durch Erdreich, welches mit Bauholz ausgezimmert ist, alsdann aber fährt man durch das ausgehauene Salz, wie durch einen steinernen Schornstein hinab. Damit das schwankende Seil nicht anstößt, hält man auf allen Seiten so viel möglich die Stöcke gegen die Seitenwand.

Die Pferde treiben das Rad, oder stehen stille, nachdem man ihnen zuruft; im Falle der Noth aber kann oben ein einzelner Mann, durch Aufheben oder Niederdrücken einer einzigen Stange, Brams genannt, die ganze Maschine aufhalten. Doch dieß geschieht nur im äußersten Nothfalle, weil sie dadurch einen zu heftigen Stoß bekommt, und meistens schadhaft wird. Der Fremde wird mit einem weißen Grubenkittel bekleidet, und fährt ziemlich sicher hinab; weil die Maschine, die Seile und Gurte beständig wohl geprüft, und überhaupt zur Vermeidung unangenehmer Zufälle, alle gehörige Behutsamkeit angewandt wird. Auch die Pferde läßt man auf diese Art in Gurte gehängt hinab. Sie zittern und beben Anfangs, fügen sich aber bald gedaldig in ihre luftige Schiff-Fahrt —

3) Man fährt endlich beym Berge Lezny auch auf einer Wendeltreppe von 470 Stufen hinab. Auguste der Dritte, König von Pohlen, ließ sie anlegen, da er 1744 die Werke besehen wollte. Man unterhält sie für Reisende; die sich aber, des beschwerlichen Steigens wegen, derselben wenig bedienen, sondern meist lieber am Seile einfahren. Doch stieg sie Kaiser Joseph der Zweyte im Jahre 1773 nicht nur hinunter, sondern auch wieder hinauf, ohne sich über Ermüdung zu beschweren. Auf diese drey Arten reiset man also hinab, bis zu dem ersten Stockwerke, oder wie es dort genannt wird, zur er-

ten Continuation, deren es jetzt schon vier und in manchen Bergen fünf über einander gibt. Der Umfang jedes Stockwerks mag ungefähr eine Deutsche Meile betragen. Man erweitert diese Stockwerke zwar beständig; doch gräbt man mehr in die Tiefe, weil das Salz je tiefer je besser ist, und durch seine Güte die Unbequemlichkeit und die Kosten der Fracht zum Tage herauf, hinlänglich überträgt. Von einem Stockwerke zum andern kommt man auf bequemen Treppen von Holz gezimmert, oder größten Theils auch in gediegenes Salz gehauen. Auf selbigen werden sogar die bis zum ersten Stockwerke hinab gelassenen Pferde weiter hinab in die tieferen Stockwerke geführt. Der Treiber geht mit einer Lampe voran, und leitet jedes Mahl fünf Pferde, die auf gewöhnliche Roßkammsart an den Schweifen gekoppelt sind.

Von den Stockwerken selbst wird man sich ohne anschauende Kenntniß schwerlich einen deutlichen Begriff machen können. Jedes derselben enthält eine Menge nach verschiedenen Seiten und Richtungen laufender Gänge, die auf gleichem Fußboden liegen, wie die Zimmer und Gallerien in einem Stockwerke irgend eines großen Pallastes.

Man stelle sich eine unterirdische Stadt vor, deren verschiedene Gassen und Plätze in Salz gehauen sind. Jetzt stehen deren schon vier über einander, und ganz unten in der Tiefe ist sogar die Anlage zur fünften. In den neuerlich eingehauenen Werken sind diese Gassen oder Gänge bequemer und geräumiger als in den älteren; sie sind fünf Ehlen hoch und vier Ehlen breit. Hier und da sind große Salzmassen weg gearbeitet worden, wodurch weite ausgehöhlte Räume,

Kammern genannt, entstanden sind, welche die Marktplätze dieser großen gnomidischen Städte vorstellen mögen. — Im Ganzen genommen, findet man hier ein wahres Labyrinth, und die Gänge durchkreuzen sich so mannigfaltig, daß jeder, der es ohne Führer besuchen wollte, sich unfehlbar darin verirren würde. Selbst Bergofficianten, die ihr halbes Leben in diesem unterirdischen Aufenthalte zugebracht haben, sind oft nicht im Stande sich wieder herauszufinden, wenn ihnen die Lampe durch Zufall erlischt und sie die Merkmahle nicht sehen können, die ihnen aus der Verwirrung helfen würden. Mancher hat hier schon zwölf und mehr Stunden im Finstern herum tappen müssen, bis man ihn endlich durch Aufsuchen oder durch Zufall fand, und ihm aus dem Labyrinthe half.

In älteren Zeiten betrieb man die Gewinnung des Salzes ohne Plan, und wie die Bergleute sagen, nur auf den Raub. Man nahm das Salz hinweg, wo man es fand, und machte Höhlungen, in welche man die größte Kirche stellen oder ein ganzes Regiment sich schwenken lassen konnte. Dieß verursachte große Einstürze, die man durch starke Unterlagen zu verhindern gesucht hat. Eine solche Unterlage heißt ein Kasten, und besteht aus Baumstämmen, die man im Vierecke kreuzweise über einander, gleich einem Roste gelegt hat. Ein solcher Kasten oder großer Scheiterhaufen, besteht nach Beschaffenheit der Umstände, aus drey oder vier tausend dicken Baumstämmen, hält zwanzig bis dreyßig Ehlen ins Gevierte, ragt zuweilen über fünfzig Ehlen aufwärts bis an die Decke, und kostet, wegen dasiger Theurung des Holzes, zum wenigsten tausend bis zwölf hundert Thaler. Aber auch diese

rieſenmäßigen Pfeiler ſind nicht im Stande die aufliegende ungeheuere Laſt zu tragen. Manche ſind ſchon zuſammen geſtürzt; manche haben ſich krumm gebogen, und manche Stämme ſind ſchon ſo breit gequetſcht, daß man den Einſturz des ganzen Haufens gewiß voraus ſagen kann. Ueberhaupt ſind ſchon viele der alten Gänge, entweder zuſammengeſunken, oder ſo baufällig, daß man nur krumm gebückt, oder wohl gar auf Händen und Füßen, nicht ohne Gefahr verſchüttet zu werden, darunter hinweg kommen kann. Deſto beſſer ſind die neuern Gänge, welche die Könige von Pohlen, aus dem Churſächſiſchen Hauſe, durch Bergofficianten aus Sachſen anbauen ließen. Sie ſind nach ſchon angegebenem Maße geräumig genug, halten geſunde Luft, und haben, wo ſie durch Erdſtriche gehen, an beyden Seiten eine gehörige Fütterung von Stämmen. Aber in Gängen, die im bloßen Salze ausgehauen ſind, iſt dieſe Fütterung als unnöthig weggelaſſen.

Wird jetzt eine neue Höhlung oder Kammer ausgehauen, ſo läßt man zu Erſparung des Holzes Pfeiler von Salz ſtehen, und bebauet die Decke in Form eines Gewölbes, damit ſie mehr Widerſtand thun kann. Auch nimmt man von dieſer Decke ſo wenig Salz weg als möglich, damit ſie deſto ſtärker bleibt die aufliegenden Laſten zu tragen. Iſt ja ein Kaſten zur Unterſtützung nöthig, ſo wird er von unreinem Salze und Felſenſtücken erbauet, und nur in deren Ermangelung von Stämmen. Doch werden jetzt die Höhlungen zwiſchen den Stämmen, welche die Vorfahren leer ließen, mit Salz und unreiner Erde bis an die Decke gefüllt, feſt geſtampft, und mit Waſſer öfters begoſſen. Hierdurch wird ein ſolcher Kaſten zu einer harten Maſſe von

Salz, ähnlich einem gemauerten Keller, der drey Mahl mehr trägt, als ein gewöhnlicher Kasten, und bey entstehender Feuersgefahr nicht leicht von der Flamme ergriffen wird. Auch für den Luftzug hat man in diesen unterirdischen Gängen gesorgt; in manchen ist er so stark, daß man sie hat mit Thüren verwahren müssen. Nur an denjenigen Orten, wo feuchtes Gebirge und Wasser sind, erzeugt sich zuweilen eine gefährliche Ausdünstung, die in die Höhe steigt, und gemeiniglich in den Winkeln alter Kammern entsteht, wo kein Luftzug ist. Die Bergleute nennen diese gefährliche Luft Salitet. Kommt man ihr mit einem Lichte zu nahe, so entzündet sie sich, wirft die Bergleute zu Boden, und fährt mit Knall und Sturm durch die Oeffnungen der Gänge und Kammern davon.

Die Zahl der Arbeiter in diesem Salzwerke beläuft sich über tausend; wiewohl selten mehr als fünf bis sechs hundert davon in Arbeit stehen. Die mehresten sind mühselig arbeitende Bergleute, weil sie täglich nicht mehr als 4 Groschen, oder 15, 18 bis 20 Kreuzer Kaisergeld verdienen. Die aber Balwanen arbeiten, das ist: große Salzklumpen mit Keilen von den Salzmassen absprengen, können täglich drey bis fünf Pohlnische Gulden verdienen.

Unten in den Gruben sind verschiedene sehr artige größere und kleinere Capellen, mit Altären, Säulen, Statuen und anderen Zierathen aus lauter klarem, kristallhellem, gediegenem Salze gehauen. Die größten und prächtigsten Capellen heissen Corporis Christi und St. Anton. Bey der erstern, die unter dem Berge Seraph liegt, verrichten die Arbeiter ihr Gebeth, ehe sie an die Arbeit gehen. Bey der letz-

tern, die unter Danielowiec liegt, thun dieses die Bergofficianten. Morgens und Abends wird von einem besonders bestellten Geistlichen untertrolischer Gottesdienst gehalten.

Das Salz, welches hier nun gegraben wird, ist von verschiedener Form und Art. Theils liegt es in einzelnen großen Klumpen, häufig oder zerstreuet zwischen Erdarten, und dieß nennt der Bergmann, es liegt in Stockwerken; theils liegt es schichtweise wie Stein- und Erdschichten, und dieß heißt der Bergmann Flötzwerk, und sagt: es liegt im Flötzwerk; aber höher hinauf, gegen die Oberfläche, im Stockwerk; und dieß nach den Regeln der Krystallisation. Es vereinigte sich nähmlich zuerst das reinere Salz in Krystallen, sank als schwerer wie das unreinere Salz und die erdigten Theile zu Boden, und machte das Flötzwerk; und hierauf erst das unreinere Salz zwischen Sand und Thon, und zu großen und kleinen Kugeln und Klumpen oder Nieren, und machte über dem Flötzwerke das Stockwerk. Diese abgesonderten Klumpen, deren manche oft tausend Schritte von einander liegen, erschweren hier das Aufsuchen des Salzes sehr. Doch werden meist dazwischen kleinere abgesonderte Kugeln, von der Größe eines Menschenkopfes an, bis auf vier, fünf Zentner, bergmännisch Nieren genannt, gefunden. Was man aber eigentlich Stockwerk nennt, sind große ungeheuere Klumpen, die mehrere theils viele hundert tausend Zentner Salz enthalten. Ein einziges solches Stück könnte für den Salzverkauf eines ganzen Jahres hinlänglich seyn; obgleich jährlich fünf bis sechs Mahl hundert Zentner aus den dasigen Bergwerken gezogen werden. Weil aber an mehr als zwanzig

bis

bis dreyßig verschiedenen Stellen zugleich gearbeitet wird, so sind einige solche Klumpen vorhanden, von denen schon seit hundert und mehr Jahren Salz abgebrochen wird, und die dennoch nicht erschöpft sind

Alle diese Klumpen nun liegen im Stockwerke zwischen den drey Haupterdarten Halda, Mydlarka und Zuber. Die beyden ersten sind ein dunkelgrauer, feuchter oder derberer Letten, und die dritte Art, Zuber, ist ein unreines Salz, mit Sand und Kalk zusammen gebacken.

Weiter nach der Tiefe zu aber wird das Salz reiner und liegt im Flötzwerke, das heißt, das Salz geht, wie verschiedene Erd- oder Schieferlagen, in langen und breiten Strichen in einem fort, und je tiefer man hinunter kömmt, desto reiner bricht es, und wird mit Spitzhacken, Schlägeln und eisernen Keilen gewonnen. Je nachdem die Ader stark oder schwach, nahe oder fern vom Schachte ist, wird das Salz in größeren oder kleineren Stücken gewonnen, das ist, auf Bank- oder Faßsalz gearbeitet. Nur in den unteren Stockwerken wird wegen Unbequemlichkeit des Hinaufbringens, lauter Faßsalz gemacht. Wird da, wo das so genannte Stockwerk gefunden wird, in das Salz eingehauen, um eine neue Höhlung, bergmännisch Kammer, zu eröffnen, und das Salz daraus zu gewinnen, so geschieht dieß folgender Gestalt: Man zeichnet an der Salzwand ein längliches Viereck, etwa drey Ehlen hoch und zwölf bis sechzehn Ehlen lang; so hoch nähmlich die Kammer werden soll. Oben, unten und auf beyden Seiten macht man eine Schramme, etwa anderthalb Ehlen tief, und

auf der obersten Seite etwa eine Ehle, an den übrigen drey Seiten aber nur drey Viertelehlen breit. In diese, mit der Spitzhacke ausgehauene Schramme, werden hinten am Rücken eiserne Keile getrieben, bis sich das ganze Stück von der Wand ablöset, und mit Krachen in die untergelegte Bettung von Holz fällt.

Ein solches Stück, welches zwey bis drey hundert Zentner enthält, wird nach Anweisung des Steigers in verschiedene kleinere Stücke, der Breite nach zerkeilt oder zerhauen, und zu Balwanen (kleinere abgerundete Salzstücke) gemacht. Auf diese Art wird ein Stück neben dem andern, aus einer Wand von vier und zwanzig bis dreyßig Ehlen herausgeschlagen. Das abgearbeitete, in kleine Stücke zerschlagene Salz wird von andern Arbeitern in Fässer gepackt, deren jedes fünf Bergzentner hält. Die Pracht einer solchen ausgehauenen Kammer, wenn sie von Lichtern erhellt wird, ist herrlich, und der schimmernde spielende Lichtglanz, der von Millionen Salzkrystallen rastlos zurück strahlt, ist schön bis zum Entzücken.

Was nun den wesentlichen Unterschied des Salzes betrifft; so theilt man dasselbe in drey Hauptgattungen ein, nähmlich in Zielona oder Grünsalz, Scybikowa, oder Scybickersalz, und Oczkowata, oder Krystallsalz.

Das Grünsalz, welches sich in der ersten und zweyten Etage, wo es im Stockwerke liegt, findet, theilt man wieder in Nebenarten, Spiza, Makowka, Liodowata, und Jarka genannt. Die ersten drey Sorten halten alle, mehr oder weniger, graue Erde, welches man bey der Auflösung im Wasser gewahr wird.

Die letzte Sorte, Jarka, geht gewöhnlich in dünnen Adern durch große Salzklumpen oder Stöcke durch, und macht, daß diese Klumpen, wenn sie losgeschlagen werden, aus einander fallen. Zuweilen stürzen sich auch, eben wegen des wenigen Zusammenhanges dieser Salzart, Klumpen von zwanzig bis dreyßig tausend Zentner von selbst von der Decke herab.

Das Krystallsalz ist das eigentlichste Pohlnische Steinsalz, welches im feuchten Erdboden, der klebrigt wie Wageschmiere ist, zerstreuet gefunden wird. Es besteht in lauter regelmäßigen Vierecken, von der Größe einer Haselnuß und bis zu einer starken Mannsfaust. Dieß Salz ist weiß und durchsichtig, wie das Frauceneis. Es wird für die Schönfärbereyen hauptsächlich benutzt, und der Handel damit erstreckt sich bis England. Der Zentner wird mit fünf Thaler bezahlt. Beym Aufsuchen desselben muß die äußerste Vorsicht angewandt werden, weil es nur an solchen Orten liegt, wo in der Nähe Wasser vorbey geht, und sich die Arbeiter daher in Acht nehmen müssen, daß sie dem Wasser nicht zu nahe kommen, welches sonst durchbrechen, und sich in die Werke ergießen würde. Auch kann man nur zur Winterszeit darnach graben; denn im Sommer entwickeln sich aus dieser Erdart so starke schwefelichte Dünste, daß die Arbeiter besorgen müssen, davon erstickt zu werden.

Ursprüngliches Wasser ist wenig in diesen Salzgruben. Das meiste dringt vom Tage hinein, und wird in Behältern gefangen und ausgepumpt; an vielen Orten sammelt es sich so sehr, daß man im Schachte eine unterirdische Schiff-Fahrt darauf halten kann. Natürlich muß dieses Wasser bey seinem Durchgange von oben herab,

durch die Erd- und Salzschichten, Salztheile auflösen und eine Sohle machen, die aber als unnütz wegen der Menge gediegenen Salzes nicht geachtet wird. Das süße Wasser unten in der Grube hat man von oben herabgeleitet, um den Durst, den die salzigen Ausdünstungen verursachen, damit zu stillen.

Dieß Salzwerk bringt jetzt auf sieben Mahl hundert tausend Rheinische Gulden jährlich ein, setzt fast eben so viele hundert tausend Zentner Salz ab, und dennoch sieht man noch nicht, daß dieses Salz in Jahrhunderten zu Ende gehen wird.

Zwey Unglücksfälle nur stehen immer bereit, diese unterirdischen Salzgruben zu vernichten; Einsturz nähmlich und Feuersgefahr. Schon 1696 entstand durch Verwahrlosung eine unterirdische Feuersbrunst, welche acht Monathe lang, und 1644 eine, welche gar ein ganzes Jahr lang dauerte.

Aber noch häufiger und gefährlicher als Feuersbrünste sind die Einstürze. In den untersten Contignationen, wo der Boden zwischen jeder fast hundert Ehlen dick ist, sind sie nicht sehr gefährlich; aber in der obersten Contignation, wo die Alten mit ihrem unordentlichen Grundbau zu große Höhlungen gemacht haben, sind sie weit nachtheiliger, weil sie bis an den Tag hinauf die Erde nebst den darauf stehenden Häusern und Bäumen mit sich hinabreissen. Solche traurige Beyspiele trugen sich hier schon öfters zu. Vor fünfzig Jahren fand man in einer Tiefe von hundert Ehlen ein versunkenes Haus, aus welchem die Bergleute nach und nach allerhand Geräthe herausbrachten. Im Jahre 1762 den 20. Sept. fiel ein Stück etliche hundert Schritt im Umfange hinunter, und mit ihm zwey Häuser. Gleich nach

dem Einsturze bedeckte Salzwasser die niedrige Gegend, und gab einen unausstehlichen Schwefelgeruch von sich. Weil sich diese schreckliche Fahrt in den Abgrund am Tage zutrug, so verunglückte niemand dabey. Alles, was Leben hatte, entrann vor der Abfahrt der beyden Häuser.

Da die Stadt Wieliczka fast ganz untergraben ist, so droht noch verschiedenen Gegenden derselben, ein gleiches Schicksal; vorzüglich der Gegend der Stadt, über welche die Hauptstraße nach Krakau geht, und wo bey entstehendem Einbruche, eine massive Kirche, ein Hospital und zehn bis zwölf Häuser versinken würden. Trotz aller Vorsorge der Salinenadministration, durch Unterstützung der alten Kosten mit neuen, ist dennoch diese Gefahr noch nicht gänzlich verschwunden, sondern nur auf eine Reihe von Jahren gehemmt.

Geschähe an diesem Orte ein Einsturz, so könnte derselbe gar leicht den Untergang des ganzen Bergwerks mit nach sich ziehen; indem über dieser Stelle die niedrigste Gegend der Stadt, und der Hauptabfluß des Wassers ist, welches von den um die Stadt befindlichen Anhöhen herab kommt, in großer Menge zusammenfließt, und nirgends anders abgeleitet werden kann. Alle diese Gewässer würden sich, aller menschlichen Hülfe zum Trotze, unaufhaltsam in den Abgrund des zertrümmerten Bergwerks stürzen, und würden in wenig Jahren die ganze Grube ersäufen.

Schon sind deutliche Anzeigen eines bevorstehenden Einsturzes vorhanden. In einigen Gegenden haben die Unterstützungen von Salz schon große Risse, und die Baumstämme der Kasten, die eine Ehle im Durchschnitte haben, sind hier und da von der ungeheueren Last schon so sehr

breit gequetscht, daß sie nur noch wie dicke Bohlen aussehen.

Die Wirkung eines solchen Einsturzes würde schrecklich seyn. Die ganze Stadt würde davon in eine zitternde Bewegung gerathen, gleich der Bewegung eines Erdbebens. Die gewaltsame Pressung der Luft, die durchstürzenden Erdklumpen, eben so sehr, als durch stürzende Schneelauinen in der Schweiz verursacht wird, müßte einen Sturmwind erregen, welcher die fürchterlichsten Zertrümmerungen bewirken, Balken und Breter zerspalten, Salzmassen von vielen Zentnern, wie Sandkörner, fortblasen, und alles Wandelbare mit riesenmäßiger Kraft, zu einem festen Klumpen zusammenquetschen würde. So blies der unterirdische Sturm bey einem Einsturze, im Jahre 1745, Batwanen, oder gerundete Salzstücken, von 30 bis 40 Zentner so fest in einander, daß man sie nur mit Mühe wieder von einander arbeiten konnte, hob alle Leitern bey seinem Durchgange im Schachte, und riß nach einer Fahrt von vielen hundert Ehlen, bey seiner Ausfahrt durch das Mundloch des Schachtes, noch das übergebauete Dach mit sich fort.

Merkwürdig ist noch in diesen Salzgruben die Unverweslichkeit des Holzes und thierischer Körper. Selbst die Stämme von weichem Tannen- und Fichtenholze erhalten, nach einer Reihe von Jahren, eine größere Festigkeit, als sie von Natur haben. Und nicht allein Holz, sondern auch thierische Körper, von Hunden und Katzen, wenn sie in die Schachte hinabfallen und verunglücken, verfaulen nicht, sondern trocknen zu Mumien aus, und bleiben an Haaren und Haupt unverändert. Allem Anscheine nach wer-

den diese Thiere, eben so wie die Baumstämme, von eindringenden Salztheilen vor der Verwesung geschützt; und dieß macht es wahrscheinlich, daß die unterirdische Luft mit Salztheilchen geschwängert seyn muß. Anderthalb Jahre nach dem großen Brande 1669 entdeckte man einige Menschen, welche in entlegenen Gängen verunglückt waren. Man fand sie in derselben Beschaffenheit, wie sie gestorben waren, und sie glichen völlig den zusammen getrockneten Aegyptischen Mumien.

Oefters trifft man mitten im Salze Steine von etlichen Pfunden, und noch häufiger Stücken Holz von verschiedener Größe an, welches durch und durch schwarzbraun aussieht, zwar sehr fest ist, dagegen aber seine Zähigkeit verloren hat, so daß es sich nicht mehr spalten läßt, sondern in kurze Stücken bricht, und wenn es stark gerieben wird, einen unausstehlichen Schwefelgeruch von sich gibt. Die Gattung, wozu dieses Holz gehört, läßt sich an verschiedenen Fasern, und wenn es Fichtenholz ist, an den Ringen, die demselben natürlich sind, noch sehr deutlich erkennen. Manche von diesen Stücken brennen, wenn man sie anzündet, mit einer so lebhaften Flamme wie Pech. Vormahls zeigte man noch den Fremden in einer Tiefe von etlichen hundert Ehlen mitten im Salze einen Eichenbaum, um dessen äußere Zweige herum man das Salz abgearbeitet hatte, so daß selbige etliche Ehlen lang frey zu sehen waren. Aber bey einer Feuersbrunst vor etlichen dreyßig Jahren ist dieser Baum mit verbrannt, und man sieht nur noch die Kohlen davon. Dieses im Salze begrabene Holz nun ist durch die Länge der Zeit zu einer Art von Steinkohlen geworden, die mit schwefelichten und öhlichten Theilen geschwängert ist, und daher den besagten

starken Schwefelgeruch und die helle Flamme gibt

Noch eine vorzügliche Merkwürdigkeit ist die, daß man in einer Tiefe von drey bis vier hundert Ehlen, wo Flötzgang ist, zuweilen Schnecken und Seemuscheln unversteinert, und zuweilen mit Salz gefüllt, antrifft. Sie können aber nicht ganz herausgebracht werden, und zerfallen in der Luft zu Pulver

Uebrigens nimmt man mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß alles Salz, welches man theils unbemerkbar mit Erdarten vermischt, theils in großen Krystallen und ganzen Schichten sichtbar in unterirdischen Vorräthen antrifft, aus dem Meerwasser entstanden sey. Hier bey den Salzschichten in den Gruben von Wieliczka, scheint der Niederschlag die der Salztheile des Meerwassers vorzüglich durch die nahen Küsten des Karpatischen Gebirges gefördert worden zu seyn Denn, indem sich hier die Meereswellen brachen, entstand längs dieser Gebirgsküste eine Vertiefung, in welcher nachher, als sich die Wassermasse verminderte und ruhiger ward, die niedergeschlagenen Salzkrystalle schichtenweise anlegen konnten. Auf eine ganz ähnliche Art — nähmlich aus dem Niederschlage des Meerwassers — scheinen auch die mehresten Salzquellen entstanden zu seyn.

Der wunderbare Berg.

In der Woiwodschaft Cracau, im ehemahligen Kleinpohlen, liegt ein Berg, der Wunderbare genannt; weil die Natur nichts gespart hat, um ihm alle Reitze der Anmuth und der Sonderbarkeit zu verleihen. Große Eichen, Fichten und Tannen beschatten seinen Rücken, der mit wohlriechenden Kräutern und Blumen von mannigfaltiger Art und mannigfarbigem Ansehen geziert ist; aus seinem Schooße quellen liebliche, süße, aber nicht minder auch salzige Quellen; Mineralien und Metalle von mancherley Art liegen in seinem Innern, und belohnen die Mühe des Bergmanns. Ausgezeichnet merkwürdig ist eine Quelle in seiner Mitte, in welcher das Wasser mit murmelndem Geräusche hervorquillt, und mit Zu- und Abnahme des Mondes sich entweder vermehrt oder vermindert. Das Wasser hat in der Quelle selbst einen sehr starken Geruch und einen Geschmack, beynahe wie Milch. Läßt man es abdunsten, so bleibt ein schwärzlicher, harzigter Stoff auf dem Boden. Innerhalb der Quelle friert dieses Wasser nie. Hält man ein brennendes Licht daran, so entzündet es sich plötzlich wie Weingeist mit einer dünnen lichten Flamme, die wie ein gaukelnder Irrwisch spielend auf der Oberfläche hin und her läuft. Nicht leicht verlöscht sie eher, als bis man sie durch Schlagen mit Reisern und Aesten von Bäumen wiederum auslöscht. Die Fähigkeit zur Entzündung in dieser Quelle entdeckte nicht menschlicher Scharfsinn, sondern ein Zufall. Der Blitz schlug hinein,

und sie entbrannte durch diesen elektrischen Originalversuch der Natur.

Hält man an ihre Flamme Holz und andere brennbare Körper, so entzündet sie sich, aber ihr Wasser selbst bleibt kalt wie es war. Als man einstmahls die Quelle anzündete, und die Flamme nicht bald wieder losch, so lief das Feuer durch verborgene Gänge in die Erde, bis zu den Wurzeln der Bäume, und brannte den Wald an, der hierdurch große Verwüstungen erlitt, indem der Brand drey volle Jahre dauerte. Dieß gab Anlaß, eine Wache dabey zu setzen, damit sie niemand aus Muthwillen anzünden möchte. Läßt man die Flamme einige Zeit brennen, so verliert das Wasser auf einige Tage seine Entzündbarkeit: und dieß wohl ganz natürlich, weil der Vorrath von entzündbarer Luft verbrennt, und sich erst wieder aufs Neue anhäufen muß. Aus eben dem Grunde verliert das Wasser auch seine Entzündbarkeit, wenn man es in ein Gefäß schöpft. Es brennt nicht im Gefäße weil der entzündbare Dunst im Schöpfen verfliegt.

10.

Türkey.

Der unterirdische Garten auf Antiparos.

Die Inseln Antiparos und Paros haben viele Beschreibungen veranlaßt. Allein der gegenwärtigen kann man am sichersten trauen, weil sie von einem sehr offenherzigen und wahrheitliebenden Gelehrten, nähmlich von dem gro-

ßen Tournefort, herrührt. Die Insel Antiparos ist ein Felsen von sechzehn Meilen im Umfange; man trifft daselbst eine Grotte an, welche um so mehrere Bewunderung verdient, weil sich, nach der Meinung dieses berühmten Kenners der Natur, Beweise von dem Wachsthume der Steine daselbst finden. Sie ist eine Art von unterirdischem Garten, wo die Steine eben so viele Pflanzen ausmachen, welche sehr vielerley Gegenstände abbilden. Tournefort bewundert in derselben große runde Massen, wovon einige mit hervorragenden Spitzen versehen waren, andere regelmäßige Buckeln hatten, von welchen Trauben, Blumenketten und Lanzen von außerordentlicher Länge herab hingen. Auf der rechten und linken Seite waren scheinbare Vorhänge und Tücher ausgespannt, welche daselbst gleichsam gerieft, meisten Theils hohle Thürme bildeten, welche eben so viele Behältnisse vorstellten. Unter diesen Behältnissen unterschied er ein großes Zelt, welches aus blumenkohlartigen Hervorragungen bestand. Alle diese Figuren sind von weißem, durchsichtigem und krystallinischem Marmor, welcher beynahe allezeit in die Quere und nach verschiedenen Schichten bricht. Auf dem Boden dieser Grotte zeigt sich linker Hand eine noch weit wunderbarere Pyramide, welche man, seit dem de Nointel 1673 die Messe daselbst halten ließ, den Altar nennt. Dieses Stück Marmor steht ganz und gar frey, ist vier und zwanzig Fuß hoch, und gleicht durchgehends der päbstlichen Krone (eine Art von Schnecken). Sie ruhet auf verschiedenen Capitälen ganz frey, welche ihrer Länge nach gerieft sind. Diese Pyramide ist vielleicht das schönste Stück Marmor in der Welt. Die daran befindlichen Verzierungen stellen alle

Blumenkohlköpfe vor, welche mit einer größeren Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn scheinen, als wenn sie ein Künstler verfertigt hätte. Es ist nicht möglich, sagt Tournefort, daß dieses durch das Herabtröpfeln des Wassers verursacht worden sey, wie es diejenigen behaupten, welche die Bildung solcher in Grotten befindlichen Körper erklären wollen. Nach seiner Meinung sind dieselben, so wie selbst die Mauern dieser Höhlen, Producte des Pflanzenreichs.

Man kann übrigens nur mit vieler Mühe zu dieser Grotte kommen; man steigt mit Hülfe von Leitern und Seilen in dieselbe hinab; die Höhe beträgt zwey bis drey hundert Klafter.

Grotte zu Policandro.

In einem aus dem Englischen übersetzten Werke, welches den Titel führt: Reise durch Frankreich, Italien, und die Inseln des Archipelagus, und im Jahre 1763 in Briefen herausgegeben worden ist, wurde die sehr berühmte Grotte Policandro im Archipel beschrieben. Der Verfasser dieser Reise redet von derselben auf folgende Weise:

Die Oeffnung dieser Höhle ist groß, ihr Boden ist ganz mit Figuren bedeckt, welche durch das von der Decke herabtröpfelnde Wasser gebildet werden; sie sind eisenhaltig, oben spitzig und so hart, daß man sich die Füße daran verwundet. Der ganze Felsen, in welchem diese Grotte befindlich ist, besteht aus einer Art Eisenstein: seine Seitentheile sind uneben, und mit solchen Figuren besetzt, welche auf den Zuschauer eine

sehr angenehme Wirkung machen. Sie haben eine feder- oder pinselartige Gestalt, und sind zwar stark, aber ganz außerordentlich zerbrechlich.

Die Decke gewährt dem Auge sehr große und mannigfaltige Schönheiten. Diese, durch das herabtröpfelnde Wasser gebildeten Figuren sind bey aller ihrer Schönheit doch nicht das einzige Merkwürdige in dieser Grotte; denn man findet daselbst viele sternförmig gebildete, und wie ein polirtes Schermesser glänzende Eisenstufen. Sie sind klein, und an einigen Stellen mit der röthlichen Materie, welche über die ganze Grotte verbreitet ist, bedeckt; an einigen Stellen aber glänzen sie wie die Diamanten. In einem anderen Winkel dieser Grotte trifft man große Massen runder Körper an, welche traubenförmig sind, und sich in breiten Flächen an den Mauern hin erstrecken. Einige sind roth und dunkel, andere vollkommen schwarz, jedoch aber leuchtend und glänzend. Der ungenannte Verfasser hielt sie Anfangs für Blumenketten, von der nähmlichen Beschaffenheit mit denen, die man in der Höhle auf Antiparos findet, und welche von jenen bloß in der Materie unterschieden waren. Allein bey genauerer Untersuchung fand er, daß sie eine Art von traubenförmigen Eisenstufen waren, welche man in verschiedenen Europäischen Bergwerken findet. Sie waren außerordentlich schwer und sehr eisenhaltig.

Die größte Zierde der Decke dieser Grotte bestand in krystallenförmigen Figuren, welche man in den meisten Höhlen der Levante antrifft; einige bestehen aus runden, sehr symmetrisch über einander gelegten Theilen; andere stellen längliche, mit einander verbundene, und glatte, an ihren Enden abgerundete Cylinder vor;

andere sind spitzig, gleich als wenn ihnen die Kunst diese Gestalt gegeben hätte. Meistens haben sie eine schwarze, glänzende Farbe, einige hingegen sind von Natur auf eine so regelmäßige Weise vergoldet, als wenn sie aus den Händen des geschicktesten Künstlers kämen.

Diese schöne Grotte hatte, nach der Erzählung unseres Verfassers, noch etwas Besonders, dessen Entdeckung ihm vorbehalten war, und denselben einige Augenblicke lang mit einer schmeichelhaften Hoffnung unterhielt. Allein er fand sich betrogen. Er wurde von der Schönheit einer Rinde, welche auf der rechten Seite der Höhle etwas über seinem Kopfe befindlich war, überrascht, und brach sie daher ab; allein ein davon herabfallender Staub fiel ihm in die Augen, und als er sie wieder öffnen konnte, fand er, daß dieser Staub immer noch aus der Stelle, wo er die Rinde abgerissen hatte, hervor kam. Er hielt dieß für Goldstaub, und erklärte sich nun auf diese Weise sehr leicht die Vergoldung der Oberfläche einiger Krystallen, worüber er sich Anfangs sehr gewundert hatte. Er glaubte einen Goldgang gefunden zu haben, und dachte schon auf Mittel, davon Gebrauch machen zu können; allein sein Begleiter, welcher mehrere Erfahrung besaß, riß ihn bald aus seinem Traume, und versicherte ihn, daß er gewiß nicht der Erste, und wahrscheinlich auch nicht der Letzte wäre, welcher durch diese Erscheinung getäuscht würde. Seiner Versicherung nach enthielt ein ganzer Karn von diesem glänzenden Staube nur einen einzigen Gran Gold. Und dieß war durch das Gewicht desselben wahrscheinlich; denn der Verfasser fand unter allen in Staub verwandelten mineralischen Körpern nichts so leicht, als den gegenwärtigen. Wie sie ihn nä-

her untersuchten, so fanden sie bloß eine Menge von zerbrechlichen Stückchen eines gelben Talks, welche sich zwischen den Fingern zu Staub reiben ließen. Der Verfasser wurde über seinen Irrthum dadurch getröstet, daß ihm sein Begleiter versicherte, man habe zu seiner Zeit ein mit dieser Materie angefülltes Faß, in der Meinung, daß es Gold sey, nach Ostindien geführt. Sie entdeckten alsdann, daß die gemachte Oeffnung zu einer großen Lage von dieser Materie ging. Beym Abreissen anderer Stücke fanden sie, daß überall dergleichen Staub hervor kam.

Grotte auf Samos.

Brüne versichert bey der Beschreibung der Grotte auf Samos in dem Archipelagus, daß die Decke und Seitenwände ganz mit Figuren bedeckt wären, welche unter allen, die er gesehen habe, am meisten glänzten, und alle schneeweiß aussähen, da die in anderen Höhlen zum Theile braun waren, zum Theile wie ein heller Krystall aussahen.

Er wurde darüber am meisten in Erstaunen gesetzt, daß er sie an den Seiten und unten mit kleinen, glänzenden, goldstaubenen Flecken verziert fand, welche bey einer genauen Untersuchung so regelmäßige Würfel vorstellten, als wenn sie von einem geschickten Künstler geschnitten und glatt gemacht worden wären. In der Folge schienen sie ihm mehr die Farbe des Erzes als des Goldes zu haben: sie waren auf den weißen Oberflächen bald einzeln, bald haufenweise befindlich, und bestanden aus einem schwefelartigen Erze,

das man in Cornwallis Mundick nennt, und welches zuweilen die Farbe des Silbers oder des Goldes annimmt. Das Auffallendste war der Ort, wo man diese kleinen Würfel bemerkte; sie kamen nähmlich auf der Oberfläche der von dem herab tröpfelnden Wasser gebildeten Steine zum Vorscheine, welche lange Zeit nach dem Felsen erst entstanden sind. Ein berühmter Naturforscher behauptet, daß diese Krystalle aus Steintheilchen gebildet werden, welche aus dem Innern der Erde als Dämpfe empor steigen. Eben dieses muß nach der Versicherung des angeführten Schriftstellers auch bey dieser Grotte geschehen seyn; die durch die Kühle der Grotte verdichteten Dünste konnten sich in Wasser verwandelt, an der Oberfläche des Steins angehängt, und endlich dasjenige abgesetzt haben, was sie von fester Materie mit sich in die Höhe genommen hatten.

Labyrinth des Berges Ida.

Das Labyrinth des Ida auf der Insel Candia besteht in einem unterirdischen Gange, welcher durch tausend nach allen Richtungen völlig unregelmäßig hinlaufenden Krümmungen den ganzen inneren Theil eines am Fuße des Ida befindlichen Hügels durchkreuzt. Gegen Mittag, drey Meilen von den Ruinen von Gortyne, kommt man in dieselbe, durch eine natürliche, sieben bis acht Schritte breite Oeffnung, die aber so niedrig ist, daß kaum ein Mensch von mittlerer Größe, ohne sich zu bücken, hindurch kann. Anfangs stößt man auf eine längliche Höhle,

le, und so wie man weiter geht, erregt dieser Ort immer mehr und mehr Bewunderung; denn man trifft auf lauter Abwege, wovon der Hauptgang, auf welchem man sich weniger als auf den übrigen verirren kann, ungefähr zwölf hundert Schritte lang ist, und bis an das Ende des Labyrinths zu zweyen großen und schönen Sälen, in welchen die Fremden mit Vergnügen ausruhen, geht. Dieser Gang theilt sich an seinem Ende in mehrere. Unterdessen ist doch diese Gegend des Labyrinths nicht so gefährlich, als die ungefähr dreyßig Schritte von dem Eingange auf der linken Seite befindliche. Wenn man einen anderen Weg geht, so verirrt man sich in außerordentlich viele gekrümmte Gänge, aus welchen man sich nicht heraus finden kann. Die Mauern der Säle bestehen aus Felsen, in welchen die Nahmen einiger Reisenden und die Zeit ihrer Ankunft in diesem Labyrinthe eingegraben ist. Unter diesen Inschriften befinden sich einige, welche nach der Behauptung des Tournefort in seiner 1717 gedruckten Reise nach der Levante, das einige Jahre vorher über das Wachsthum der Steine von demselben bekannt gemachte System bestätigen. Diese Inschriften wachsen nach der Beobachtung dieses Naturforschers sehr merklich, ohne daß man auf die Vermuthung kommen konnte, daß diese Vergrößerung durch irgend eine äußerlich hinzukommende Materie geschehe. Diejenigen, welche ihre Nahmen in die Mauern eingegraben haben, bildeten sich unstreitig nicht ein, daß die mit dem Meißel gemachten Vertiefungen sich nach und nach anfüllen, und mit der Zeit an manchen Stellen eine, und an anderen fast drey Linien über die Oberfläche erheben würden. Die Materie, womit diese Buchstaben ausgefüllt sind,

ist weiß, ungeachtet der Stein, an welchem sie befindlich ist, grau aussieht. Ich betrachte, sagt Turnefort, diese Erhabenheiten als eine Art von Schwiele *(callus)*, welche sich durch den nach und nach in die Höhlung ergossenen Nahrungssaft des Steines eben so gebildet hat, wie sie an den Enden zerbrochener Knochenfasern zu entstehen pflegt. Dieses Labyrinth hat außer dieser letzten Erscheinung nichts Merkwürdiges. Denn an und für sich selbst ist dieses Labyrinth nichts weniger als ein Werk der Natur Unstreitig ist es von Bergleuten, welche daselbst Metalle ausgegraben haben, gemacht worden; ungeachtet nicht zu glauben ist, daß es dasjenige sey, dessen in den Schriften der Alten gedacht wird. Diodor aus Sicilien und Plinius versichern, daß schon zu ihrer Zeit keine Spur mehr davon vorhanden gewesen sey. Man hatte es nach dem Modell des Aegyptischen Labyrinths gebauet, welches eins der berühmtesten Gebäude der Welt, an seinem Eingange mit vielen Saulen geziert, und hundert Mahl größer als das zu Creta war.

Das versteinerte Holz der Donaubrücke Trajans.

Wenn sich versteinerte Kräuter, wegen ihrer weichen Bestandtheile, gemeiniglich nur in Steinabdrücken zeigen: so sind dagegen alle holzigten Gewächse, ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäs, in ihren Stämmen, und öfters auch in ihren Blättern versteinert. Es ist fast keine Steinart, worin man nicht diese Ueberbleibsel aus dem Pflanzenreiche abgedruckt oder versteinert findet,

Die schönsten aber, die auch zu gleicher Zeit sehr häufig wahrgenommen werden, sind diejenigen, wo das ehemahlige Holz in Achat versteinert worden ist. Dergleichen versteinerte Hölzer nehmen die schönste Politur an, und geben an Glanz und Schönheit dem wirklichen Achat nichts nach; sie übertreffen ihn aber öfters an Härte, daher diese Art von versteinerten Hölzern für einen Liebhaber der Natur nicht allein die schönste, sondern auch in verschiedenem Betrachte die merkwürdigste ist.

Eine solche Versteinerung des Holzes in Achat verbirgt nähmlich den Augen des Naturforschers nicht das geringste wesentliche Kennzeichen, das vorhin die Natur des Holzes ausgemacht hat. Die Rinde desselben, alle Feinheit oder Stärke seiner Zäserchen und Jahrwüchse sind bey einem solchen zu Achat versteinerten Holze auf das genaueste zu erkennen. Insonderheit läßt dieses das zu Achat versteinerte Tannen- oder Fichtenholz auf eine bewundernswürdige Art an sich wahrnehmen. Da in dieser Art von Holz die Jahrwüchse auf das deutlichste in die Augen fallen; so zeigen sie sich eben so schön in der Versteinerung. Wenn z. B. Fichtenholz in gelben Achat vrrsteinert ist, so erblickt man jeden Jahrwuchs in einer besonderen Art von Streife, deren Mitte ein etwas dunkleres Gelb ausmacht, welches mit einem blassern Gelb bis zu einem neuen Jahrwuchse abgewechselt wird.

Man findet gar nicht selten große und starke Bäume unter der Erde versteinert, die in ihrem ganzen Bestandwesen und in allen ihren Theilen diese Beschaffenheit erlangt haben. In dem kaiserlichen Naturaliencabinette zu Wien findet man große Klötze, welche in der Dicke und Breite eben

so groß sind, als die stärksten und dicksten Hackeklötze, deren sich die Fleischhauer bedienen, und wovon verschiedene über drey Fuß im Durchmesser haben, in den schönsten Achat versteinert. Zuweilen ist die Rinde von dem ehemahls gewesenen Stamme in einen Achat von einer anderen Farbe versteinert; z. B. in weißen Achat, wenn das Uebrige des Stammes zu einem schwarzbraunen Achat geworden war; und da die Rinde fast bey allen Arten von Bäumen eine ganz andere Beschaffenheit in ihrem Bestandwesen und in der Zusammenfügung ihrer Theile an sich wahrnehmen läßt, als das übrige Holz des Stammes, so zeigt sich auch dieses ungemein deutlich bey dergleichen Versteinerungen.

Es ist schon von selbst leicht zu erachten, daß ein sehr langer Zeitraum dazu erfordert werde, um so starke Stämme Holz durchaus zu versteinern.

Ferner, um diese Zeit einiger Maßen berechnen zu können, ließ Kaiser Franz I. einen Pfahl von der Brücke aus der Erde ziehen, welche Kaiser Trajan in Servien, unterhalb der Stadt Belgrad über die Donau hatte schlagen lassen, und von welcher damahls noch einige Pfähle aus dem Wasser hervorragten. Da man aus der Geschichte bestimmt und mit Zuverlässigkeit weiß, daß diese Brücke vor etwa siebzehn hundert Jahren gebauet wurde, so läßt sich jene Berechnung allerdings anstellen. Der ausgezogene Pahl, etwa 21 Fuß lang, war einen Fuß dick. Die neugierigen Naturforscher bemüheten sich, denselben auf alle Art zu untersuchen. Er wurde so wohl an demjenigen Ende, wo er in der Erde gesteckt, als da, wo er sich in dem Wasser befunden hatte, durchgeschnitten und polirt,

und man fand, daß derselbe von außen ungefähr eines halben Zolles breit in einen ziemlich guten Achat versteinert war. Das Uebrige von dem Stamme war in die Calcination, oder in den ersten Grad der Steinwerdung übergegangen, und zwar an den äußersten Theilen stärker, nach dem Mittelpuncte zu aber ungleich schwächer, so, daß das Innere von anderem Holze nicht sehr unterschieden war. Man muß nähmlich wissen, daß die Steinwerdung bey allem Holze sich alle Mahl von dem Aeußern anfängt, und nach und nach in das Innere, bis in den Mittelpunct fortgeht. Dieses hatte man nicht allein bey vielen anderen Stücken, welche in der Erde gefunden worden waren, schon vorher überzeugend bemerkt; sondern es wurde auch hier durch dieses Beyspiel genugsam bestätigt. Hieraus erhellet, wie unbegreiflich zart und fein die Theile seyn müssen, wodurch die Versteinerung bewirkt und zu Stande gebracht wird. Denn wenn dieses nicht wäre, so würde sich die Natur durch die in den äußern Theilen des Holzes zuerst anfangende Versteinerung selbst den Weg versperren, damit bis in das Innere des Holzes fortzugehen, und ihr Werk durchaus zu Stande zu bringen

Man darf nur über diese Begebenheit einige Betrachtungen anstellen; so wird man nicht zweifeln können, daß die Natur eine sehr lange Zeit nöthig habe, um die Versteinerung sehr starker Stämme zu Stande zu bringen. Nach einer ungefähren Berechnung würde dieser nur sehr mäßige Pfahl noch über zehn tausend Jahre in der Donau haben stehen müssen, ehe derselbe zu einem vollkommen schönen Achat versteinert worden wäre. Wie lange Zeit also muß nicht erfordert werden, ehe ein so starker Stamm, der über

drey Fuß im Durchmesser hat, von der Versteinerung gänzlich durchdrungen und in den schönsten Achat verwandelt wird? Gewiß können hundert tausend Jahre dazu kaum zureichend seyn.

Man kann freylich die Einwendung machen, daß ein Wasser vor dem andern immer geschickter sey, zu versteinern, und die Versteinerung zu beschleunigen. Allein, wenn die allerzartesten irdischen Theilchen, welche das Wasser bey sich führt, lediglich die wirkende Ursache der Versteinerung sind, wie man davon durch viele unzubezweifelnde Gründe und Beyspiele sich versichert halten kann; so sollte man vernünftiger Weise schließen können, daß, je reichlicher sich der Zufluß von Wasser an einem Orte befände, desto schleuniger auch die Versteinerung zu Stande gebracht werden müsse. Die Folge ist ganz natürlich

Man hat nähmlich bemerkt, daß das unter der Erde befindliche Holz sich folgender Gestalt verhält: Wenn dieses Holz sich in einem Grunde befindet, der sehr trocken und von aller Feuchtigkeit und Wäßrigkeit befreyet ist, so geht dasselbe in die Fäulung, es mag übrigens der Boden aus Sand, Lehm, oder irgend einer anderen Erdart bestehen. Hat aber der Boden, in welchem das Holz liegt, genugsame Feuchtigkeit oder Wässerigkeit, so geht dasselbe zuerst in die Calcination, oder in den ersten Grad der Steinwerdung über, und nach einem sehr langen Zeitraume wird es endlich ganz und gar versteinert. Da hingegen, wenn das Holz sich in einem Boden befindet, der mit öhligtem oder fettigem Wesen, oder mit sauren Salzen angeschwängert ist; so geht das Holz in eine Art der Verkohlung über, oder es werden Steinkohlen daraus; eine Art

der Verkohlung, die mit der Versteinerung viele Aehnlichkeit hat.

11.

Schweden.

Bey einem Erdbeben fährt, statt des Feuers, Wasser aus der Erde.

Der Silreflu ß fließt, eine Sechstelmeile von seinem Auslaufe in die große Indalselbe, durch einen inländischen See, Brusjö genannt, der von allen Seiten mit abhängenden Bergen umgeben ist. Der Boden dieses Sees besteht aus Schlamm, und die Ufer bestehen aus lockern Braunethon. Seine Oberfläche hat etwa fünf und vierzig Quadrat-Tonnen Land, und die Tiefe ist sonst nicht über sechs Ehlen gewesen. Er hat also ungefähr eine Million, acht hundert und neunzig tausend Kubikehlen Wassers gehalten. Der Ein- und Auslauf des Wassers mag im Frühjahre bis zwey Kubikehlen in einer Secunde betragen haben, sonst aber bey weniger nasser Jahreszeit nur die Hälfte.

Den 23. May 1782, gegen 2 Uhr Morgens, hörte ein an diesem See wohnender Häusler nebst seiner Mutter etwas einem ungewöhnlichen Donner Aehnliches. Sie standen auf und sahen, daß der See in einem starken Kochen und Fluthen war. Der Häusler begab sich nach einem Damme und einer Landstraßenbrücke, etwa 200 Klafter von seinem Hause, die er bey

seiner Ankunft nicht bloß gebrochen, sondern auch aus dem Grunde aufgehoben und empor geworfen fand.

Vor dieser Strecke stürzte sich das Wasser vom See Brusjö mit einer fürchterlichen Fluth einher, nahm vor seinen Augen den erwähnten Damm und die Brücke mit sich, und zur Gesellschaft noch eilf im Flusse erbauete Mühlen, mit den dazu gehörigen Dämmen und dem Zimmerholze. Ferner eine große Menge Steine und Bäume der Waldung auf beyden Seiten des Flusses, worunter sich die größten Tannenbäume befanden, die, dem Berichte nach, mit solcher Heftigkeit fortgerissen wurden, daß sie bald Wurzel unten bald Wurzel oben einher geströmt kamen.

Die Erde schien gleichsam im Flußbette aufgesprungen zu seyn, so daß der Fluß hier und da zehn bis fünfzehn Ehlen eingeschnitten hatte, ob er gleich zuvor auf einem festen Steingrunde floß. Bey der Mündung, wo der Fluß aus dem See kommt, ward zuerst eine große mit Steinen verbundene Sandbank ausgeschnitten, darnach brach das Wasser so schnell ein, daß zwey Weiber der dort wohnenden Arbeitsleute ihr Leben nicht zu retten vermochten, sondern mit fortgeschwemmt wurden. Mehrere Leute versicherten, daß sie vor dem Ausbruche des Unglückes erst die Schornsteine des Hauses dieser Unglücklichen niedersinken, darnach das Haus selbst fortrücken, das Oberste sich nach unten kehren, und dann gänzlich zerfallen und fortführen gesehen hätten. Die Erde schwankte dabey unter ihren Füßen Nachdem alles in einen Steinhaufen verwandelt war, brach das Wasser von der Verdämmung nach einer anderen Seite aus, und nahm einen neuen Auslauf vier hundert Ehlen vom ersten, wobey es

gleichfalls ein im Wege liegendes Gebäude und andere Sachen mit fortführte, und den ganzen Platz, von des Flusses voriger Mündung bis an die neue, mit einem Berge von Gries und Stein anfüllte, wovon sich ein ansehnlicher Theil in die große Indalselbe setzte, zwey Drittel der Breite derselben verstopfte, und durch solche Zusammenpressung des Wassers einen Wasserfall verursachte, welcher die erwähnte Elbe an dieser Stelle unschiffbar machte. Der niedergesetzte Berg bestand meist aus Steinen von fünfzig bis sechzig Kubikehlen und darüber. Die Fläche, worauf er sich gesetzt hatte, hatte nur ein und einen halben Zoll auf die Klafter Abhang. Der Inhalt des Berges beträgt etwa zwey und eine halbe Million Kubikehlen. Während der Scene haben die Leute Steine auf dem Wasser schwimmen sehen wie Holz (ein Zeichen der großen Gewalt des Wassers, oder wohl gar einen Kraft von unten herauf). Außer diesem Berge sind auch noch weiter hinunter kleinere Anhäufungen entstanden. Die besagte große Indalselbe hat vom Silrefluss bis zu ihrem Auslaufe ins Meer vier und eine halbe Meile, und ist bey diesem Unglücke in vier Stunden drey bis vier Ehlen hoch gestiegen, je nachdem ihre Breite größer oder kleiner war; aber im Silrefluss bey den Sägemühlen fing das Wasser nach zwey und einer halben Stunde an zu fallen, und nach drey und einer Viertelstunde war es wieder so hoch als gewöhnlich.

Die Tiefe des Sees Brusjö fand sich vierzehn Tage nach der Begebenheit auf vier und zwanzig Ehlen vermehrt; und gleich den Tag darauf soll sie, nach Versicherung der Arbeitsleute, noch mehr betragen haben. In diesem See muß

also das Auswerfen des Wassers vorgegangen seyn, und dieß macht seine Lage, wie eine Höhle zwischen steilen Bergen, sein lockerer Boden, und seine veränderte Tiefe, nebst der angeführten Wirkung des Wassers, sehr glaublich.

Ob es nöthig sey, zur Erklärung dieser Erscheinung einen mittelst Erdbeben verursachten Auswurf des Wassers anzunehmen, ist noch sehr zweifelhaft Aber eine Mitursache war unstreitig die große Lockerheit und gleichsam in Gährung befundene Erdrinde an diesem Orte. Dieß scheint aber wieder daher zu rühren, weil der Schnee im letzten Frühjahre schnell nachgelassen hatte, und mitunter anhaltender Regen gefallen war.

12.

Dännemark.

Ursprung der Unfruchtbarkeit Jütlands.

Als der König von Dännemark im Jahre 1757 die Möglichkeit des Anbaues der Jütländischen Heiden untersuchen, und 10 bis 12 Fuß tief in den Erdboden eingraben ließ, um Mergel und andere Erdarten zur Verbesserung der Oberfläche zu finden; so zeigte sich an einigen Orten zwey Fuß, an anderen Orten drey bis vier Fuß tief, unter der jetzigen Oberfläche eine schwarze fruchtbare Erde, welche alle Kennzeichen einer ehemahls bewohnten Oberfläche in sich wahrnehmen ließ. Es waren noch alle Wurzeln

von den Grasarten, kleinen Gesträuchen und anderen Pflanzengewächsen darin, und zwar noch unversteinert, und so häufig, daß diese schwarze Erde dadurch ganz zusammenhängend wurde. Es ist in der Geschichte nicht bekannt, daß Jütland und die angrenzenden Provinzen seit 2000 Jahren eine große Ueberschwemmung erlitten hätte. Folglich muß dieses schwarze, ehedem bewohnte Erdreich zu viel älteren Zeiten gehören.

13.

Norwegen.

Unterirdisches Wallfischgerippe zu Friedrichshall.

Nach den Schriften des Bischofs Pontoppidan (Th. Th. 1. S. 63.) fand man auf dem festen Lande zu Tißedahlen bey Friedrichshall in Norwegen in der Erde, noch 40 Faden hoch über der jetzigen Oberfläche des Meeres, ein vollkommenes Wallfischgerippe.

Gediegenes Silber.

Es gibt unter den Steinarten, aus welchen die hohen Felsengebirge oder die alten Gebirge bestehen, einige, welche nach aller Wahrscheinlichkeit nicht durch die Wasser gebildet, sondern durch

das Schmelzen im Feuer hervorgebracht zu seyn scheinen. Ihre Anbrüche sind auf frisch gebrochenen Seiten allzu glatt und glasartig, als daß sie eine Geburt von Wasser- und Erdarten seyn könnten. Hierunter gehören die allerfestesten Arten von Hornsteinen, einige Jaspis- und Porphyrarten, und insonderheit eine Art von schwarzem Achat, welche man vor einiger Zeit sehr stark zu Rockknöpfen gebraucht hat.

Dieser schwarze Achat unterscheidet sich von demjenigen, welcher durch die Wasser hervorgebracht und von einem weit festeren Bestandwesen ist, hauptsächlich durch seine große Glasartigkeit. Es ist einerley Ansehen, wenn man große Stücke Glas zerschlägt, oder einen solchen Achat. Eben die ungemein platte und glänzende Oberfläche, eben die Schärfe an seinen Ecken und Spitzen, woran man sich bey einiger Unbehutsamkeit verwunden kann, zeigen sich an dem zerbrochenen Achatstücke; und sehr dünne Stücke lassen sogar einige Durchsichtigkeit an sich wahrnehmen. Diese Art von schwarzem Achat wird gemeiniglich sehr tief unter der Erde gefunden; und man hat insonderheit eine große Menge desselben an dem Fuße des Berges Hecla in Island entdeckt.

Der ungemein feste Hornstein, welcher das Gebirge zu Königsberg in Norwegen ausmacht, scheint gleichfalls bloß durch das Feuer seine ungemeine Festigkeit erlangt zu haben. Seine Härte übertrifft die Härte aller anderen Hornsteinarten, so weit als der Diamant die Härte aller anderen Arten von Edelgesteinen ungemein übersteigt. Es ist also schwer einzusehen, wie diese Steinart in diesem Gebirge eine so vorzüg-

liche Härte erlangt haben könnte, wenn das Feuer nicht mitgewirkt hätte.

Ueber dieß entdeckte man in diesem Gebirge noch andere Umstände, welche es wahrscheinlich machen, daß dasselbe einstmahls im Brande gewesen sey. Man bricht daselbst nichts als gediegenes Silber, und zuweilen in solchen erstaunlichen Klumpen, daß einer davon drey, vier bis fünf Zentner wiegt. Man kann schwerlich zugeben, daß die unterirdischen Dünste, oder die Wasser, solche ungeheuere Stücke von gediegenem Silber ohne alle Beymischung von anderen Metallen, Halbmetallen, Vererzungsmitteln und untergemischten Quarz hätten bilden können, wie man sie in der königlichen Kunstkammer zu Copenhagen findet; sondern die Beschaffenheit der Sache nöthigt uns zu glauben, daß dieselben vom Schmelzen durch das Feuer also in die Klüfte und Risse des Berges zusammen geflossen sind. Ihre Figur ist auch in der That also beschaffen, als wenn sie in den Ritzen und Spalten als in Formen gegossen worden wären. Auf allen Seiten dieser Klumpen Silber entdeckt man die Abdrücke von den Ungleichheiten, Vertiefungen und Höhlungen, von den hervorragenden Spitzen und Ecken, welche die Spalte des Felsens, in welche das geschmolzene Silber geflossen ist, gehabt hat. Kurz, man darf diese ungeheuern Klumpen von Silber nur sehen, um sogleich ein Werk des Feuers, und keine sanfte und langsame Bildung der Natur zu errathen. Indessen hat es mit den kleineren Stücken von dem gediegenen Silber, die aus diesen Berggruben gebrochen werden, eben diese Beschaffenheit. Alle diejenigen, welche man in Mineraliencabinetten sieht, zeigen dennoch, so dünn sie auch

sind, die Abdrücke von den Ungleichheiten der Felsenspalte, in welche sie geflossen sind; und der Unterschied besteht bloß darin, daß der Riß oder die Spalte, in welche das Silber geflossen, sehr klein gewesen seyn muß.

Es ist wahrscheinlich, daß dieses ganze Gebirge mit einer großen Menge von dem besten Silberglaserz erfüllt gewesen ist; und da es bekannt ist, daß die beste Art dieses Erzes sich nicht allein hämmern und schneiden läßt, sondern auch sehr leicht im Feuer schmilzt; so hat demnach das Glaserz gar wohl schmelzen, und in die Ritzen und Spalten des Felsens, die entweder vorhin durch die Erdbeben, oder durch eben dieses Feuer entstanden waren, hineinfließen können; was aber diese Vermuthung gar sehr bestätigt, und zu einer großen Wahrscheinlichkeit bringt, ist, daß an einer Seite dieses Gebirges, welche eine Art von Vorgebirge ausmacht, und wohin also nicht alle Heftigkeit des Feuers gelangt seyn mag, noch wirkliches Silberglaserz im Anbruche steht, und in vorigen Zeiten noch viel häufiger gebrochen worden ist.

14

Lappland.

Heereszüge der Bergmäuse, und das Verschwinden der Rennthiere.

Der Leming oder die Norwegische Bergmaus zieht bekannter Maßen in so ungeheuern

Heeren unerwartet durchs Land, daß dieß den Pöbel in Norwegen veranlaßt hat, zu glauben, sie wären aus den Wolken auf ein Mahl herab geregnet Andere glauben, daß die Wolken diese Mäuse mit sich von den Bergen genommen, und in der Ebene wieder abgeschüttelt hätten. Noch jetzt, sagt Linnäus, glauben einige, in und um Lappland herum, die Lappländer und Rennthiere, die in dem Gebirge reisen, pflegten, so bald sie sich von gefährlichen Wolken umgeben sähen, deßhalb still zu liegen, damit dieselben sie nicht mit sich fortführen möchten. So glaubt also dort der Pöbel, Wolken zögen Rennthiere an sich, wie der Magnet das Eisen, und trügen sie sodann mit sich fort, daß man sie nie wieder zu sehen bekäme! Allein, ob es gleich seine Richtigkeit damit hat, daß in Gegenwart gewisser Wolken in Lappland zuweilen Menschen und Rennthiere verschwunden sind; so sind sie doch keinesweges durch die Lüfte mit fortgeführt. Ich selbst, fährt Linnäus fort, bin mehr als ein Mahl auf den höchsten Gebirgen und von den Wolken umgeben gewesen. Die Eisberge sind die höchsten unter den dasigen Gebirgen, und erstrecken sich längs denselben öfters drey bis vier Meilen in die Breite hin. Auf ihnen ist kein grüner Fleck oder kahler Berg zu sehen, sondern ein immerwährender Schnee, der so hoch als ein hoher Berg auf der Oberfläche des Gebirges liegt, und oben überall wellenförmig aussieht, wie das wallende Meer. Dieser Schnee ist so hart, daß man unmöglich durchkommen kann, und fast wie Eis. Man sieht in demselben, wie in dem Eise, breite, durch den Frost verursachte Spalten, wo die Sonne den Schnee von den Seiten abschmelzt, und das Wasser allmählich zu rinnen anfängt,

bis es endlich einen kleinen Bach verursacht, woraus in dem Schneegebirge ein Abgrund entsteht, der senkrecht oder breiter hinunter, öfters so tief, als der Schnee selbst, auf fünfzehn oder zwanzig Klaftern geht.

Wenn die Lappen am Horizonte eine kleine dunkele Wolke gewahr werden, wissen sie voraus, daß sie, wenn sie an einem bequemen Orte sind, still halten oder ihren Weg dahin beschleunigen müssen, wo sie sich lagern können. Die Wolke zieht sich allmählich herauf, und wird immer größer, bis sie den halben Horizont einnimmt; sie führt einen Sturm mit sich, und überzieht endlich Menschen und Thiere wie ein dicker Nebel. Die nassen Theilchen setzen sich in alle Haare, und es wird so finster, daß man kaum die Hände, geschweige denn die Füße, vor Augen sehen kann. Alles wird still, bis auf den Wind: ruft man, so kann der, welcher etwa neun Ehlen weit von einem ist, nichts hören. Wenn man nun in solcher Finsterniß geht, wo man den Schnee auf der Erde nicht erkennen kann, so ist es leicht, daß man in eine von den beschriebenen, vom Wasser gemachten Klüften falle, und darin begraben werde, so, daß man nimmermehr wieder zum Vorscheine kommt. Aus Liebe zum Wunderbaren spricht nun der Lappländische Pöbel, der nicht einsieht, wo die Verschwundenen geblieben seyn mögen, jene Wolke habe Mann und Rennthier durch die Lüfte entführt.

Uebrigens kann diese Wolke so wenig etwas aufheben als ein Nebel; also auch eben so wenig die Mäuse, die wie andere Thiere in den Gebirgen geheckt und erwachsen sind, von da aber, zu gewissen Zeiten, gleichsam colonienweise herabkommen. In vorigen Zeiten, da diese Thiere die

Pro-

Provinzen um Lappland herum unvermuthet überschwemmten, wurde das Volk darüber so bestürzt, daß es deßhalb einen Buß- und Bethtag anzustellen veranlaßt war.

15.

Island.

Der brüllende Berg.

Herr Olaffen hörte, daß zu Hvere-valle auf dem Gipfel des Krölgebirges zu Skagefiord ein Hügel läge, der in einem fort brülle. Man hatte ihm manche Abenteuer davon erzählt; aber alle eingezogenen Nachrichten waren unvollständig, weil nur Hirten und Grassucher in eine Gegend kommen, die ringsumher morastig, und voll von Lava ist. Er entschloß sich daher, mit seinem Reisegefährten den Unhold von Berg selbst in Augenschein zu nehmen. Schon von ferne sahen sie einen starken Rauch himmelanwärts steigen. Sie hatten schönes helles Wetter, und suchten der Dampfsäule näher zu kommen. Als sie bis auf eine Viertelmeile heran waren, sahen sie an drey Orten den Rauch empor steigen. Sie hörten ein entferntes Gemurmel, gleich dem Brüllen eines Löwen, welches von einem sehr durchdringenden Zischen begleitet war. Ihre Pferde spitzten die Ohren, und wollten nicht weiter vorwärts. Sie saßen ab, und gingen zu Fuße.

Jetzt sahen sie einen weißen runden Hügel, aus welchem der Rauch aus drey Löchern mit einer solchen Kraft hervordrang, daß es nicht anders schien, als wenn das Zischen daher rührte. Die Löcher hatten auswendig nur drey Finger breit im Durchmesser, und ihr Rand war mit rothen, weißen und grünen Farben gesprengt. Sie untersuchten die Löcher mit biegsamen Weidenruthen; konnten aber, wegen der schiefen und winklichten Richtung derselben, nirgends weit durchkommen. Warfen sie kleine Steine hinein, so wurden selbige durch die Heftigkeit des Zuges wieder herausgeworfen; legten sie platte Steine auf die Oeffnungen, so wurden sie gleichfalls zurück geschlagen. Niemand konnte hier in der Nähe den anderen verstehen, und hätte man mit Riesenstimmen geredet; so sehr brüllte der Hügel! Uebrigens ist Hverevalle ein großes, grasreiches Thal, und nahe dabey ein frischer See, auf welchem Schwäne schwammen, die des Brüllens nicht zu achten schienen. Der Boden hat Winter und Sommer eine starke unterirdische Hitze, und friert daher nie. Nicht weit davon sind drey heiße Quellen, wovon die mittelste ihr Wasser drey Ehlen hoch wirft.

16.

Sibirien.

Elephantenzähne weit von dem Vaterlande dieser Thiere.

Zum Beweise, daß die Erde sich von Zeit zu Zeit verändern müsse, dient unter anderen auch, was Herr Prof. Gmelin im dritten Theile seiner Reisen erzählt. Er sagt daselbst, daß in den Ufern der großen Sibirischen Flüsse Obi, Jenisey und Lena sehr häufig Elephantengerippe gefunden werden. Die Ufer dieser Ströme sind öfters mit dem dicksten Eise bedeckt, welches über dieß noch durch das Eis aus dem Meere vermehrt wird, welches ein gewisser Wind dahin treibt. Dieses Eis beschwert die steilen und öfters unterhöhlten Ufer dieser Ströme dergestalt, daß, wenn es anfängt zu schmelzen, nicht selten große Stücke Erde von den Ufern mit losbrechen. Hierdurch nun werden die noch an den Ufern in der Erde verborgenen Elephantengerippe entdeckt. Kaiser Peter der Erste hat die schönsten und längsten Zähne von 8 bis 9 Fuß lang, die bey solchen Gelegenheiten gefunden wurden, auffammeln und in sein Naturalien-Cabinett nach Petersburg bringen lassen. Herr Professor Gmelin hat sie nicht allein daselbst gesehen, und bey der genauesten Untersuchung befunden, daß es keine anderen als Elephantenzähne waren; sondern sie haben sich auch fast noch gänzlich in ihrem natürlichen Zustande befunden, ohne merk-

liche Kennzeichen einer Verwesung oder Versteinerung an sich zu haben; da sie doch wenigstens mehrere tausend Jahre unter der Erde gelegen haben, welches vermuthlich dem nachherigen großen und fast beständig anhaltenden Froste in dieser Gegend zuzuschreiben ist.

Russische Salzseen und Salzberge.

Der weiße See (Zagannor), nicht weit vom Flusse Urulengui, hat ein ganz weißes Ansehen, und wenig, aber sehr gesalzenes Wasser, das aber mehr einem Glauberischen Wundersalze als einem reinen Kochsalze gleicht. Eben so merkwürdig ist der Salzsee, sieben und eine halbe Werst südlich vom Borsabache. Er hält über drey Werste im Umfange, und sieht ganz weiß aus.

Das Salz setzt sich nicht so wohl in dem Grunde des Sees in Krystallen, als vielmehr auf der Oberfläche an, wo es als eine dünne Haut oben auf schwimmt. Es hat alle Eigenschaften eines gemeinen Küchensalzes. Es kann wohl seyn, sagt Gmelin, daß man das Salz zu anderen Zeiten dicker antrifft, als bey unserer Anwesenheit. Denn die Salzfahrer, welche Soleniki genannt werden, und theils aus Nertschink, theils aus Tschitinsk hierher kommen, waren schon da gewesen, und vielleicht fand ich, sagt Gmelin, deßwegen so wenig Salz da, weil es entweder kurz vorher weg genommen worden, oder weil viel Regen gefallen war, und so weiter. Gmelin's Gesellschaft hatte acht Tage zuvor gar kein Salz hier gese-

ben; und es mußte also in dieser kurzen Zeit schon wieder eine so dicke Rinde sich angesetzt haben. Nahe bey diesem See war, nach Süden zu, noch ein kleiner, sehr gesalzener See, der aber kein Salz angesetzt hatte.

Unter anderen verschiedenen Salzseen und stark gesalzenen Quellen, deren Gmelin erwähnt, findet man auch eine, die mitten im Flusse bey Usfolin aus einem Steinfelsen springt *). Besonders merkwürdig aber ist folgende Nachricht: In Sibirien, im Lande der Jakuten, am rechten Ufer des Flusses Captendei, etwa hundert und dreyßig Faden vom Ufer, an einem niedrigen Orte, der etwa 120 Faden lang und 30 Faden breit ist, entspringen aus der Erde verschiedene Salzquellen. Gegenwärtig sieht man deren nur zwey, aus welchen mit dem Wasser eine große Menge Salz ausgestoßen wird, welches im Wasser aussieht, als wenn feiner Sand mit selbigem vermischt wäre. Das Salz setzt sich um die Quelle in Stücken zusammen, die wie ein schneeweißer, aus feinstem Sande zusammengesetzter Stein aussehen. Das Wasser stößt das Salz immer hervor; so daß es sich auf zwey Arschinen (Russische Ehlen) hoch an den Seiten anhäuft, ohne daß die Quelle in der Mitte verstopft wird. Man sieht hieraus, wie sehr dieses Wasser mit Salztheilen gesättigt seyn muß, da es gleich bey einer so geringen Verdunstung, als die natürliche Verdunstung des Quellwassers ist, ganze Haufen Salzkrystallen auf einander schichtet. Nicht weniger salzhaltig aber mag der Rio de la Sal in Chili seyn, der so viel Salz bey

*) Gmelins Reisen durch Sibirien. Th. 3. S. 67.

sich führt, daß die Theile der Pferde, die mit seinem Wasser gewaschen werden, wie Herrera sagt, so bald als sie trocken werden, mit Salz gleichsam überzogen scheinen, und wo das angeschossene Salz an den Ufern des Flusses in Krystallen liegt.

Auch ein sehr merkwürdiger Salzberg findet sich in Sibirien. Er liegt im Lande der Jakuten, vom Flusse Kaptendei dreyßig Werste gegen Osten, ist auf dreyßig Faden (fast hundert Ehlen) hoch, und von Osten nach Westen zwey hundert und zehn Faden (auf siebenthalb hundert Ehlen) lang.

Von unten bis auf zwey Drittel der Höhe, besteht er aus einem sehr zarten, durchsichtigen in großen würflichten Krystallen zusammen gewachsenen Salze, in welchem nicht die geringste Unreinigkeit oder Vermischung der Erde und andere Stoffe wahrgenommen werden kann. Das oberste Drittel des Berges besteht aus einer rothen, lehmichten Erde, zwischen welcher ein rother, lehmichter Talk gebrochen wird, und zwar von der schönsten Art. Der Berg ist an der Seite nach dem Flusse zu sehr steil, und sein westliches Ende hängt mit einer Bergkette zusammen, die daselbst ihren Anfang nimmt, nach Norden läuft und eben nicht arm an Salz zu seyn scheint; weil sie mit eben dem Lehm, wie der Salzberg, bedeckt ist, eben Talk führt, und vornehmlich aber weil im Frühjahre, wenn das Wasser abgelaufen ist, Salzblumen vorhanden sind.

Ein Erdbrand am Tomflusse.

Gmelin fand in Sibirien, in der Gegend des Tomflusses, zehn Werste vom Dorfe Kaltirak, ein Torfland, das erst ein Morast gewesen, jetzt aber ausgetrocknet war. Es rauchte beständig, und gab einen Geruch von sich wie der feinste Holländische Torf. Wahrscheinlich meinte Gmelin, sey dieser Torf durch Menschen oder durch Blitz angezündet worden, gebe Rauch und Torfgeruch von sich, und brenne in seinem Inneren.

Ferner sagte man ihm an dem Orte, wo sich der Bach Abascheva in den Tomfluß ergieße, sey ein feuerspeyender Berg. Begierig ihn zu sehen, kam er dahin, fand Rauch und widrigen Geruch für seine Nase, und an der Feuerstelle selbst nichts als ein brennendes Erdreich, das nur auf der Oberfläche brannte und also mit einer Menge Wassers ausgelöscht werden konnte.

Noch merkwürdiger ist das brennende Ufer an der östlichen Seite des Flusses Chatanga, zehn Werste oberhalb des hineinfallenden Flusses Novareka, und ein Werst unterhalb Ponomareva Simowje. Es sind glimmende und rauchende Steinkohlenschichten mit einer Sand- und Erdlage bedeckt. An den Brandstellen schießt hier und da Salmiak an; Schlacken gibt es nicht.

Ferner sah Gmelin in der Nacht ein Feuer von Ferne, und wurde des anderen Tages berichtet, daß schon drey Jahre lang, beständig an derselben Stelle, des Nachts ein Feuer, des Tages aber ein Rauch zu sehen sey, welches nach

seiner Meinung nichts anderes, als wieder ein brennendes Torfland war, wie viele dergleichen in dieser Gegend sind.

Endlich kam er, kurz zuvor, ehe er am Kondinskie Werschini anlangte, wieder an einem Torflande vorbey, welches lichterloh brannte.

Noch erzählt Gmelin, (dritter Th. S. 519.) daß bey Irkutzk in ebenem Boden Ritzen waren, woraus ehemahls Feuer, zu Isbrand Ides Zeiten aber nur noch Wärme gekommen sey. Zu Gmelins Zeit waren sie selbst nicht mehr, aber doch noch bey einigen Einwohner im Andenken.

Die Bärenjagd.

Wenn die Finnmärkischen Lappen, wovon einige Stämme sich noch des Bogens bedienen, im Walde jagen, und ungefähr durch ihre Hunde auf eine Bärenhöhle gebracht werden, vor welcher die Spürhunde Fille stehen und bellen; so stellt ein solcher Lappe seinen Bogen vor die Oeffnung der Höhle. Der Bär liegt dann ganz ruhig. Hierauf hauet der Lappe Fichten- und andere Zweige ab, zieht seinen Bogen aus der Höhle, und verstopft sie mit erwähnten Zweigen, so, daß der Bär seinen Kopf nur durch ein Loch stecken kann, vor welchem der Lappe mit seiner Axt schon lauert. Nun hetzt und reitzt er den Bären so lange, bis dieser ganz wüthend hervorkommt, und seinen Kopf, um seinen Feind zu suchen, hervorstreckt, in welchem Falle ihm der Lappe sogleich mit seiner Axt einen Schlag

versetzt. Wenn dieser den Kopf oberwärts trifft, so thut er dem Bären keinen merklichen Schaden, fällt aber die Axt niedriger zwischen die Augen; so spaltet sie den Kopf des Bären.

An anderen Finnmärkischen Orten haben sie eine andere Art, Bären zu fangen. Wenn da der Bär ein anderes Thier geschlagen, und auf einige Zeit verlassen hat, oder davon verjagt worden ist, so machen sie einen Zaun um dasselbe, der zwey einander gegenüberstehende Eingänge hat. Auf den Seiten der Eingänge werden gespannte mit Pfeilen versehene Bogen gestellt, ungefähr so hoch, daß die Pfeile gerade das Herz des Bären treffen, wenn er im Begriffe ist, in den Zaun hinein zu gehen. Auf der Erde liegt ein Strick. So bald nun der Bär an diesen stößt, fliegen ihm die Pfeile als eben so viele Selbstschüsse entgegen, und bringen ihn, wenn sie recht gestellt sind, unfehlbar ums Leben.

Der doppelte Eingang ist hauptsächlich dazu, daß er theils eine freye Wahl zum Eingange habe, theils auch, wenn er den einen verfehlt, wenigstens im anderen gefangen werden möge. Die Lappen pflegen dergleichen Selbstschüsse mit Bogen auch auf beyden Seiten in engen Fußsteigen anzubringen, wohin oft Bären kommen.

Die Kamtschadalischen Bären werden vom Herrn Kraschenikow weder grimmig noch sehr groß, und gegen Frauenzimmer sehr höflich beschrieben. Sie pflegen, sagt er, niemahls die Frauenzimmer feindlich anzufallen, vielmehr begegnen sie denselben im Sommer, wenn sie Beeren sammeln, aufs freundlichste, wie zahme Thiere. Sie fressen ihnen zwar zuweilen die gesammten Beeren auf, das ist aber auch die einzige Unart, welche sie gegen das

Frauenzimmer begehen. Im Sommer kommen sie aus den Gebirgen herunter, um sich an den Flüssen von Fischen zu nähren, daher sie auch einige Fischbären genannt haben.

Ehe noch das Feuergewehr in Kamtschatka bekannt wurde, bediente man sich verschiedener Mittel, die Bären zu fangen. Man verstopfte z. B. mit einer Menge Holzscheiter die Mündung der Bärengrube. Diese Holzscheiter hohlte der Bär alle zu sich, damit ihm der Ausgang nicht möchte versperrt werden. Man fuhr damit so lange fort, bis der Bär überall mit Holz umgeben war, und sich kaum noch rühren konnte; dann grub man von oben hinein, und nun war es leicht, ihn mit Lanzen todt zu stechen.

Die Koräken suchten sich zum Bärenfange einen oben etwas gekrümmten Baum aus; an diesem befestigten sie eine Schlinge, hinter derselben aber eine gute Lockspeise. Wenn der Bär diese hohlen wollte, so hing er gemeiniglich mit dem Kopfe oder mit seiner Tatze in der Schlinge. Sie wußten auch große, schwere Balken so aufzustellen, daß diese bey der geringsten Berührung zusammen fielen, und so den Bären erschlugen.

Eine andere Art war, ein Bret voll eiserner Angeln in den Weg zu legen, den er nehmen mußte, und nahe dabey etwas aufzustürzen, das gar leicht mit vielem Getöse niederstürzte. Dadurch wurde der sichere Bär dermaßen erschreckt, daß er in größter Uebereilung auf das Bret zu lief, und sich wenigstens eine Vordertatze, mit welcher er zuerst auftrat, an den Angeln verwundete und festmachte. Das brachte ihn in solche Wuth, daß er, um sich zu befreyen, mit der andern Tatze auch auf das Bret schlug. Nun war auch diese fest, worauf der Bär sich auf die Hintertatzen setzte,

und so das an den Vordertatzen fest hängende Bret in die Höhe zog, welches ihn in eine solche Raserey setzte, daß er sich dadurch selbst des Lebens beraubte.

Die Einwohner an der Lena und am Ilim haben eine noch seltenere Art, Bären zu fangen. Sie stellen eine Schlinge auf den gewöhnlichen Weg des Bären, oder bey dem Eingange in seine Grube, die an ein starkes und schweres Stück Holz befestiget ist. Wenn er sich nun gefangen sieht, nimmt er das Holz auf, und trägt es an einen Absturz, wo er es mit heftigem Grimme hinunter stürzt, und, weil er daran selbst fest ist, mit hinunter gezogen wird, folglich entweder gleich todt bleibt, oder sich doch heftig zerschellt. Indessen ruht er nicht, sich auf diese Art los zu machen, bis er endlich den Hals bricht.

Diese letztere Art hat etwas Aehnliches mit derjenigen, wodurch die Russen ihren Honig vor den Bären verwahren. Sie hängen ein solches Stück Holz an einen langen Strick vor solche Bäume, in welchen sich die Bienen befinden. Wenn der Bär hinauf klettert, sich ihres Honigs zu bemächtigen, hindert ihn der vorhängende Klotz. Er schiebt ihn zwar zurück, dieser prallt aber wieder auf ihn an, daher er ihn mit großer Gewalt zurück schlägt, aber dadurch nichts weiter ausrichtet, als daß der Klotz ihm seinen Stoß mit gleicher Heftigkeit erwiedert. Dieß Spiel treibt er so lange, bis er endlich auf die Nase getroffen wird, und sein Leben verliert, oder doch vom Baume herunter stürzt.

Es gibt in Kamtschatka Menschen, die es allein mit einem grimmigen Bären aufnehmen, den eine ganze Gesellschaft kaum anzugreifen wagen durfte. Das geschieht ohne alle anderen

Waffen, als mit einem starken Eisen, das an beyden Seiten scharf zugespitzt ist, und an einem ledernen Riemen hängt. Diesen Riemen windet der Mensch um den rechten Arm bis zum Ehlenbogen hinauf, nimmt das Eisen in die linke, und sein Messer in die rechte Hand, und geht auf den Bären los, der, wie gewöhnlich, auf den hintern Tatzen steht, den Rachen aufsperrt, und sich dem Jäger entgegen stellt. Allein dieser steckt seinen brummenden Gegner die rechte Hand mit dem spitzigen Eisen geschickt und muthig in den Rachen, welches nicht allein den Bären hindert seinen Rachen zu schließen, sondern ihm auch große Pein verursacht, und ihn ganz außer Stand setzt, sich weiter zu wehren; daher ihn der Jäger dahin führt, wohin es ihm beliebt, oder ohne die geringste Gefahr mit seinem Messer todt sticht.

Die Wilden unternehmen kaum etwas mit mehreren Feyerlichkeiten als eine Bärenjagd, und um die Freundschaft eines Jägers, der einige Bären in einem Tage erlegt, bestrebt man sich viel eifriger, als um die Gewogenheit eines Kriegshelden; weil eine solche Jagd einer Familie nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleidung verschafft. Einige sind in dieser Art von Jagd so erfahren, daß, wenn sie durch die Wälder und Gebüsche kriechen, und im Herbste einen fetten Bären antreffen, sie ihn überfallen, zu Boden werfen, und nun mit Ruthen vor sich her in ihr Dorf treiben.

Auch die Kamtschadalen sehen die Erlegung eines Bären für eine so wichtige Sache an, daß derjenige, der diese That verrichtet hat, verbunden ist, alle seine Nachbarn zu bewirthen. Bey diesem Schmause macht freylich das Bärenfleisch das vornehmste Gericht aus, worauf dann

die Knochen des Kopfes und der Schenkelbeine als Siegeszeichen rund um die Hütte gehängt werden.

17.

Nordpol.

Das älteste aller menschlichen Denkmähler.

Als Maupertuis, nebst einigen anderen Mitgliedern der Französischen Akademie, auf Kosten des Königs von Frankreich, nach den Gegenden des Nordpols geschickt ward, um daselbst einen Erdgrad auszumessen, woraus die Gestalt des Erdballs mit hervorgegangen ist; so entdeckte derselbe in dieser, der Natur durch die erstaunliche Kälte fast abgestorbenen Gegend ein sehr außerordentliches, merkwürdiges, steinernes Monument, das so wohl seiner äußerlichen Gestalt nach, als wegen der darauf eingehauenen Schriftzüge, genugsam zu erkennen gab, daß es nicht von Natur, sondern von Menschenhänden, und vermuthlich zum Andenken einer gewissen Begebenheit, an dieser Stelle errichtet worden sey. Der Herr von Maupertuis hat sich die Mühe gegeben, die Schriftzüge dieser Inschrift mit möglichster Sorgfalt und allem Fleiße nachzuzeichnen, und solche in den Nachrichten von dieser seiner Reise und der Ausmessung des Nordpols der Welt mitzutheilen. Allein die allererfahrensten Sprachkenner, so wohl der alten, bereits abgestorbenen, als der noch lebenden

Sprachen, haben in dieser Inschrift nicht die geringste Spur finden und entdecken können, daß die Sprache dieser Inschrift und die dazu gebrauchten Schriftzüge oder Charaktere mit irgend einer Sprache, die, unseren Nachrichten nach, jemahls in der Welt Statt gefunden haben, die geringste Aehnlichkeit habe.

Niemand wird sich so leicht einfallen lassen, daß dieses Monument von den Bewohnern des Nordens, die während unserer letzten Zeitrechnung in diesem kalten Himmelsstriche gewohnt, oder sich in der Nähe des Nordpols aufgehalten haben, sey zu Stande gebracht und errichtet worden. Die armseligen und unwissenden Lappen, als die Bewohner oder nächsten Nachbarn des Nordpols, sind wohl zu allen Zeiten sehr entfernt gewesen, sich von Errichtung eines solchen Monuments etwas einfallen zu lassen; und wenn auch dieses geschehen wäre, so müßten die Schriftzüge auf diesem Monumente von solcher Beschaffenheit seyn, daß sie unsern besten Sprachkundigen kein unerforschliches Geheimniß wären. Sie müßten unstreitig einige Aehnlichkeit mit den Runischen, Gothischen und andern alten Charakteren des Nordens, oder auch mit einer von den heutigen nordischen Sprachen haben; gesetzt, daß man auch mit einer Nachsicht, die man nicht einmahl erwarten kann, zugeben wollte, daß sich die alten oder neueren Bewohner des Nordens ein solches Denkmahl zu errichten hätten einfallen lassen.

Allein, die Sache redet gleichsam für sich selbst. Dieses Denkmahl kann weder von irgend einem Nordischen Volke, das in dem Laufe unserer dermahligen Zeitrechnung um den Nordpol gewohnt hat, noch in der jetzigen, ganz un-

wohnbaren Beschaffenheit des Nordpols errichtet worden seyn. Man muß bis auf eine Zeit zurück gehen, da die jetzige Gegend des Nordpols noch nicht diesen Pol ausgemacht, sondern in einem ganz anderen, viel wärmeren und angenehmeren Himmelsstriche sich befunden hat; kurz, auf eine Zeit, die weit über unsere jetzige Zeitrechnung hinaus geht, und wo die Bewohner des Erdkörpers zu der Ausdrückung, und zu den sichtbaren Zeichen ihrer Gedanken, die alle Mahl willkürlich sind, ganz andere Töne und Charaktere hatten, als die Bewohner des Erdkörpers während unserer ganzen jetzigen Zeitrechnung gebraucht haben.

18

Mittelländisches Meer.

Santorin und einige andere Inseln treten aus dem Meere hervor.

Die Entstehung neuer Inseln geschieht auf zweyerley Art. Entweder plötzlich durch die Wirkung eines unterirdischen Feuers, oder langsam, durch den niedersinkenden Schlamm im Wasser. Von beyden Verfahrungsarten der Natur findet man bey alten Geschichtschreibern und neuern Reisenden ganz unläugbare Nachrichten. Seneca versichert, zu seiner Zeit wäre die Insel Therasia, die jetzt Santorin heißt, plötzlich vor den Augen der Seeleute hervorgekommen. Plinius meldet ebenfalls, daß ehemahls aus dem Grunde des Mittelländischen Meeres zu gleicher Zeit dreyzehn neue Inseln empor gestie-

gen wären, unter welchen er Rhodus und Delos als die vornehmsten nennt. Allein nach seiner so wohl, als auch nach Ammians, Philons und anderer Männer Erzählung, scheinen diese Inseln weder durch ein Erdbeben, noch durch den Ausbruch eines unterirdischen Feuers, hervorgebracht worden zu seyn; vielmehr waren, nach ihrer Aussage, diese Inseln vorher nur unter dem Wasser verborgen. Bloß durch die Abnahme der Meereshöhe wurden sie mit der Zeit über dem Wasser sichtbar. Der Insel Delos hat man sogar den Nahmen Pelagia deßwegen beygelegt, weil sie vormahls im Meere verborgen lag. Wir können also nicht zuverlässig bestimmen, ob man den Ursprung dieser dreyzehn neuen Inseln von der Wirkung der unterirdischen Feuer, oder von einer anderen Ursache herleiten soll, die eine starke Abnahme und Erniedrigung der Wasser des Mittelländischen Meeres veranlaßt hatte. Die Insel Hiera, unweit Therasia, soll aber, laut Plinius, aus eisenhaltigen Massen und aus Erde, die der Meeresgrund hervor gestoßen habe, gebildet worden seyn. Im 89. Kapitel seiner Naturgeschichte führt er noch viele Inseln an, die auf gleiche Art entstanden wären. Außer dem können wir hiervon weit richtigere und neuere Begebenheiten beybringen.

Am 23. May des Jahres 1707 erblickte man, beym Aufgange der Sonne, auf eben dieser Insel Therasia oder Santorin, in einer Entfernung von zwey bis drey Meilen vom Lande, gleichsam einen schwimmenden Felsen im Meere. Die Neugierde bewog unterschiedene Leute, das Seltsame dieser Erscheinung näher zu betrachten. Sie bemerkten, daß diese, aus dem Grunde

des

des Meeres hervor gestiegene Klippe unter ihren Füßen immer größer würde, und brachten Bimstein und Austern mit zurück, die noch an den Wänden des empor gestiegenen Felsen klebten. Zwey Tage vor dem Ursprunge dieser Klippe war zu Santorin ein leichtes Erdbeben bemerkt worden. Die neue Insel wuchs bis zum 14. Junius, ohne weitere bedenkliche Vorfälle, sehr merklich an; damahls hatte sie schon eine halbe Meile im Umfange, und war bereits an zwanzig bis dreyßig Fuß hoch. Ihr Erdreich war weiß und dem Lehme ziemlich ähnlich. Das Meer gerieth bald darauf in immer heftigere Unruhen. Ein aus demselben in die Höhe steigender Dampf verbreitete seine unangenehmen Wirkungen über die ganze Insel. Den 16. Julius sah man auf ein Mahl siebenzehn bis achtzehn Klippen aus dem Meere hervorsteigen, und sich neben einander stellen. Alles dieses geschahe unter einem fürchterlichen über zwey Monathe anhaltenden Getöse, bey einem beständigen Ausbruche heller Flammen, die aus der neuen Insel in die Höhe loderten. Der Umfang und die Höhe dieser Insel wurden täglich beträchtlicher, und die fortdauernden Stöße schleuderten Felsen und Steine über sieben Meilen weit umher. Bey den Alten wurde die Insel Santorin selbst als ein neues Land betrachtet. In der That ist sie in den Jahren 726, 1427 und 1573 jedes Mahl durch neue Zusätze und kleine neben ihr sich ansetzende Inseln vergrößert worden.

Eben die Feuergruft, die zu Seneca's Zeiten Santorino hervorbrachte, hat auch zu Plinius Zeiten die Insel Hiera und Volcanella, zu unseren Zeiten aber die eben angeführten Klippen erzeugt.

B.

Asien.

1.

Kaspische Meeresküste.

Der kochende See bey Baku.

Bey der Stadt Baku am Kaspischen Meere, erzählt Kämpfer, erhebt sich in der Nähe des ewigen Feuers der Gebern, etwa neun Ehlen über der Fläche des Bodens, ein Hügel, dessen Fuß länglich rund ist. Auf seinem Gipfel befindet sich ein See, der etwa fünfzig Schritt im Umfange hat. Das Wasser im See ist salzig von Geschmack, schwarz von Ansehen, und brauset ohne Unterlaß. Es ist, als ob die Oberfläche beständig mit Blasen aufsiedete, die eine aufwallende Bewegung in der Tiefe des Schlundes hervorzubringen scheint. Diese sonderbare Naturerscheinung führt den Nahmen des Naphta-Fegefeuers.

Die Ankömmlinge bleiben in schreckhafter Aufmerksamkeit am Rande des Sees, und staunen zitternd vor dem fürchterlichen Brausen des

Schlundes. Mit den Wasserblasen kommt nicht selten ein schwarzer Schaum von erdigter Substanz hervor, den man für den Unrath der Naphta ausgibt. Von diesem Unrathe, der beständig ans Ufer getrieben, und mit den Wasserblasen viele Jahre hindurch herausgeworfen wurde, scheint der Hügel selbst gebildet zu seyn. Um den See her sind verschiedene kleine Brunnen, in welche man etwa einen Finger oder eine Hand stecken konnte. Kämpfer zählte ihrer fünf und zwanzig auf der Höhe, und fünfzehn am Fuße des Hügels, die alle ein krystallhelles Wasser gaben. Alle führten einen Salzgeschmack mit sich; aber keiner schmeckte wie der andere und wie das Wasser im See. Auch diese gaben die Umwohner für eine Seltenheit aus.

Wiewohl der See beständig mit Blasen aus der Tiefe aufkochte, so lief er dennoch selten über; welches Kämpfer ebenfalls an den vielen anderen kleinen Brunnen bemerkte, in welchen das Wasser nicht so wohl zu quellen, als von einem aus der Tiefe auffahrenden Athem bewegt zu werden schien. Wer sieht nicht beym ersten Anblicke dieser Wundererscheinung, daß auch in diesem Luftvulcane eine im Inneren der Erde entzündete Materie elastische Dünste entwickelt, und in die Höhe jagt?

Das ewige heilige Feuer.

Der große Zoroaster ließ, dem Gotte des Lichtes zu Ehren, ein heiliges Feuer als ein Ebenbild der Gottheit in dem Allerheiligsten der Persischen Tempel bewahren. Die Gebern,

eine Indische Religionssecte, die sich von ihm herschreibt, verehrt daher noch jetzt das heilige Feuer, und bewahrt es im Inneren ihrer Tempel. Ein Zweig dieser Indischen Gebern errichtete einen dieser Tempel am Kaspischen Meere, wo die Natur eine unauslöschliche Flamme aus der Erde auflodern läßt.

Der Physiker hält es für eine Merkwürdigkeit der Natur, aber der Feueranbether verehrt es als ein Wunder, das die Gottheit seiner Secte zu Ehren verrichtet.

Die meisten der steinernen Tempel, welche sie diesem Feuer am Kaspischen Meere in Persien, nordostwärts vier Stunden von Baku, auf einem sandigen und felsigten Lande erbauet haben, sind Gewölbe, die nicht über sieben bis acht Ehlen hoch sind *). Unter ihnen liegt ein kleiner Tempel, in welchem noch jetzt die Indianer anbethen. Nahe beym Altare, ist eine große hohle Röhre, aus deren Oeffnung eine blaue Flamme heraus geht, an Farbe und Schönheit der Flamme einer Spiritus-Lampe gleich; aber noch weit schöner und reiner.

Diese Flamme brennt, nach der zuversichtlichen Behauptung der Gebern, schon seit der Sündfluth, und wird bis zum Ende der Welt brennen. Würde sie hier unterdrückt, so bräche sie mit erneuerter Kraft an einem anderen Orte hervor. Es halten sich daher hier für beständig 30 bis 40 Pilgrimme auf, die im Glauben an das heilige Feuer, aus Indien, ihrem Vaterlande, hierher wallfahrten.

*) Hanway's Beschreibung seiner Reisen nach Persien. 4. Hamburg und Leipzig, 1764. Theil 1. S. 230.

Nicht weit von dem beschriebenen Tempel, wallet zwey Fuß von der Erde aus der horizontalen, beynahe sechs Fuß langen und drey Fuß breiten Oeffnung eines kleinen Felsen immerfort eine blaue Flamme hervor. Wenn der Wind geht, so steigt sie zuweilen vier Ehlen hoch, bey stillem Wetter aber ist sie viel niedriger. Man merkt nicht, daß die Flamme den Fels im geringsten verletze.

Ungefähr zwanzig Ehlen hinter diesem Felsen ist ein Brunnen, zwölf oder vierzehn Klafter tief, in einen Fels gehauen, der vortreffliches Wasser hat.

Die Erde um diesen Ort hat über eine Stunde weit die bewundernswürdige Eigenschaft, daß, wenn man zwey oder drey Zoll von ihrer Oberfläche wegnimmt, und eine Kohle an den solcher Gestalt entblößten Ort anhält, dieser Ort sogleich Feuer faßt, und Flamme von sich gibt, und zwar oft noch ehe ihn die Kohle ganz berührt. In diesem letzteren Falle entzünden sich nähmlich die öhlichen Ausdünstungen. Die Flamme macht den Boden heiß, verzehrt ihn aber nicht.

Wenn man ein Rohr, oder auch nur eine Röhre von Papier, etwa zwey Ehlen tief in die Erde setzt, unten, wo man sie eingräbt, dicht mit Erde zuschließt, den oberen Theil mit einer glühenden Kohle berührt und darauf bläst, so bricht den Augenblick eine Flamme hervor, die der Röhre keinen Schaden thut, wenn nur das untere Ende gut verwahrt ist. Auf diese Art kann man sich solcher Röhren in den Häusern, wo der Boden eine ähnliche Beschaffenheit hat, zu Lichtern bedienen. Drey bis vier solcher flammenden Röhren bringen einen Topf voll Wasser zum

Kochen. Man kocht auch wirklich die Speisen auf diese Art.

Will man die Flamme auslöschen, so muß man ihr die Luft benehmen, und sie ersticken, indem man das Loch, wo sie herausfährt, verstopft. Die Erde dieser Gegend ist trocken und steinigt, und je steinigter sie ist, desto stärker und heller ist die Flamme. Sie riecht wie Naphta, und ihr Geruch ist nicht schädlich. Man brennt hier durch Hülfe der Naphta einen sehr guten Kalk. Man gräbt nähmlich die Oberfläche der Erde etwas auf, setzt die Kalksteine in Lagen darüber; hält sodann eine Fackel an die Erde, und sogleich bricht die Flamme hervor. In drey Tagen ist der Kalk fertig.

Nahe an diesem Orte wird Schwefel gegraben, und es finden sich Naphta-Quellen daselbst. Ueberhaupt ist dort eine wahre Naphta-Niederlage der Natur. Ueberall findet man schwarze und auch weiße Naphta, oder Bergöhl; vorzüglich aber auf der kleinen Insel Lvetoy im Kaspischen Meere.

Bey dickem und neblichten Wetter sieden die Quellen, nach Hanway, hoch auf; die Naphta faßt zuweilen Feuer, und läuft mit brennenden Flammen in großer Menge in die See. Bey klarem Wetter sieden die Quellen nicht über zwey Fuß in die Höhe. Beym Uebersieden wird diese öhlichte Materie so dick, daß auch zuweilen die Oeffnung der Quelle beynahe dadurch verstopft wird. Hierdurch entstehen dann kleine Hügel, die so schwarz sind wie Pech. Aber die Quelle, die sich an einem Orte verstopft, bricht gar bald an anderen wieder aus.

Der Bergtheerquell.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts sah Kämpfer auf seinen Reisen in Persien einen Hügel, der eine schwarze und pechartige Materie von sich gab. Er liegt nach seiner Beschreibung unweit Baku, am Kaspischen Meere in einem nassen und niedrigen Boden, der einem See ohne stehendes Wasser gleicht. Ein kleiner, krystallheller aber äußerst salziger Bach eilte an seinem Fuße schlängelnd und schnell vorbey. Die Höhe des Berges schätzte Kämpfer etwas über sechzig Ehlen. Der untere Theil war vorher, mit Sand gemischter, lettiger Boden. In der Mitte lag Muschelerde, und oben Lehm mit Rasen bedeckt. Auf dem Gipfel war fruchtbarer Acker, der sich auf der einen Seite des Hügels, vom Gipfel auf das daran stoßende, noch höher liegende Feld, in einem schmalen Striche erstreckte.

Beynahe ganz oben quoll eine fette Flüssigkeit, ein rohes Bergtheer, an verschiedenen Orten hervor; befloß aber den Hügel nur auf der Mittags- und Abendseite. Auch kam diese harzige Fettigkeit nicht bis zum Fuße des Berges herab; denn theils wurde sie beym Herabfließen von der Erde eingesogen, theils von der Sonne verhärtet, so daß sie den Berg incrustirte. Die Bauern dieser Gegend graben diese Materie aus, und verfahren sie weit und breit auf die Dörfer umher, wo sie zur Heitzung der Bäder verbrannt wird. Sie unterhält das Feuer lange, ist schwarz und zähe wie Pech; auf dem Bruche aber röthlich, schwarz und erdigt.

Aber woher dieser ununterbrochene Bergtheerfluß? — Vielleicht ist in der benachbarten Anhöhe ein großer Behälter mit dieser Fettigkeit, aus welchem dieselbe mittelst eines unterirdischer Canals auf die Oberfläche des niederen Bergtheerhügels hinfließt? — Vielleicht treibt ein langsames, unterirdisches Feuer dieses flüchtige Erdpech aus einem unter dem Berge streichenden Steinkohlen-Flötze in den besagten großen Behälter über, der gleichsam bey dieser chemischen Operation der Natur zum Recipienten dient; ungefähr eben so, wie man aus Steinkohlen das Steinöhl überzutreiben pflegt? — Wenigstens führen hier gewiß nicht eben so, wie bey dem Naphtabrunnen dieser Gegend, unterirdische Quellen den Bergtheer zur Unterhaltung herbey. Denn auf diese Art müßte nothwendig das Wasser mit dem Bergtheer zugleich zu Tage kommen, welches doch nicht geschieht.

2.

Persien.

Der brennende Berg.

Der Persische Berg Karguschkugischtan, in dem Bezirke der Mursularischen Baschkiren, nicht weit von dem Flecken Sulpa gelegen, brennt seit mehreren Jahren gleich einer Fackel, ohne ein feuerspeyender Berg zu seyn. Nach Herrn Pallas war die Veranlassung zu diesem Brande, laut Erzählung der Baschkiren, folgende:

Etwa um das Jahr 1758 schlug der Blitz in eine große Eiche, die am Fuße der westlichen Seite des Berges tief eingewurzelt war. Die entzündete Eiche verbrannte bis an die Wurzel. Von da zog sich dieß Feuer in den innern Theil des Berges, wo es seit dem ohne Aufhören fortgebrannt hat. Indessen hat der Brand am Fuße völlig aufgehört, und wüthet bloß gegen die Spitze zu.

Die ganze mittägliche Seite, die nun völlig entblößt da stand, war ehedem, gleich den anderen Theilen, über und über mit Bäumen und Buschwerk bedeckt. Das Feuer hatte auch den an der Westseite liegenden Hügel ergriffen, und sich da beträchtlich ausgebreitet Im Jahre 1770 aber war alles wieder verloschen, und Hr. Pallas sahe dort verschiedene Pflanzen blühen.

Die östliche Abtheilung aber, die das Feuer seit 1767 ergriffen hatte, indem es durch einen sehr schmalen Streifen von Erdreich mitten durch ein Birkenthal lief, brannte noch immer mit großer Heftigkeit, und zeigte einen brennenden Platz, der fast so groß war als der vom mittleren Hügel.

Der Felsen, woraus der Berg, besonders an den brennenden Stellen, zusammengesetzt ist, besteht theils aus hellklingenden Steinen, theils aus einem dünnblättrichten, schieferichten Steine. Es scheint, als ob er in seinen Zwischenräumen noch eine besondere Materie enthalten habe, davon aber nichts mehr übrig ist als die Asche. Beym Eingraben fand Herr Pallas, daß sich die obersten Schichten in sehr große Platten von groben Felsstücken theilten; aber je tiefer man hinein kam, desto feiner, blättriger und zerreiblicher wurden sie. So beobachtete er auch, daß sich die Schichten von Westen nach Osten zu neigen schienen, ob es gleich überhaupt wegen des Einstürzens

der brennenden Erde sehr schwer war, die Ordnung ihrer Lagen zu beobachten. Man fand an mehreren Orten einen verkalkten, rostigen Stein oder Mulm, bald als Blutstein, bald als gelben Ocher. Am westlichen Fusse des Berges fand man durchgehends, zwischen dem Gesteine, eine sehr zerreibliche Mergelerde von einer lebhaft rothen Farbe

Die brennenden Plätze waren voller Spalten und Risse, so daß man nicht ohne Gefahr darauf gehen konnte Man fiel zuweilen bis an die Knie in die Gartenerde, die an manchen Orten durch die Verkalkung in einen feinen Staub verwandelt worden war; und man hatte Mühe, sich, ohne die Wirkungen des Feuers zu erfahren, wieder heraus zu arbeiten.

Aus den offenen Spalten steigt ein beständiger feiner Dunst, der in der Sonne zittert, nebst einer Hitze empor, die trockene Birkenspäne in wenig Minuten anzündet. In stürmischen und dunkeln Nächten sieht man aus diesen Rissen auch feine röthliche Flammen, oder vielmehr entzündete Dünste hervorsteigen, die sich auf etliche Ehlen hoch erheben.

Dessen ungeachtet merkt man auf dem ganzen Gebirge nicht die mindeste Spur von jenem Schwefeldampfe, wie er von Steinkohlen aufzusteigen pflegt. Auch haben die aufsteigenden Dämpfe nicht mehr Dichtheit oder Geruch, als die reine Holzgluth zu der Zeit, wo sie keine lichte Flamme mehr gibt. Man mag so tief graben als man will, so merkt man gleichwohl nie den mindesten Geruch; und zuweilen kommt man auf so heiße Steine, daß etwas auf sie gegossenes Wasser im Augenblicke mit einem Geräusche verdunstet, und die hölzernen Grabscheite sich entzünden.

Sonderbar ist es, daß man nicht bloß um den Berg herum, sondern selbst mitten in dem brennenden Theile, ganz kalte Plätze findet, die sich schon wieder mit Pflanzen bedeckt hatten, besonders mit einer großen Menge von der gemeinen Melda, welcher das benachbarte Feuer am wenigsten nachtheilig zu seyn schien. Der Fuß des mittelsten Hügels war ganz mit Buschholz von sehr raschem Wuchse bedeckt, welches, nach der Baschkiren Versicherung, vor dem Brande nicht da gewesen war. Es wächst dort auch die gemeine Belladonna, Beyfuß, und ähnliche Pflanzenarten. Der Berg wimmelt von Vipern; aber sie waren auch schon vor dem Brande häufig da. Die Baschkiren versichern, daß nicht allein, wie man von selbst denken kann, im Winter der Schnee auf diesem Hügel nicht liegen bleibt, sondern daß sich auch alle diese Einfassungen um die brennenden Plätze beständig grün erhalten, und daß nicht selten noch lange nach dem Schnee die Pflanzen in der schönsten Blüthe bestehen.

Ein Luftvulcan auf dem Berge Jugtopa.

Als Kämpfer bey Baku am Kaspischen Meere in Persien über verschiedene kleine Anhöhen geritten war, kam er endlich in eine Plane mit zwey Seen. Hier fand er einen kleinen Berg, 24 Ehlen hoch, kegelförmig von Ansehen, aber ohne Spitze; rauh und uneben auf der Oberfläche und von allem Rasen entblößt.

Aus seinem Gipfel wurde ununterbrochen, jedoch sehr langsam und mit kaum bemerkbarer Bewegung, ein feuchter, wie von Töpfers Hand bearbeiteter Thon hervorgestoßen. So bald er sich zu einer Höhe von zwey Spannen aufgethürmt hatte, vermochte er nicht mehr, sich aufrecht oder gerade zu erhalten, sondern floß nach allen Seiten, hauptsächlich aber gegen die Mittagsseite, hinab.

Dieser Berg, den man Jugtopa nannte, sahe von Ferne wie ein Thurm aus, und stand auf einer kleinen Anhöhe, die um den Hügel herum röthlichen, lettigen Boden hatte, weiterhin immer schwärzer wurde, und sich mit pflugbarem Acker endigte. Wahrscheinlich war der ausfließende Thon, indem er sich ringsherum, von der Sonne betrocknet, festgesetzt hatte, durch die Länge der Zeit zu diesem thurmförmigen Hügel erwachsen, durch dessen Höhlung in der Mitte dieser thönigte Unrath beständig hervortrieb. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Kraft des Feuers das Hervorquellen dieser breyartigen, unterirdischen Masse bewirke, oder ob es vielmehr durch den Druck der benachbarten tastenden Berge in eben dem Maße allmählich geschehe, in welchem der Zufluß eines inneren Wassers den vorher harten Thon auflöset, und in fließenden Brey umwandelt. Wahrscheinlicher ist indessen das letztere.

Nicht immer käme der Thon auf die nähmliche Weise an den Tag, sagten die Einwohner des benachbarten Fleckens Sisjaan; zuweilen bräche er mit Wuth hervor. Auch wären, nach Aussage ihrer Väter, große Steine mit Erde untermischt mit heraus, und weit umhergeworfen worden. Sie hätten ihrem Flecken, wiewohl er

eine Viertelstunde davon lag, den Untergang gedroht; so daß sie nicht eher hätten sicher wohnen können, als bis sie, auf den Rath ihrer Magier, den ausspeyenden unterirdischen Windgott mit dem Blute eines Schafes besänftigt hätten, welches sie am Schlunde des Berges schlachteten. Um den Wunderberg genauer zu untersuchen, bestiegen wir (Kämpfer und seine Begleiter), ihn forschend. Unser Führer mußte uns mit der Axt Fußtritte einhauen, und dennoch wurde es uns sauer; denn der Steig war steil und zuweilen schlüpfrig; der Boden, den unsere Füße betraten, bröcklicht und zerbrechlich.

Auf dem Gipfel fanden wir Fußstapfen von Menschen, und ein mit Menschenhänden ausgehauenes Loch, in welchem ein einziger Zuschauer stehen konnte. Ziegen-Excremente lagen ebenfalls da; wie sie dahin gekommen waren, weiß ich nicht. Der Thon brach nicht dicker hervor als drey Spannen im Umfange.

Kämpfer machte den Versuch, den Berg zu umreiten; aber er versank beynahe mit dem Pferde in einen Abgrund von dünnem Thone, der an der Südseite lag, wo die schon erwähnte Thonniederlage war, die äußerlich von der Sonne eine betriegliche Rinde bekommen hatte.

Der Wunderbrunnen.

Bernier hatte bey seiner Anwesenheit im Königreiche Kachemire Gelegenheit, einen Wunderbrunnen zu sehen, der nach der Beschreibung in seiner Art vielleicht einzig ist. Nur während des Mayes, zu welcher Zeit der

Schnee dort auf dem Gebirge völlig schmilzt, fließt er; jedoch hört er auch dann regelmäßig drey Mahl des Tages zu fließen auf. Des Morgens fängt er an zu quellen, fließt drey Viertelstunden, und hört wieder auf. Eben so des Mittags und gerade wieder so des Abends. Er ist stark genug ein viereckiges Behältniß von zehn bis zwölf Fuß Breite, und eben so viel Tiefe, zu füllen. Dieses dauert nur vierzehn Tage, worauf sein Lauf unordentlicher und schwächer wird, und gegen Ende des Monaths gar aufhört. Das ganze Jahr zeigt er sich alsdann nicht wieder, jedoch fließt er bey lange anhaltendem Regen, aber ohne Regel, wie andere Quellen. Bernier versicherte sich von der Wahrheit dieses anscheinenden Wunders mit eigenen Augen.

Die Heiden haben am Ufer des Wasserbehältnisses einen kleinen Götzentempel, wohin sie von allen Orten kommen, um sich in einem Wasser zu baden, das sie, ihrem Wahne nach, heiligt. Sie fabeln mancherley von diesem periodischen Maywasser. Bernier bemühete sich durch die genaueste Betrachtung des Berges, die Ursache jenes unterbrochenen Flußes wo möglich aufzufinden, und glaubt auch, sie gefunden zu haben.

Er bemerkte auf dem Gipfel desselben, daß sich der sehr lange und schmale Bergrücken von Norden nach Süden hinzieht, von den anderen nahen Bergen abgesondert ist, und zwey abhängige Seiten hat, die sich oben in einer Schärfe zusammenschließen; daß nur die eine Seite mit grünen Kräutern bedeckt, und der aufgehenden Sonne ausgesetzt ist, die entgegengesetzten Berge aber die Strahlen erst gegen 8 Uhr des Morgens darauf fallen lassen; und daß endlich die Abendseite mit Bäumen und Gebüschen bedeckt ist.

Nach Ueberlegung aller dieser Umstände urtheilte er, daß die Wärme der Sonne, nebst der besonderen Lage und inneren Einrichtung des Berges, jenes periodische Fließen verursache. Die Morgensonne nähmlich fiel auf die ihr ausgesetzte Seite, erhitzte und schmolz einen Theil des gefrornen Wassers, das den Winter alles mit Schnee bedeckt. Dieses Wasser dringt nachgehends durch, und läuft allmählich nach der Tiefe bis an die Felsschichten, die es aufhalten, und nach dem Brunnen führen, wodurch der Mittagsfluß hervorgebracht wird. — Indem sich nun die Sonne zu Mittag erhebt, und diese Seite verläßt, die sich sodann abkühlt, der Gipfel aber nunmehr senkrecht erwärmt wird; so schmilzt wieder gefrornes Wasser, das sich nach und nach wie das andere senkt, bis es an eben diese Felsenlagen kommt; und dieß macht den Abendfluß. — Endlich erwärmt die Sonne auch die Abendseite, wirkt eben so, und verursacht den dritten Fluß des Morgens früh. Er ist langsamer als die beyden vorigen; entweder weil diese Abendseite, wo sich die Quelle befindet, entfernt; oder weil sie mit Holz bewachsen ist, und sich also nicht so schnell erhitzt, vielleicht auch wegen der Nachtkälte.

3.

Kleinasien.

Dreymahlige Verwüstung des ganzen Landes durch unterirdisches Feuer.

Im ersten und zweyten Jahrhunderte nach Christi Geburt, wurde Kleinasien durch unterirdisches Feuer, welches erschreckliche Erdbeben veranlaßte, und aus den in der Erde entstandenen Spalten hervorbrach, zu drey Mahlen gänzlich verwüstet, und gleichsam in einen Steinhaufen verwandelt. Alle Städte in einem so weiten Bezirke von Ländern, welche ehedem die alten Königreiche, Bithynien, Phrygien, Paphlagonien und verschiedene andere ansehnliche Königreiche ausmachten, wurden gänzlich über den Haufen gestürzt, und zu bloßen Steinhaufen gemacht. Hier ist es um gar keine Muthmaßungen und ungewisse Begebenheiten zu thun. Von diesem Zeitraume haben wir die allerzuverlässigsten und umständlichsten Nachrichten von damahls lebenden Geschichtschreibern. Tacitus gibt uns so wohl von diesem erschrecklichen Erdbeben, das sich unter der Regierung Augusts zugetragen hat, als von demjenigen, das sich noch nicht fünfzig Jahre hernach unter der Regierung des Tiberius ereignete, die ausführlichsten Nachrichten, die selbst aus den Berichten an beyde Kaiser und an den Senat gezogen sind; und man erkennt daraus die weite Erstreckung der großen Verwüstung dieser erstaunlichen

lichen Erdbeben. Er berichtet, was so wohl August als Tiberius zu Unterstützung der dadurch elend gemachten Einwohner dieser Länder gethan haben, und beurtheilt beyder Kaiser Betragen gegen einander. Von der dritten Verwüstung dieser Länder aber, durch ein eben so schreckliches Erdbeben, reden andere Geschichtschreiber eben so umständlich und ausführlich.

4.

Azorische Inseln.

Unterirdisches Feuer drängt neue Inseln und Klippen aus dem Meere hervor.

Bey der Insel Tercera wurde man am 10. Octobers des Jahres 1720 ein aus dem Meere aufsteigendes großes Feuer gewahr. Als sich einige Schiffer, auf Befehl des Statthalters, demselben näherten, entdeckten sie den 19. desselben Monaths eine Insel voller Feuer und Rauch, wovon eine ungeheuere Menge Asche, eben so gewaltsam als es durch einen feuerspeyenden Berg geschieht, mit donnerndem Krachen weit umher zerstreut wurde. Zu gleicher Zeit entstand ein Erdbeben, das seine Wirkungen alle nahe gelegene Plätze empfanden, und auf dem Meere, besonders um die neue Insel, einen großen Vorrath von Bimstein zurück ließ. Die Steine pflegen zu schwimmen, daher man sie zuweilen mitten auf großen Meeren in reichlicher Menge gesehen hat.

Die Geschichte der Französischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1721 meldet bey Gelegenheit dieses Vorfalles, daß bey einem Erdbeben auf St. Michael, einer der Azorischen Inseln, in einer Breite von acht und zwanzig Meilen, zwischen St. Michael und der Insel Tercera, ein Feuerstrom erschienen wäre, der zweyen ganz neuen Klippen das Daseyn gegeben habe; und gibt im Jahre 1722 folgende umständliche Nachricht davon.

Am 23. September 1721 schreibt Herr von Montagnack, Consul zu Lissabon, legte sich das Schiff, worauf ich mich befand, vor der Festung der Stadt S. Michael auf der Insel gleiches Nahmens vor Anker. Ein Steuermann aus dem Hafen unterhielt mich mit folgender Erzählung:

Den 7. und 8. December 1720 verspürte man auf den, acht und zwanzig Meilen von einander gelegenen Inseln Tercera und St. Michael zur Nachtzeit ein heftiges Erdbeben, wobey die neue Insel zum Vorscheine kam. Zugleicher Zeit bemerkte man, daß die Spitze der an dreyßig Meilen davon entfernten Insel Pick, welche vorher Feuer spie, merklich gesunken war, und kein Feuer mehr von sich gab. Dagegen bließ die neue Insel unaufhörlich einen starken Dampf von sich, und konnte, so lange es die Entfernung verstattete, von dem Schiffe, an dessen Bord sich Herr von Montagnack befand, deutlich wahrgenommen werden. Der Steuermann versicherte, daß er in einem Boote um die ganze Insel herumgefahren, und derselben so nahe geblieben wäre, als es ihm möglich gewesen sey. Auf der Südseite hatte er, nach ausgeworfenem Senkbleye, in einer Tiefe von sechzig Klaf-

tern noch keinen Grund entdeckt. Auf der Westseite bemerkte derselbe am Wasser eine große Veränderung. In einem Raume von zwey Drittel einer Meile, sah es blau und grünlich weiß aus, zeigte sich als eine Untiefe, und schien dem Kochen nahe zu seyn. Die Nordwestseite war der Ort, wo der Rauch empor stieg. Hier fand er, daß das Wasser über einem Grunde von grobem Sande fünfzehn Klafter hoch stand. Er warf einen Stein ins Meer, und beobachtete, daß an der Stelle, wo der Stein niedergefallen war, das Wasser kochte, und mit Heftigkeit in die Luft sprang. Im Grunde herrschte ein so hoher Grad von Hitze, daß dadurch das unten am Senkbleye angestrichene Talg zwey Mahl hinter einander abgeschmolzen war. Auf eben dieser Seite hatte der Steuermann noch die Bemerkung gemacht, daß der Rauch aus einem kleinen, von einem Sandhügel umgebenen See in die Höhe stieg. Die Figur der Insel ist beynahe rund, und ihre Höhe beträchtlich genug, um bey klarem Wetter in einer Entfernung von sieben bis acht Meilen deutlich erkannt zu werden.

Nach der Zeit hat man aus einem Schreiben des Herrn Adrien, Französischen Consuls auf der Insel St. Michael, vom Monathe März des 1722 Jahres, ersehen, daß die Insel viel niedriger geworden ist, und mit der Wasserfläche beynahe in gleicher Höhe steht; welches ihr, allem Ansehen nach, keine lange Dauer verspricht.

So wohl diese, als noch viele andere Begebenheiten können uns überzeugen, daß der Schooß der Erde selbst unter dem Meereswasser mit innerfangenden Materien geschwängert seyn müsse, deren Wirksamkeit die heftigsten Ausbrüche zuwege bringen kann. Die Oerter, wo dieses wirklich

sich ereignet, sind eine Art feuerspeyende Klüfte, die man unterseeische *(Soumarins)* oder unter dem Wasser verborgene Feuerschlünde nennen könnte. Der ganze Unterschied zwischen diesen brennenden Klüften und den gewöhnlichen feuerspeyenden Bergen besteht darin, daß die ersteren ihre Wirkungen nicht so lange als die anderen und nicht eben so oft zu äußern pflegen. Denn es ist leicht zu begreifen, daß ein unter dem Wasser befindliches Feuer, wenn es sich einmahl gewaltsam einen Weg zum Ausbruche gebahnt hat, durch das eindringende Wasser bald verlöschen muß. War es aber nicht nothwendig, daß die neue, aus der Tiefe hervor getretene Insel unterwärts einen leeren Raum lassen mußte, den das zuströmende Wasser sogleich wieder ausfüllte? Ueber dieß kann er nur aus lauter Materien zusammengesetzt seyn, die der Feuerschlund im Meere ausgeworfen hat, und muß daher dem *Monte di Cenere* oder Aschenberge und anderen Höhen völlig gleich kommen, welche durch die feuerspeyenden Berge auf dem Lande in unterschiedenen Gegenden erzeugt werden. Während einer solchen, durch den gewaltsamen Ausbruch veranlaßten Verrückung und heftigen Bewegung ist das Wasser unstreitig in die meisten leeren Räume hinein gedrungen, und hat das unterirdische Feuer auf einige Zeit gedämpft. Vermuthlich ist hierin der Grund zu suchen, warum die unter der See befindlichen Feuerklüfte weit seltner ihre Wirkungen äußern, als die feuerspeyenden Berge auf dem Lande, obgleich beyde aus einerley Ursache wirken, und die Materien, welche die unterirdischen Feuer hervor bringen und unterhalten, unter der vom Meere entdeckten Erde

eben so häufig, als unter einem trocken liegenden Erdreiche vorräthig liegen können.

Eben dieses unterirdische oder so genannte unterseeische Feuer bringt alle die Aufwallungen des Wassers auf dem Meere, welche von den Reisenden an so vielen Orten bemerkt worden sind, vielleicht auch die Wasserhosen, hervor. Es ist zugleich die Ursache der Stürme und Erdbeben, die auf dem Meere so stark als auf dem Lande bemerkt werden. Fast alle durch die feuerspeyenden Grüfte im Meere entstandenen Inseln sind aus Bimstein und verkalkten Felsen zusammen gesetzt; und durch diese Feuergrüfte entstehen eben so heftige Bewegungen und Erschütterungen, als durch die feuerspeyenden Berge auf dem Lande.

5.

China.

Simbol der Bramanen Indiens.

Folgendes Simbol der Bramanen Indiens, das aus ihrem Kandon übersetzt ist, beweiset, daß die abergläubischen Gaukeleyen des kurzsichtigen und fanatischen Pöbels unendlich weit von der Philosophie der Bramanen abstehen:

„Das höchste Wesen, welches wir Schiwen, andere aber Wischenu heissen, ist das einzige, welches wir für allmächtig erkennen. Dieser Gott ist die Grundursache der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, welche

das Leben und die Zeit zu Stande bringen; mit unseren Seelen vermischt, gibt er uns unser Daseyn; und so ist die Substanz der Seele und die Kenntniß, welche sie hat, nichts anders als Gott selbst. Er hat Alles erschaffen, erhält Alles mit seiner Güte, und muß am Ende Alles zerstören: Er ist der Gott der Götter, der allmächtige Gott; er allein ist der höchste Herr: die Wedams, die Jagamons, die Schastrons und die Puranons versichern es. Alle Untergottheiten sind nur Geschöpfe. Er hat schon einige Mahl die ganze Welt zerstört, und wieder von neuem erschaffen; er ist ein unermeßliches Wesen, und gleich dem Lichte breitet er sich allenthalben aus; er ist ewig; von Niemanden geboren; ist Alles, und wird zu allen Zeiten seyn. Er allein kennt sich selbst, und ist allen anderen Dingen unbegreiflich. Die Götter selbst sehen seine Wesenheit nicht ein. Seine höchste Substanz ist es, die der Sonne und dem Monde ihre Klarheit mittheilt. Dieser Gott allein hat das Weltall durch seine schöpferische Kraft erschaffen, und zerstört es durch seine zernichtende Gewalt; so, daß er es ist, den man unter dem Nahmen der drey Götter, *Trimurti* genannt, vorstellt. Er hat die Götter, die Menschen und die Thiere nur darum erschaffen, um seine Güte fühlbar zu machen. Dem Feuer ähnlich, das im Holze und Steine, im Wasser und in der Luft sich findet, ist Gott im Innern aller Dinge. Seine Weisheit, seine Macht und seine Anschläge sind wie ein unermeßliches Meer und ohne Grenzen; Niemand ist fähig, dasselbe zu überschiffen und zu ergründen. Ob er schon die Eigenschaft nicht hat, irgend einen Körper, weder aus einer großen Masse, noch aus einem kleinen Sonnenstäubchen, zu besitzen, so nimmt er

doch manches Mahl eine Gestalt an, damit diejenigen, welche er erschaffen hat, und welche in den Finsterniffen vergraben waren, Licht empfangen; und ungeachtet der verschiedenen menschlichen Gestalten, die er angenommen hat, ist er doch weder gegen Wollust noch gegen Schmerz empfindlich, sondern durch seine Natur alles Vergänglichen unfähig. Es sind keine anderen Götter als er. Niemand kann die Blendwerke, welche er über die Welt verbreitet, weder entwickeln, noch entscheiden, noch ihnen ausweichen. Er füllt das ganze Weltall mit seiner Unermeßlichkeit aus; er ist die Grundursache aller Dinge, ohne selbst eine Grundursache für sich gehabt zu haben."

„Gott, der unendlich kleiner ist als ein Sonnenstäubchen, ist zugleich auch unendlich größer als das ganze Weltgebäude. Dieser unabhängige Gott, dieser freye Gott, der alle Dinge ist, war von je her allein, ohne Attribut, ohne Handlung, ohne Eigenschaft; weder irgend eine Zeit noch einem Orte unterworfen, so, daß er unbeweglich ist. Dieses einzige und einfache Wesen hat keine wesentliche Verbindung mit der Materie, so, wie die im Wasser zurückgeprellten Strahlen des Mondes sich mit dem Wasser zu bewegen scheinen, ohne daß dieses in Bezug auf den Mond sich wirklich so befinde. Dieß ist das Bild der Verhältnisse jenes Wesens, mit Allem, was Materie und Attribut, Leidenschaft oder Thätigkeit heißt; oder es ist diese Verbindung auch den Träumen ähnlich, welche machen, daß man die vorkommenden Dinge zu sehen und zu berühren glaubt. Gott offenbart sich in mehreren Körpern, auch in mehreren Seelen; wie die Sonne, die nur Eine ist, ihr Bild in mehreren mit Wasser gefüllten Ge-

fäßen zeigt. Auf seinen Befehl bläst der Wind, scheint die Sonne, wärmt das Feuer und fällt der Regen. Endlich ist er die Vollkommenheit, der Anfang, das Ende, und die Glorie seiner Anbether."

„Was die Götter anbetrifft, deren wir eine so große Menge haben, und unter so verschiedenen Bildern anbethen; so sind diese nur den unwissenden und schwachen Seelen zu Liebe also gestaltet worden, weil ihre rohen Religionsbegriffe etwas Materielles und Handgreifliches nöthig hatten: sie würden die Güte und Größe des höchsten Wesens ohne alle diese Vorstellungen nicht haben begreifen können, die sie nun alle Mahl an Gott erinnern, wenn sie seine Attribute seyen, aus denen man, so zu sagen, eben so viele verschiedene Götter gemacht hat. Dagegen haben diejenigen, welche diesen Gott begreifen können, keiner Bilder nöthig; denn die Abbildungen, welchen wir unsere Ehrerbiethung bezeugen, sind eigentlich nichts anderes als Vorstellungen seines Wesens, unter denen er manches Mahl auf Erden erschienen ist, und die wir nunmehr zum Andenken seiner göttlichen Erscheinungen und der Wohlthaten, die sie uns verschafft haben, verehren."

„Wir verehren die Heiligkeit verschiedener Orte und Flüsse; weil uns Gott versprochen hat, er wolle seine Gnade über diejenigen ausgießen, welche dieselben bewohnen werden."

„Die Abtheilungen unsrer Familien sind auf ihren eigenen Ursprung gegründet: Wir betrachten die Bramanen als die ersten, weil sie aus dem Angesichte des Bruma hervorgegangen sind; die Schatriers als die zweyten, weil sie aus seinen Schultern herstammen; die Wa-

fiers als die dritten, weil sie aus seinem Bauche herkommen, und die Schutres als die vierten, weil sie aus seinen Füßen entstanden sind. Vielleicht sind diese Abstammungen nur allegorische Figuren der Wahrheit; aber wir glauben dieselben als ganz wahrhaft."

„Dieß ist unser Glaube. Er ist nicht vollkommen, weil wir die Weise nicht wissen, Gott noch mehr zu gefallen; aber das Uebermaß und die Größe seiner Barmherzigkeit ersetzt das, was an unserm Gottesdienste mangelt. Wir wissen nur, daß wir Gott fürchten und ihm dienen müssen; und in diesem Puncte stimmen wir alle zusammen, Ungeachtet der Verschiedenheit unsrer Secten, glauben wir Alle, und bekennen es einhellig, daß diejenigen, welche Gutes thun, nach ihren guten Werken belohnt, und hingegen jene, die Uebels thun, nach ihren bösen Thaten bestraft werden. Die Güte Gottes entkräftet seine Gerechtigkeit nicht, und seine Gerechtigkeit schadet hinwieder seiner Güte nicht; aber die Geheimnisse seines Betragens sind unerforschlich. Wer kann die Tiefe seiner Gerichte messen? Wir bethen sein unbegreifliches Wesen an.

Regierungsform.

Die Chinesische Regierungsform ist, wie die aller sclavischen Völker, allzu verdorben, als daß sie sich durch ihre eigenen Kräfte das nöthige Ansehen verschaffen könnte. Auch scheint es, daß sie sich niemahls um dieses bekümmert habe; und da sie es bis auf den heutigen Tag nicht thut, läßt sich wohl nicht anders schließen, als daß es aus Schwäche und Ohnmacht geschieht. Was die gepriesene Erleuchtung und die Tugen-

den dieser Nation betrifft, so sind es bekanntlich meisten Theils nichts, als die Kenntnisse und Sitten eines aus geheimnißvoller Politik eingeschränkten Volkes, das vor den Gesetzen zittert, welche es, die geringe Anzahl seiner Gelehrten ausgenommen, selbst nicht kennt, und auf den bloßen Anblick der Gewalt schon erbebt, dessen erstes Triebrad es anbethen muß.

Wahrscheinlicher Weise beherrschten die ersten, von den Chinesern erwählten Oberhäupter ihre Untergebenen wie Hausväter, und waren weder Kaiser noch Despoten. Aber unmerklich gewöhnten sie sich daran, die ihnen vertrauete Gewalt als persönliches Eigenthum anzusehen: den weisen Gesetzen der Natur unterschoben sie nun willkürliche; und schon seit mehreren Jahrhunderten nähert sich ihnen jedermann nur mit banger Furcht. Um sich diese zu verschaffen, blendeten sie das Volk durch äußere Pracht, und ließen sich wie Gottessöhne anbethen. Aus diesem Grunde ist der Kaiser auch der oberste Patriarch seiner Nation, und der einzige Schiedsrichter in Religionsstreitigkeiten.

Die oberste und unumschränkte, stets von Rebellen angefochtene, Gewalt zu erhalten, mußte man Armeen und Leibwachen unterhalten, um jene Aufrührer zu bezähmen, die man Barbaren und Wilde heißt, weil sie einen Beschützer und nicht einen König haben wollten. Da aber hierzu die gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichend waren, vermehrte man die Abgaben; und so verlor das unglückliche Volk, durch die Gewalt eines einzigen, seine Sitten und seinen ursprünglichen Charakter, und ward erniedrigt und unterdrückt. Den gleichen Gang des Despotismus findet man aber auch bey den übrigen Nationen, wenn man

bis auf ihren Ursprung zurück geht. So lange die Tyranney noch in der Wiege liegt, zeigt sich bloß eine wohlthätige Außenseite; und man erkennt sie erst, wenn es schon zu spät ist, sich ihr zu widersetzen.

Beschreibung der Chinesischen Stadt Kanton.

Kanton liegt am Flusse Tiger, dreyßig Meilen von der Seeküste, und drey Meilen von Wampu. Die allenthalben herum zerstreueten Canäle bilden, bis an die See hin, einige tausend Inseln und Inselchen.

Kanton ist sehr groß, aber sehr schlecht gebauet: die Straßen sind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine solche Regelmäßigkeit wäre für den Charakter und Aberglauben der Chineser unerträglich. Die einzigen nach dieser Art gebaueten sind: die Kaufmanns-Gasse, welche die Europäer gewöhnlich Porcellain-Gasse nennen, und die Gassen der Kappenmacher. In diesen Gassen verkaufen auch die Chineser am Tage, wohnen aber niemahls mit ihren Familien darin, weil sie wähnen, daß eine solche, nach ausländischer Art gebauete, Wohnung alles Unglück über sie bringen würde. Die übrigen Gassen bilden eine Gattung von mehr oder minder beträchtlicher Mosaike, weil jeder Chineser, um mehr Glück zu haben als sein Nachbar, sein Haus alle Mahl wenigstens um einen, manches Mahl zwey bis drey Fuß weiter auf die Gasse hinaus baut; welches eine sehr abgeschmackte Ungleichheit verursacht. Statt der vergoldeten Säulen, die der Pater le Comte be-

schreibt, sieht man nichts als zwey schlechte roh ausgearbeitete und mit brauner Farbe bemahlte, Pfeiler, die ein kleines hölzernes Vordach unterstützen, welches die Kaufbude vor der Sonnenhitze schützt. Ueber der Thür hängt ein großer schwarzer Schild, auf dem mit gelblichen oder goldenen Farben der Nahme und das Gewerbe des Eigenthümers geschrieben steht. Die Stadt ist in mehrere Quartiere abgetheilt, die durch schlechte Schlagbäume von einander abgesondert sind, welche alle Abende um 9 oder 10 Uhr geschlossen werden. Um diese Zeit ist auch aller weiterer Aus- und Eingang verbothen; und man muß sehr wohl bekannt seyn, wenn man sich noch einen Schlagbaum will öffnen lassen. Wenn auch bey Tage ein Europäer vor die Stadt hinausgehen will, so gibt man ihm bey dem letzten Schlagbaume einen Soldaten an die Seite, damit er ihn begleite und genau beobachte. Eben dieser Soldat schützt ihn auch vor den Beschimpfungen des Pöbels, und besonders der Kinder, wenn er ihm bey seiner Rückkehr ein Geschenk gibt.

Die Häuser bestehen aus 5 oder 6 Schuppen (Angards), die einer hinter dem andern stehen, und durch große Höfe getrennt sind, welche meisten Theils eine runde Thür zum Eingange haben; die Schuppen selbst sind durchweg nur ein Stockwerk hoch. Die Weiber haben eine besondere Wohnung; und jedes Haus nimmt einen sehr beträchtlichen Platz ein; so daß eine Chinesische Stadt, die so groß ist wie Paris, niemahls über hundert tausend Einwohner hat.

Cultur des Bodens.

Die fruchtbarsten Striche Landes werden zu Grabstätten gebraucht, und es ist heut zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die inneren Gegenden von China weder bevölkert noch bebauet sind; daß sich die Chinesen an die Ufer der Flüsse, und an die zum Handel bequemsten Plätze gezogen haben, daß der Ueberrest des Landes mit ungeheuern Wäldern überdeckt, und nur von reissenden Thieren oder einigen unabhängigen Rotten von Menschen bewohnt sey, die sich Höhlen in die Erde graben und von Wurzeln leben. Manches Mahl rotten sich auch einige derselben zusammen, und plündern die ihnen am nächsten gelegenen Dörfer: welches also sehr einleuchtend beweiset, daß die Bevölkerung von China bey weitem nicht so beträchtlich sey, als man uns ehedem wollte glauben machen.

Eine schreckliche Gewohnheit.

Wenn ein Mandarin durch eine Stadt reist, läßt er jedermann gefänglich einziehen, wen er will; läßt den Unglücklichen so lange prügeln, bis er seinen Geist aufgibt, und niemand darf es wagen, denselben zu vertheidigen. Hundert Henkersknechte sind der fürchterliche Vortrab eines solchen Mannes, und kündigen dessen Ankunft durch eine Art von Geheul an. Vergißt unachtsamer Weise jemand, sich an die Mauer zu stellen, so wird er mit Ketten und Bambusstöcken zu Boden geschlagen.

Indeß ist der Mandarin selbst nicht vor dem Stocke sicher; der Kaiser läßt auch ihn für den mindesten Fehler derb ausprügeln. Diese

Unterwürfigkeit dehnt die Ketten der Sclaverey stufenweise bis zu dem Prinzen vom Geblüte aus. Selbst die vornehmsten Mandarinen führen, (um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen) das Werkzeug ihrer Strafe stets mit sich. Dieß sind Ketten und ein kurzer breiter Säbel in einem Kistchen verschlossen, das mit gedruckter Leinwand überzogen ist, und von zweyen Männern vor den Mandarinen hergetragen wird. Sobald der Kaiser sie vor sich ruft, müssen sie sich in die Ketten schlagen lassen, und so gefesselt vor ihm erscheinen, um ihre Unterthänigkeit zu zeigen.

Der Kaiser von China.

Das Ansehen des Kaisers ist ganz ohne Grenzen. Man darf ihn nur auf der Erde liegend anreden; und wenn er etwas zu seinen Hofherrn spricht, müssen auch diese alle Mahl mit gebogenen Knieen seine Befehle anhören. Alles, was ihn umgibt, nimmt an der übertriebenen Unterwürfigkeit Theil, die man gegen ihn verschwendet. Ein Mandarin würde gröblich fehlen, wenn er zu Pferde oder im Wagen vor dem Thore seines Pallastes vorbey führe; und wenn er selbst ausfährt, müssen alle Chinesen ihre Häuser verschließen. Wer ihm auf der Straße aufstößt, kann sich bloß dadurch vor dem Tode schützen, wenn er sich mit dem Angesichte zur Erde wirft. Aus diesem Grunde hat kein Chinesisches Haus seine Fenster gegen die Straße hinaus; auch schließt man sorgfältig alle Kaufmannsbuden zu, wo der Kaiser vorbey zieht. Vor ihm her gehen 2000 Henkersknechte, welche Ruthenbüschel, und alle Arten von Waffen der Gerechtigkeit mit sich tragen. Dieß ist der gut-

herzige Fürst, von dem uns die Missionaire versichert haben, daß er sein Glück bloß in der Freundschaft seiner Unterthanen suche.

Wissenschaften und Künste in China.

Die Künste und Wissenschaften werden in China nie betrachtliche Fortschritte machen; die Regierung wird sie stets zu unterdrücken suchen; denn, wenn sich das Volk aufzuklären anfinge, müßte jene nothwendig ihre Form abandern. Daher kommt es, daß die gelehrtesten Chinesen am Ende ihres Lebens mit genauer Noth lesen und schreiben können. Alle ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit besteht in Ueberwindung von allerley Schwierigkeiten, und die Regierungsform ist im Grunde nur darum ruhig und ungestört, weil sie ein feigherziges Volk beherrscht.

Die Nation ist zwar sehr alt; aber sie bekümmert sich nicht darum, ihre Mißbräuche zu verbessern. Die Chinesen haben keinen Funken von Genie, keine Thätigkeit in ihrer Vorstellungskraft; alles geht bey ihnen maschinenmäßig oder nach regelloser Gewohnheit. Die Reisebeschreiber gestehen dieses ziemlich deutlich ein; und wenn man aus ihren Nachrichten das Enthusiastische heraushebt, wird man bald sehen, daß die ganze Chinesische Industrie bloß auf Kleinigkeiten eingeschränkt ist. Die reicheren Chinesen geben sich nicht einmahl damit ab, das Feld zu bauen; und alles, was man über diesen Gegenstand ausgestreuet hat, ist ungegründet. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die unzähligen Charaktere ihrer Sprache ken-

nen zu lernen, und die andere verschlummern sie in ihrem Serail. Man versteht in China nicht einmahl die Kunst, Bäume zu verpflanzen, sie zu beschneiden und zu pfropfen. Ihre Garten sehen den unsrigen gar nicht ähnlich; sie haben nicht einmahl Fruchtbäume darin, wenn sie die Natur nicht hineinpflanzt. Man hoffe ja nicht, in denselben, wie in den Europäischen, Pflanzen aus allen vier Welttheilen zu finden. Ein erkünstelter Fels, eine kleine Brücke, ein Belvedere und einige Irrgänge sind die ganze Verzierung davon. Der so hoch berühmte Ackerbau besteht in der Pflanzung des Reises, den ein, bis an die Knie, im Wasser stehender, elender Kerl in die am Ufer der Flüsse gemachten Löcher vertheilt.

Die Chinesen haben nicht einen einzigen Mahler; sie wissen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel ist richtig, daß sie sehr artig auf Glas zu mahlen verstehen; aber die unvermischten und allzu grellen Farben, die sie dicht neben einander hinklexen, verdienen wohl nur von Unwissenden den Nahmen der Gemählde. Ihre schlechten Zeichnungen blenden bloß durch die Illumination. Nachdem sie den Umriß gemacht haben, entwerfen sie dieselben niemahls im Ganzen, um von ihrem Eindrucke zu urtheilen; sondern sie bearbeiten jeden Theil einzeln, und enden denselben ohne an das Ganze zu denken. Da sie nicht im Stande sind, etwas zusammen zu setzen, zeichnen sie alles durch, was sie mahlen; und weil derjenige, welcher Kopf und Aerme gemahlt hat, die Draperie nicht mahlen kann, muß das Stück unter die Hand eines Zweyten, und von da noch gar unter den Pinsel eines Dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueber dieß haben sie keinen Be-

Begriff von der Perspective, sondern der Grund ist eben so hellfarbig wie die Figuren selbst, und alles Entfernte steht in den Wolken.

Die Bildhauerkunst ist ihnen beynahe ganz unbekannt: Sie haben keine Statüen, weder aus Marmor noch aus Stein. Alles, was man von dieser Art sieht, sind einige große Figuren, welche in den Pagoden stehen, aus Holz oder gemahltem Kartenpapiere, in Riesengröße, ungestaltet und ohne alle Proportion. Die ganze Figur ist mit zwey Stücken Holz zusammen gefügt, welche vom Kopfe bis zu den Füßen reichen, und dieselbe auf dem Gesimse im Gleichgewichte erhalten; auch haben sie nicht das mindeste Anziehende. Man kennt ihre Fratzenfiguren, die jetzt in ganz Europa verbreitet sind.

Geometrie und Baukunst haben hier kein besseres Schicksal; man findet überall keinen Bauverständigen. Selbst die Tempel, die in allen übrigen Ländern durch ihre Pracht Ehrfurcht einflößen, haben in China nichts von Majestät an sich, nur von außen sind sie hauptsächlich mit einigen hölzernen, von unten bis oben gleich dicken Säulen, verziert, die man sehr dicht neben einander hinstellt, so, daß die Pagoden mehr Hallen als Tempeln ähnlich sehen. Von außen erkennt man sie bloß an einigen riesenförmigen Figuren von starkem Papiere, welche den Eingang verzieren: in der Mitte ist alle Mahl ein Hof, und in demselben ein Herd, worauf man das Sandelholz und die vergoldeten Papiere verbrennt; und im Hintergrunde ein Altar, auf dem ein dickbauchichter Götze sitzt. Man brennt darauf Wachslichter wie auf den katholischen Altären in Europa, und während des Gottesdienstes liegt das Volk auf der Erde dahin gestreckt. —

Die Jesuiten rühmten die Chinesen als sehr große Sternkundige. Aber, wie wäre es möglich, daß sie eine Finsterniß berechnen könnten? Sie zählen noch immer bloß die Kügelchen, die an einem Faden hängen, wie ehedem die Russen, und konnen dadurch die Brüche nicht ausdrücken. Haben sie jemahls einige zur Beobachtung der Gestirne taugliche Instrumente erfunden? Wenn sie auch etwas Neigung zur Sternkunde haben, so ist es bloß eine Folge ihrer Indolenz und ihres Aberglaubens; und die Jesuiten waren ihnen im Grunde mehr Zeichendeuter als Sternkundige, weil selbst der Pater du Halde, der Apologist dieses Volkes, uns versichert, sie würden nur geduldet, weil sie die Almanachs machten, die sie denn auch sehr genau mit den astrologischen Wahrsagereyen vollzustopfen sich beeiferten, um dem Geschmacke der Fürsten und der Nation zu schmeicheln

Da seit der Aufhebung der Jesuiten wenig gelehrte Missionaire mehr nach China kommen, so schickte der Kaiser im Jahre 1778 nach Canton, und ließ sich von allen Nationen einige Künstler, und eben besonders Astronomen, erbitten; versprach ihnen auch, sie sollten am Hofe zu Pecking alle Arten von Freyheiten zu genießen haben, und wie Mandarinen gehalten werden.

Ihre Meinung von den Planeten, die sie in gleiche Entfernung mit den Fixsternen setzen, und ihre außerordentliche Furcht bey Annäherung der Finsternisse, beweiset doch wohl anschaulich genug, wie unwissend sie in der Sternkunde sind. So oft eine Finsterniß einfällt, macht man es drey Tage zuvor durch öffentlichen Anschlag bekannt, und befiehlt allen Chinesen,

zu Puſſa bethen, daß die Amme Para oder die Kröte mit drey Pfoten die Sonne nicht verſchlinge.

Die Erdbeſchreibung verſtehen ſie eben ſo wenig. Nach ihrem Wahne iſt die Erde ein Viereck, und mitten in demſelben liegt ihr Reich. Vom Seeweſen wiſſen ſie vollends nichts: noch immer ſchreiben ſie die Ebbe und Fluth einem großen Fiſche zu, der im Grunde des Meeres ſich aufhält. Bey Gelegenheit eines Seeſturmes, wenn die Gefahr am meiſten Geſchicklichkeit und ſchnelle Thätigkeit erfordert, bethen ſie den Kompaß an, und gehen bethend mit demſelben zu Grunde.

Ihre Schiffe oder Sommes ſind ungeheuere Maſchinen. Es befinden ſich einige darunter, welche bis auf 1000 Tonnen führen. Die beyden äußern Ränder ſind übermäßig hoch, und geben dem Winde eine beträchtliche Oberfläche bloß; dafür geht auch mehr als die Hälfte davon zu Grunde, weil ſie ſich nicht mehr ins Gleichgewicht ſetzen können, wenn ſie einmahl zu ſehr auf der Seite gehen. Ihre Anker ſind aus Holz, ihre Segel aus Matten, und ihre Schiffstaue aus Rottingrohr.

Sie kennen die Inſtrumente nicht, mit denen wir die Höhe zur See meſſen. Die nach Japan und den Philippinen ſchiffen, ſegeln bloß nach den Sternen, welches auch die roheſten Wilden thun; und die nach Batavia, Malacca, oder Queda gehen, laſſen auf ihrer Fahrt niemahls das Land aus dem Geſichte; ſo ſteht es mit ihren Kenntniſſen vom Seeweſen. Indeß handelten ſie ehedem doch nach Indien. Sie beſuchten die Küſte Koromandel, und ſchifften bis an die Spitze des Benga-

lischen Meerbusens. Noch sieht man zu Negapatnam die Ruinen eines Chinesischen Thurms; aber ungegründet ist es, daß sie jemahls ein Geschwader von 600 Fahrzeugen nach Europa schicken wollten, wie einige Jesuiten behauptet haben; und daß diese angeblichen Fahrzeuge bey Umschiffung des Vorgebirges der guten Hofnung durch einen Sturm zerstreut worden wären, der sie versenkt oder auf die hohe See verschlagen habe. Wäre dieses Vorgeben richtig, so müßten viel mehr Chinesen in dieser Gegend von Afrika seyn. Die wenigen, welche man daselbst findet, sind aus Batavia gebürtig, oder doch Abkömmlinge von denen, die zu Batavia wohnen.

Es ist vielleicht eine große Wohlthat für dieses Reich, daß es seine alten Gewohnheiten beybehalten hat. Hätten sich die Chinesen zu guten Seemännern gebildet, so würden sie unbekannte Länder entdeckt haben, und häufig dahin ausgewandert seyn. Die Regierung scheint dieß voraus gesehen zu haben, weil sie durch Gesetze die Reisen in fremde Länder verbiethet, und diejenigen für unehrlich erklärt, welche aus dem Reiche wandern. Die auf den Philippinen, zu Malacca und Batavia, ansäßig sind, stammen von jenen Chinesen ab, welche aus ihrem Vaterlande flüchteten, als es die Tartaren eroberten, damit sie sich die Haare nicht müßten abschneiden lassen.

Ihre Musik ist so schlecht als die Musik der Indier: wer am meisten Getöse macht, ist der beste Musikant.

Niemahls waren sie im Stande eine Taschen- oder Hanguhr zu machen, obschon sie sich mit allem Fleiße darauf legten; und unsere

gröbsten Arbeiten aus diesem Fache erregen ihre Bewunderung.

Die Schönheit ihres Firnisses haben sie der Natur zu verdanken.

Ihre Seidenarbeiten, die man hier bewundert, weil sie weit her und wohlfeil sind, kommen mit unseren Lyoner-Manufacturen nicht in Vergleichung. Ihre Werkzeuge zur Verfertigung derselben sind bey weitem nicht so einfach wie die unsrigen; und auch jene haben sie bloß der Erfindung der Jesuiten zu verdanken.

Ihr Porzellän ist wohl auch nicht besser als das Sächsische und das von Seve.

Ungeachtet der entsetzlichen Menge von Gelehrten, sind die schönen Wissenschaften bey ihnen doch noch stets in der Kindheit. Ihre Encyclopädie beweiset, wie weit sie in diesem Fache hinter den Europäischen Nationen, selbst hinter den Indiern zurück sind: sie handelt besonders von der Art, wie man die glücklichen und die unglücklichen Tage kennen lernen müsse; auf welche Seite des Zimmers man das Bette stellen, zu welcher Stunde man essen, aus dem Hause gehen, das Haus reinigen müsse u. s. w. Dieses Volk wird nie weitläuftige Kenntnisse erlangen, weil es unmöglich ist, daß Leute, deren ganzes Leben nicht hinreicht, ihre Sprache zu lernen, jemahls viel Unterricht genießen können.

Kongfutzee und seine Secte.

Kongfutzee, dieser große Gesetzgeber, den man über alle menschlische Weisheit erhebt, hat einige moralische Bücher verfaßt, die sehr wohl auf den Charakter der Nation passen; denn sie enthalten nichts als einen Klumpen unver-

ständlicher Dinge, Träume, Kernsprüche und alter Mährchen, mit etwas wenig Philosophie vermischt. Alle Handschriften, welche uns die Missionaire als angebliche Uebersetzungen seiner Werke zuschickten, waren von ihnen selbst verfaßt.

Kongfutzee stiftete eine Secte; es ist die der Gelehrten und aber so genannten Weisen. Man hält ihn für den größten Philosophen, den China zur Welt gebracht habe. Seine Werke sind voll abgeschmackten Zeuges, aber doch angebethet; und wer eine Schule öffnet, widmet sie alle Mahl dem Kongfutzee.

Dieser Kongfutzee und seine Nachkommen haben viele tausend Sentenzen geschrieben, die man allen Vorfällen angepaßt hat, so wie wir die Sprüche des Nostrodamus und des ewigen Juden ausgelegt haben. An diese glauben bey uns heut zu Tage nur noch alte Weiber und Kinder; aber in China richtet man alle Geschäfte nach denen des Kongfutzee.

Die Chinesen unternehmen nichts, ohne die Charaktere des Konfutzee zu Rathe gezogen und vor seinem Bilde ein Licht von Sandelholz und ein Stück vergoldetes Papier angezündet zu haben: andere ziehen die Schildkröte oder die Bohne zu Rathe; denn diese drey Dinge hält man für sehr wesentlich, und drey Viertheile von allen Chinesen handeln bloß nach dem Ausspruche derselben. Sie sind den ganzen Tag unruhig, wenn ihnen das Orakel denselben als einen unglücklichen angekündiget hat.

Ihr Aberglaube für die Zahl neun ist außerordentlich groß; alles wird nach dieser Zahl verrichtet. Man schlägt neun Mahl das Haupt an, wenn man einen Mandarin anredet; und dieser verrichtet die nähmliche Ceremonie,

wenn er sich dem Kaiser nähert. Alle Thürme haben neun Stockwerke. Sie wurden gebauet, um durch gewisse Signale in der Hauptstadt zu verkünden, was auf den äußersten Grenzen des Reichs vorginge, und waren je von drey Meilen zu drey Meilen angelegt; nun aber, da sie allmählich zusammen fallen, dienen sie nur noch als Wachthäuser.

Die Mandarinen sind in neun Classen getheilt. Man straft die Verwandten eines Missethäters bis in den neunten Grad, und seine Familie bleibt bis zur neunten Generation entehrt.

Sitten und Gebräuche in China.

Die lächerlichen Ceremonien beym Begrüssen, bey den Besuchen und Gastmahlen, sind lauter Gesetze, die der Chinese nicht unterlassen darf: er würde selbst seinen besten Freund nicht anders als gestiefelt empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen jemand seines Gleichen besteht darin, daß man die Hände geschlossen neben einander vor die Brust legt, sie einige Mahl bewegt, dabey das Haupt ein wenig neigt, und sein sin, sin! dazu ausspricht; aber gegen Leute, denen man Ehrfurcht bezeigen muß, neigt man den Körper sehr tief, faltet dabey die Hände, streckt sie in die Höhe, und wieder bis zur Erde nieder.

Die Chinesen nehmen so viele Weiber als sie ernähren können. Dieser unnatürliche Gebrauch muß nothwendig Einfluß auf die Sitten haben, und der Bevölkerung Schaden thun. Sie sind sehr eifersüchtig, schließen ihre Weiber ein, und erlauben nicht einmahl einem Bruder, die-

selben zu besuchen; daher sieht man auf den Straßen keine anderen Weiber, als die Gattinnen jener Elenden, die aus Armuth nur ein Weib haben, und deren Füße nicht geschraubt worden sind; denn schon in der Kindheit legt man sonst den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachsen können. Dieser Zwang hemmt den Umlauf des Geblüts; und so bald dieß einmahl geschehen ist, trocknen die Füße aus, und sind nicht mehr fähig, den Körper zu tragen: daher haben sie alle einen wacklichten Gang wie Gänse. Diese Gewohnheit, welche Anfangs ein Kniff der Politik war, ist jetzt die Wirkung der Eigenliebe; man verstümmelt sich auf diese Art, um zu zeigen, daß man in der Weichlichkeit lebe, und nicht nöthig habe, zu arbeiten. Aus eben dem Grunde lassen die Chineserinnen auch die Nägel, ohne sie jemahls abzuschneiden, stets fortwachsen.

Die Häuser sind nicht sehr reich möblirt. Einige Lehnstühle, Sesseln und Tische, auf die man antike Gefäße setzt, machen die größte Zierde davon aus. Das kostbarste aber ist das Bild des Gottes, das man auf ein kleines Gehäuse stellt, vor dem man seine tägliche Gebethe und gottesdienstlichen Ceremonien verrichtet.

Die Kleidung der Chinesen.

Die Chinesische Kleidung ist eine Gattung seidenes Hemd, von verschiedener Farbe, das vorn zugeknöpft ist. Sie ziehen manches Mahl acht dergleichen eines über das andere an, und bey kalter Witterung auch noch eine Art von Mäntelchen aus schwarzem Tuche. Unter allen diesem tragen sie große Hosen, und Stiefel aus

Atlaß, die manches Mahl durchgenähet sind, und Sohlen von Papier mehr als einen Zoll in der Dicke. Sie scheren sich die Haare ab, und lassen nur am hinteren Theile des Kopfes einen Büschel davon stehen, den sie dann in einen Zopf flechten, und Penese heissen. Zwickelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieselben auch sorgfältig pflegen, und beständig mit der Hand streichen, um sie hübsch glatt zu behalten. Den Nagel am kleinen Finger beschneiden sie niemahls; die Handwerker ausgenommen, welche wegen ihrer Handarbeit diese Herrlichkeit nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weibsleute ist fast wie die der Männer. Die Verheiratheten binden in der Provinz Kanton ihre Haare mitten über dem Haupte zusammen, und machen Knoten daraus, die sie mit Blumen schmücken und mit goldenen Nadeln zusammenheften. Die unverheiratheten Mädchen beschneiden sie rings um die Stirn zwey Zoll von der Wurzel weg, und kräuseln sie nicht; doch sind diese Moden nicht allenthalben gleich, sondern ändern sich in den verschiedenen Provinzen auch verschieden ab.

Die Mandarinen.

Die Mandarinen zeichnen sich durch einen Knopf von Gold, Perlen oder Korallen aus, den sie nach ihrem verschiedenen Range an ihrer Mütze tragen. Auch an dem Gürtel kann man, aus der Zahl der Perlen, mit denen er besetzt ist, ihren Rang unterscheiden. Die Mandarinen von der ersten Classe tragen auf der Brust und auf dem Rücken ein Stück viereckigen Zeuges, auf welchem Gold und Silber glänzen, und die Attribute ihrer Würde gestickt sind. Aus

diesem Zeichen erkennt man sie; und dann auch noch an der Menge von Henkersknechten, die vor ihnen hergehen, Wimpel, Sonnenschirme und große Peitschen tragen, auch Ketten und Bambusstöcke mit sich schleppen. Durch dieses Gelärm blenden sie das Volk, welches schon auf die bloße Ansicht eines so fürchterlichen und zahlreichen Geleites zittert. Die Mandarinen, welche zu Wasser reisen, haben Galeeren oder eigentlich schwimmende Häuser, Schampans genannt, welche sehr bequem und inwendig in mehrere Zimmer abgetheilt sind. Auch haben sie gewöhnlich Musikanten, und ein für ihre Würde anständiges Gefolge bey sich. Man unterscheidet ihren Rang an den auf dem Verdecke der Galeere aufgesteckten Wimpeln und Piken.

Leichenbegängnisse.

Die Vorstellung des Todes quält die Chinesen unaufhörlich, und verfolgt sie selbst bis in ihre Vergnügungen Indeß kommt er ihnen sanfter vor, wenn sie einen Sarg kaufen, und ihr Grab an dem Abhange eines Hügels in einer angenehmen Lage erhalten können.

Sie verschwenden übermäßige Summen für ihre Leichenbegängnisse, die manches Mahl erst sechs Jahre nach dem Tode mit erstaunlicher Pracht gefeyert werden Sie miethen sich besondere Leute, die sich in Weiß kleiden, welche dann den Trauerzug ausmachen, und hinter der Leiche her weinen müssen. Den Verstorbenen fährt man einige Tage hinter einander, unter der Begleitung einer Menge von musikalischen Instrumenten, auf dem Wasser umher; wobey das Fahrzeug, worin er liegt, und alle übrigen, welche

dasselbe begleiten, beleuchtet sind, so daß die aus verschiedenen Farben bestehenden Feuer bis an die Spitze der Mastbäume verschiedene Zeichnungen bilden. Wenn das Grab weit von dem Platze entfernt ist, wo der Chinese starb, so bringt man ihn mit großem Gepränge dorthin, und richtet von einem Orte zum anderen Gezelte auf, um mit dem Leichname darunter zu ruhen. Seine Verwandten und Freunde bringen ihm Geschenke und Lebensmittel; auch wenn er schon in seiner letzten Ruhestätte ist, trägt man ihm noch immer Eßwaaren zu.

Da die weiße Farbe bey den Chinesen die Trauerfarbe, und die schwarze Farbe der Freude ist, so tragen daselbst fast alle Europäer, dieser Gewohnheit zu Folge, Westen von schwarzem Atlaß.

Religiöse Secten in China.

Man unterscheidet in diesem Reiche drey Hauptsecten: die Secte der Gelehrten, welche der Lehre des Konfutzee anhängt, die Secte des Lao-Kiüm, und die Secte des Foe, welche die vornehmste und älteste ist. Die Lehrsätze dieser Letzteren sind mit denen des Wischenu einerley, die Grundlage davon ist die Seelenwanderung.

Die Priester des Foe heissen Bonzen. Ihre Anzahl ist entsetzlich; sie beläuft sich im ganzen Reiche über eine Million, und diese ungeheure Menge lebt bloß von Almosen. Gleich den Mönchen aller übrigen Nationen verstecken sie, unter der Maske von Leibeskreuzigung und Eingezogenheit, abscheulich viel Stolz und Habsucht. Sie sind nicht verachtet, wie man behaup-

ten wollte; ihr Oberhaupt genießt der größten Freyheiten. Wenn er zu dem Vicekönige einer Provinz kommt, grüßt er ihn erst, nachdem ihn jener bewillkommet hat, und setzt sich vor ihm nieder, ehe es der Vicekönig befiehlt. Da Foe die Lehre von der Seelenwanderung predigte, vergaß er ja nicht, zu dem Befehle, die Thiere zu lieben, auch noch jenen beyzufügen, daß man die Mönche wohl halten und ihnen Almosen geben sollte. Diese zwey Gebothe stimmen zwar ziemlich wohl zusammen, sind aber deswegen doch beyde gleich ungereimt und schädlich.

Die Bonzen lassen sich das Penese scheren, tragen einen grauen Rock, und verheirathen sich nicht. Ihre Vorsteher haben eine wohl ausgedachte List erfunden, den Betriegereyen ihrer Untergebenen vorzubeugen, und sich reichere Almosen zu verschaffen: Die Almosensammler müssen ein Verzeichniß bey sich tragen, auf das jedermann das Almosen, welches er gibt, mit eigener Hand aufzeichnet und unterschreibt; eine einträgliche Erfindung, welche die Eigenliebe allenthalben zwingt, sich freygebig zu zeigen.

Körperbau der Chinesen.

Die Chinesen sind hübsch gewachsen, flink und tapfer, wenn es bey einer Schlägerey nur Spaß gilt, aber so bald aus der Sache Ernst wird, verschwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen sie, und zwingen sie zur Flucht. Schon von ihrer ersten Jugend an üben sie sich, Lasten von 100 und 150 Pfunden zu heben, bis sie dieselben mit ausgestrecktem Arme über den Kopf empor halten können. Gegen 7 bis 8 mit Erde gefüllte und an

der Oberdecke des Zimmers hangende Säcke schlagen sie sich wacker herum: sie stellen sich in die Mitte dieser Säcke, schaukeln dieselben, und geben sich alle Mühe, daß sie von keinem Stoße derselben getroffen werden. Noch kennen sie eine besondere Art ihre Muskeln steif zu machen; dieß nennen sie sich abhärten, und bedienen sich dieses Kunstgriffes im Ringen wider ihre Gegner sehr wohl, indem sie den einem Schlage ausgesetzten Theil ihres Körpers steif machen, so daß jener mehr Schmerzen empfindet, welcher schlägt, als der welcher geschlagen wird.

Doch alles dieß flößt ihnen keinen wahren Muth ein. Sie sind äußerst schlechte Krieger, und werden stets von jeder Nation bezwungen werden, die sie angreifen will. Keine ihrer Städte wäre im Stande eine Belagerung von drey Tagen auszuhalten. Alle ihre Festungen sind beynahe rund und niedrig; die Mauern dünn, die Schießscharten ungleich, nur wie ein bloßes Loch, so daß man den Kanonen nicht mehr als einerley Richtung geben kann; und überhaupt taugt ihre Artillerie zu nichts weiter als zu Freudenschüssen. Ihre Flinten führen noch Lunten; und so oft sie losbrennen, wenden sie alle Mahl den Kopf weg, so bald das Gewehr nach dem Ziele gerichtet ist.

Handel.

Die Chinesen verstehen den kleinen Handel wohl, weil nicht viel Genie dazu nöthig ist. Sie haben eine einzige Münze aus schlechtem Kupfer, welche Kasche heißt, und in der Mitte ein viereckiges Loch hat, das dazu dient, dieselbe an eine Schnur zu fassen. Noch haben sie eine

andere, idealische Münze, Taele genannt, welche 10 Maßen, oder 7 Livres 10 Sols Französisches Geld gibt: die Maße gilt 10 Kondorins, der Kondorin 10 Kasches und die Kasche 10 Hards. Die Taele dient zur Grundlage aller Rechnungen.

Charakter.

Die Chinesen sind schelmisch, hochmüthig, frech und feigherzig. Zehn Europäer, nur mit Prügeln bewaffnet, würden ihrer tausend in die Flucht jagen; und eben weil sie diese ihre Schwäche kennen, verstatten sie uns keine Freyheit. Wir haben uns allzu sehr bloß gegeben, daß uns an dem Handel mit ihnen viel gelegen sey; und dieses unser Bestreben haben sie sich zu Nutze gemacht. Ueber dieß macht die Furcht, ohne Ladung und Lebensmittel abreisen zu müssen, daß man selbst die Ehre seiner Nation aufopfert.

Ostindien.

Der Steinregen in Ceilan.

Der nichts weniger als fabelnde Schriftsteller Wolf erzählt, daß er, während seiner Anwesenheit in Ceilan, wo ihn die Umstände oft veranlaßt hätten, aufs Feld zu gehen, einst um und neben sich Steine aus der Luft habe fallen sehen. Dieses sonderbare Ereigniß, das nicht

etwa er allein nur beobachtete, erregte allgemeine Bestürzung. Einige von Portugiesischer Herkunft trieben mit den gefallenen Steinen unter Anrufung des Nahmens der heiligen Jungfrau ihren religiösen Aberglauben, weil sie glaubten, dieser Steinregen sey das Spiel eines bösen Geistes. Andere meinten, es müßten sich muthwillige Menschen versteckt haben, die diese Steine aus ihren Schlupfwinkeln, zum Schrecken der Einwohner, hervorschländerten; auch der Gouverneur, der lieber dieses, als an Teufeleyen glauben wollte, war dieser Meinung, und schickte glaubwürdige Leute aus seiner Leibwache, mit Kopfschirmen versehen, rund um die Stadt, um diesem Muthwillen Einhalt zu thun. Nach einigen Stunden kamen sie mit der Nachricht zurück, daß sie zwar die Steine fallen gesehen, aber schlechterdings niemanden bemerkt hätten, der sie geworfen haben könnte. Einige vernünftige Männer, denen die oft wunderbar scheinenden Kräfte der Natur nicht unbekannt waren, erklärten endlich die Sache auf folgende in früheren Erfahrungen gegründete Art:

Einige Tage vor dem Steinregen habe sich nicht weit vom Marktplatze, etwa zwey Flintenschüsse von der Stadt, eine Wasserhose niedergelassen, welche unstreitig diese Steine in die Luft gezogen hätte, die jetzt wieder herab fielen. Daß aber die Wasserhosen (sie mögen nun die Wirkung anziehender, electrischer Wolken, oder wirbelnder Winde seyn) wirklich Steine und andere harte Körper mit dem Luftwirbel gewaltsam an sich ziehen, oft weit mit sich fortführen, und bey Zertheilung des Wirbels wieder fallen lassen, das bezeugen mehrere Naturforscher. Die Steine, welche gegenwärtige Wasserhose mit sich

in die Luft genommen hatte, waren beym Herunterfallen in den dicken Aesten der hohen Kokos- und Pannegais-Bäume, die dicht um die Stadt stehen, liegen geblieben. Der heftig streichende Südwind schüttelte die Bäume mächtig, und die Steine fingen an nach und nach herabzustürzen; Anfangs fielen sie ziemlich oft, dann nach und nach seltener, und zuletzt hörten sie ganz auf zu fallen. —

Dieser natürliche Aufschluß des anscheinenden Wunders ist um so weniger zu bezweifeln, da das Fallende in Ziegelsteinen und schon gebrauchten Kalkstückchen, so wie sie der Luftwirbel vorfand, bestand. Aus dieser Steinart ergab sich zugleich, daß dieser Backsteinregen auch nicht Theile des Auswurfs irgend eines feuerspeyenden Berges, deren es ohnehin in der Nachbarschaft keine gibt, seyn konnte.

Das wüthende Heer oder die Teufelsstimme.

In den Kandischen Jaffanapatnamschen Gegenden vernimmt man zuweilen eine schauderer-regende unbegreifliche Luftmusik. Nach Wolfs Erzählung bewirkt dieser schreckliche Sphärengesang auch in der Seele des Beherztesten ein augenblickliches Entsetzen.

Die Singaleser, die Malabaren, die Portugiesen, und fast alle Europäer, welche sich dort niedergelassen haben, halten sie, wegen ihrer unbegreiflichen Natur, alles Ernstes für die Schreckenswirkung der Luftgeister, und nennen sie die Teufelsstimme. In Deutsch-

land

land würde man sie das wüthende Heer, den wilden Jäger und den treuen Eckard nennen. Diese Teufelsstimme läßt sich zuweilen bey Tage, jedoch häufiger bey Nacht, hören. Sie durchläuft die Luft, nach dem Gehöre zu urtheilen, mit der Schnelligkeit des Windes, und wenige Augenblicke, nachdem man sie in der einen Gegend des Luftkreises gehört hatte, hört man die nähmliche wandernde Stimme schon wieder in einer ganz entgegen gesetzten Richtung und viertelmeilenweiten Entfernung. Schneller durchschneidet kein Vogel die Lüfte.

Wolf versichert, er habe diese auf Ceilon ganz allgemeine Sage lange für nichts mehr als für ein Volksgeschwätz halten können; denn wenn auch mehrere Schriftsteller, von denen er nur den Engländer Knox, als einen der glaubwürdigsten nennt, dieser Teufelsmusik als einer Thatsache erwähnen, so lehret doch auch die Erfahrung, daß man nur gar zu geneigt sey, den Teufeln, Nachtgeistern und Gespenstern Wunderdinge zuzuschreiben, die er für Fabeln halte, welche, bey genauer Untersuchung und Nachfrage, sich oft auf ein bloßes Hörensagen gründeten. „Wenn die Jaffanapatnamschen Schützen, sagt er, in der dürren Jahreszeit, an den Teichen im Walde ein solch Geläut gehört haben wollten, und mir es erzählten, nahm man mir die lächelnde Miene, welche ich dazu machte, nicht selten übel. Unter anderen hatte mir ein Europäer, von Geburt ein Altonaer, Posthalter zu Polverainkatto, den ich wegen seines ehrlichen Betragens vorzüglich liebte, zu verschiedenen Mahlen von dem Teufelsrufen erzählt, und mich um meine Meinung deßwegen gefragt. Und ungeachtet er versicherte, daß er

selbst öfter als ein Mahl ein Ohrenzeuge von der schauerlichen Luftmusik gewesen sey; so konnte ich mich doch nicht entschließen, zu glauben, daß sich der Teufel damit befassen sollte, um nichts und wieder nichts uns in den Lüften ein Concert zu geben. Er wünschte mir dann, daß ich einmahl durch eigene Ohren von der Richtigkeit seiner Aussagen überzeugt werden möchte, weil ich dann meine Sprache bald verändern dürfte. Indessen dachte ich dem so genannten Teufelsrufe nicht weiter nach, bis ich selbst einst in meinem Hause, Nachts um ein Uhr, da ich eben wachte, und mit meiner Frau noch von häuslichen Angelegenheiten sprach, plötzlich die Stimme selbst vernahm. Wir erschraken beyde heftig, so daß uns alle Glieder zitterten. Das Geschrey hatte weder mit der Stimme eines Menschen, noch mit der eines Thieres einige Aehnlichkeit; sondern war von beyden gänzlich verschieden. Es war, als würde ein dumpfes, ängstliches, fürchterliches Getöse aus einer bedrängten Höhlung hervorgepreßt; und ich kenne in der ganzen Natur nichts, womit ich diese Töne noch vergleichen könnte. Auch habe ich weder vorher, noch nachher je wieder etwas Aehnliches gehört, noch zu hören verlangt. Meine Nachbarinn, eine Kaufmannswitwe, hatte das Geschrey ebenfalls vernommen, und war vom Schrecken darüber krank geworden. Wahrscheinlich hätte ich, ohne diese selbst gemachte Erfahrung des auf Ceilan so allgemein bekannten Teufelsgeschreyes gar nicht einmahl erwähnt. Und ich glaube daher, daß auch Herr Knox, der über den Aberglauben der Singalesen weit erhaben war, es nicht der Mühe werth gefunden haben würde, von

der luftigen Musik einige Nachricht zu geben, wenn er selbst das Geschrey nicht gehört hätte."

Da Herr Wolf in dieser seiner Erzählung treuherzig und ehrlich zu Werke geht, über dieß auch noch seine Zeugen beybringt, und sein Abenteuer als eine dort allgemein bekannte Sache erzählt; so ist es allerdings der Mühe werth zu fragen, wie dieses räthselhafte Geräusch natürlich zu erklären sey?

Herr Wolf erzählt kurz zuvor in seiner Reisebeschreibung von einer Wasserhose, welche Steine mit in die Luft wirbelte, und einen Steinregen verursachte. Dergleichen Lufterscheinungen gehören in Indien, so wie in andern heißen Gegenden gar nicht zu den seltenen, und hauptsächlich soll es ihrer viele in der Gegend von Ceilan geben. Und jede Wasserhose, sie werde nun durch elektrische Wolken gebildet, oder entstehe aus zwey kämpfenden Winden, bewirkt immer eine heftige Bewegung der Luft; wird immer von einem lauten Brausen und Geheule begleitet; und das Gebrülle, womit sie fürchterlich einherzieht, gleicht oft dem Brüllen wüthender Ochsen. (Belege zu dieser Behauptung findet man unter der Ueberschrift: Frankreich = Millepetit.) Höchst wahrscheinlich ist also die ganze Teufelsstimme bey Ceilan nichts weiter, als das Heulen einer Wasserhose. Eine Behauptung, deren Wahrheit uns schon ein bey uns gewöhnlicher heftiger Sturmwind verbürgt, dessen Sausen und Geheul, zumahl bey nächtlicher Stille, auch in Deutschland schon manchem Abergläubigen Teufelswirkungen vorgegaukelt, und Haare zu Berge gebracht haben mag.

Die Küste Malabar.

Die Küste Malabar besteht aus eilf Königreichen.

In diesem Weltstriche kommen die größten und plötzlichsten Staatsveränderungen häufig zum Vorscheine. Mit etwas Muth und Politik unterwirft sich ein Straßenräuber in wenig Zeit die ganze Küste; aber im Kurzen wird er zum Unterthan eines andern Waghalses, der in seine Fußstapfen tritt, und auch eben so schnell wieder einem Dritten unterliegt.

Die Bewohner der Küste Malabar sind arbeitsam, jedoch ohne Kunstfleiß, und nachgiebig aus Schwachheit. Dieß ist der Charakter, den die Weichlichkeit einprägt.

Ehedem beherrschte der Samorin die ganze Küste, und ließ sich als Kaiser derselben verehren; die andern Fürsten, und selbst der König der Maldivischen Inseln, bezahlten ihm Tribut. Er hielt seinen Hof zu Kalikut, und die Stadt ward bald zur Niederlage der Indischen Waaren; alle Nationen sammelten sich da, ihren Handel zu treiben; und ihr Zusammenfluß machte Kalikut zu einer der blühendsten Städte von Asien. Aber der Samorin ward von einem Usurpator entthront, der seinen Erben das Reich nur durch Einwilligung in einem grausamen Auftritt erhalten konnte, welcher sich bey der Krönung jedes neuen Beherrschers erneuert.

Die Volksclassen auf Malabar.

Das Volk ist in Stämme (*Castes*) oder Zünfte eingetheilt. Die Bramanen werden von denen auf Koromandel als Leute vom schlechten Stamme betrachtet. Gemäß der Tradition ihrer heiligen Bücher, behaupten sie, Wischenu habe dieselben seit seiner Menschwerdung unter dem Nahmen Paraßurama verflucht, weil sie ihm den Platz zu einer Hütte versagten, da sie doch von ihm Königreiche erhalten hatten. Diese Bramanen heirathen auch nicht; aber sie haben die Freyheit sich aller Naireſſen zu bedienen; ein Vortheil, den einst auch die Portugieſen, welche man als Leute aus einem sehr guten Stamme ansah, so lange genoßen, bis sie sich durch ihre Trunkenheit und ihre Ausschweifungen mit allen Weibern ohne Unterschied deſſen unwürdig machten. Dieſes Recht der Bramanen hat seine Quelle in den Gebräuchen des Landes. Ein Weib kann sich ohne Unehre jedem Manne Preis geben, der nicht aus einem niedrigern Stamme als sie selbst ist. Denn die Kinder gehören nicht dem, der sie erzeugt hat, sondern dem Bruder der Mutter, und werden durch ihre Geburt die rechtmäßigen Erben aller seiner Güter; selbst der Krone, wenn er König ist.

Die Nairs machen den Kriegsstand aus; auch sie haben das Recht sich aller Weiber ihres Stammes nach Belieben zu bedienen. Man unterscheidet sie von den andern Stämmen dadurch, daß sie stets bewaffnet gehen, und durch ihren unverschämten Trotz. Wenn sie einige Parias sehen, rufen sie ihnen schon von weitem zu, sie sollen sich aus dem Wege machen. Kommt so ein Unglücklicher einem Nair zu nahe, und berührt

ihn etwa gar aus Unvorsichtigkeit, so hat Letzterer das Recht, ihn todt zu schlagen; etwas, das sie als sehr unschuldig ansehen, und darüber man sich niemahls beklagt. Indeß haben die Parias doch einen Tag im Jahre, an dem alle Nairs, die sie berühren können, ihre Sclaven werden müssen. Aber das geschieht nie; denn die Nairs verstecken sich an diesem Tage sehr sorgfältig.

Surate's religiöse Tänzerinnen.

Diese Stadt, die oberhalb der Küste Malabar an der Einfahrt in den Kambaischen Meerbusen liegt, ist wegen ihrer Balladeiras, welches im Portugiesischen Tänzerinnen heißt, berühmt. Diese Mädchen weihen sich ganz der Verehrung der Götter, die sie in den Processionen begleiten, indem sie vor ihren Bildern her tanzen und singen. Der Handwerksmann bestimmt gemeiniglich die jüngste seiner Tochter zu diesem Dienste, und schickt sie in die Pagode, noch ehe sie mannbar ist. Dort bekommen sie Tanzmeister und Musiklehrer: die Bramanen bilden ihr jugendliches Herz, und pflücken die jungfräuliche Rosenknospe; am Ende werden diese Mädchen öffentliche Huren. Sie sammeln sich dann in eine Gesellschaft, nehmen noch Musikanten zu sich, und unterhalten mit Tanz und Musik jedermann, der sie zu sich rufen läßt. Sie tanzen und singen nach dem Schalle des Tal und Matalan *) die sie begeistern,

*) Der Tal ist ein Instrument von zwey kleinen Platten, davon die eine aus Stahl, die andere aus Kupfer ist. Man schlägt beyde gegen ein-

in Bewegung setzen, und ihnen Tact und Schritt geben. Derjenige, welche den Tal hält, neigt sich stets gegen die Seite der Tänzerinnen, und scheint ihnen durch die Art, wie er sein Instrument schlägt, alle Mahl die Leidenschaft mitzutheilen, die sie durch ihre Geberden und Stellungen ausdrücken. Das Blinzen ihrer Augen, da sie dieselben halb öffnen, halb schließen, und zugleich unter schmachtenden Tönen den Leib nachläßig sinken lassen, zeigt, daß alles an ihnen Wollust athme. Hinter ihnen stehen einige Musikanten, und wiederhohlen zusammen den Schlußreim jeder Stanze. Die Bajaderen erscheinen jederzeit im größten Putze, wenn man sie rufen läßt; sie parfümiren sich, schmücken sich mit Juwelen, und kleiden sich in Gold- und Silberstoffe.

Sesostris Eintheilung in Stämme oder Kasten.

Zu Folge der allgemein angenommenen Meinung haben die Indier ihre bürgerliche und politische Verfassung dem Sesostris zu verdanken. Dieser König eroberte Indien, und theilte das Volk in sieben Classen, unter denen die Brachmanen oder Weisen den ersten Rang hatten. Unabhängig, und von aller Arbeit be-

---

ander, welches einen rauhen Ton gibt. Die Tals, mit denen man auf dem Marsche vor den Nababs spielt, sind aus Kupfer und viel größer.

Der Mantalan ist eine kleine Trommel, die man quer über den Leib trägt, damit man sie bequemer auf beyden Seiten schlagen könne.

freyet, waren sie niemand unterthan, und allein dazu bestimmt, die Opfer zum Gottesdienste einzunehmen. Die zweyte Classe bestand aus dem sämmtlichen Adel; und die Könige, Minister, Generale, kurz die Beherrscher und Vertheidiger des Staats, wurden einzig und allein aus dieser Classe gewählt Die Gerichtsmänner, Ackersleute, Soldaten und Künstler, machten die übrigen Classen aus.

So bald die Brachmanen sich selbst über die gestürzten Brachmanen erhoben hatten, änderten sie die Gesetze und den alten Gottesdienst ab, und schränkten die ursprünglichen sieben Classen auf viere ein. Ihre eigene Classe ward zur ersten, und erhob sie selbst über die Könige. Diese Eintheilung währt noch bis jetzt.

Die erste Classe enthält also die Bramanen, welche die Diener der Religion sind. Die Schatriers, Xatriers oder auch Setreas, welche die Rajas oder Abstämmlinge aus den königl. Familien sind, machen die zweyte aus. Dunkelheit und eitles Mährchengewebe umhüllen den Ursprung der alten Könige, von denen sie herzustammen sich rühmen. Die dritte Classe besteht aus den Wassiers, Wanigers oder Weinsjas, welches die Kaufleute sind. Die vierte ist die Classe der Schutres oder Sudras; sie begreift alle Handwerksleute in sich.

Ueber den Ursprung der vier Stämme oder Kasten, glauben die Indier durchgehends, daß die Bramanen aus dem Haupte des Bruma hervorgekommen seyn. Aus diesem Grunde sieht man sie als vorzüglich erhabene Leute an, denen diese große Gottheit ihren Geist und ihre Weisheit mitgetheilt hat. Die Rajas sollen aus den Schultern des Bruma gebo-

ren seyn, weil sie die Bürde der Regierung unterstützen, und die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes führen. Die Wassiers sind aus seinem Bauche entstanden; welches die Unterhaltung des Leibes bedeutet. Die Schutres endlich kommen aus den Füßen dieses Gottes; womit sie die Mühseligkeiten des Lebens anzeigen wollen, weil dieser Stamm aus Künstlern und Tagelöhnern besteht, welche die mühsamsten Geschäfte verrichten.

Die Zunft der Bramanen theilt sich wieder in drey untere Classen, und begreift die Waidiger, die Sivebranmalen und Strivâschenalen in sich.

Alle Bramanen tragen eine Binde in Form einer Scherpe die von der Linken zur Rechten hangt, und auf die bloße Haut gebunden wird.

Die Bramanen gehen meist alle mit unbedecktem Haupte; sie scheren sich die Haare ab, und lassen nur ein kleines Büschlein am Hinterhaupte stehen, das Kondubi heißt, und beynahe dem Penese der Chinesen gleich sieht. Dieses hängt rücklings hinunter, ist in einen Knoten geknüpft, und zeichnet die Bramanen besonders vor allen übrigen Stämmen aus. Ihr Anzug besteht in einer Schürze, die sie über den Hüften um den Leib winden, zwischen den Schenkeln durch wieder aufwärts ziehen, und das eine Ende davon vorn übergeschlagen hängen lassen.

Die Waidiger, Sivebranmalen und Strivâschenalen dürfen heirathen; aber sie müssen bloß vom Almosen leben, und sich, wie ehedem die Aegyptischen Priester, von allem was Leben hat, enthalten.

Noch drey andere Zünfte nennen sich auch Bramanen; aber die erstern wollen sie nicht dafür erkennen. Indeß sehen sie die übrigen Indier doch als niedrige Stämme von Bramanen an; sie heissen die Tatuwadielen, die Gutschelier und die Moratia-papars.

Da die Bramanen behaupten, sie seyn aus dem Haupte des Bruma entsprungen, so haben sie mit Ausschließung aller anderen Stämme die Pflichten des Priesterstandes an sich allein gerissen Sie sind die Bewahrer und Ausleger der Gesetzbücher; sie haben das Recht zu lehren; entscheiden richterlich alle Streitigkeiten, und bereden das Volk, sie haben alle diese Vorrechte von Gott selbst erhalten. Vermöge dieser erhabenen Begriffe, die sie ihren Mitbürgern unermüdet und unaufhörlich einkäuen, sieht man sie wirklich als Gesandten des Himmels an. Obgleich indessen ihr Stamm der einzige ist, welcher Fähigkeit zum Priesteramte gibt, so verrichten dessen ungeachtet nicht alle Bramanen die gottesdienstlichen Aemter in den Pagoden; dazu wäre ihre Zahl zu groß. Viele opfern nach den vorgeschriebenen Gebräuchen bloß in ihren eigenen Häusern, und in ihrer gewöhnlichen Kleidung; nur bey gewissen feyerlichen Anlässen beruft man eine größere Zahl in die Tempel zusammen. Einige ernähren sich durch Wahrsagerey; andere leben wie Mönche in Klöstern, welche die Fürsten oder andere reiche Leute aus Andacht für sie gebaut haben. Eine oder höchstens zwey Familien sind zum Dienste der Pagoden auserlesen; diese haben festgesetzte jährliche Einkünfte, und leben sehr bequem. Die Speisen, welche man den Götzenbildern vorsetzt, ernähren sie überflüssig.

Der Todtschlag eines Bramanen ist eine von den fünf großen Sünden, die fast unverzeihlich sind; und wer einen solchen Mord begeht, der muß, zu Folge eines Gesetzes der Wedams, 12 Jahre als Pilgrimm umher wandern, mit der Hirnschale des erschlagenen Bramanen in der Hand Almosen betteln, und aus derselben alles essen und trinken, was man ihm schenkt. Wenn diese Zeit vorüber ist, muß er selbst noch viele Almosen geben, und dem Gott einen Tempel bauen, von dessen Secte der ermordete Braman war.

Wenn ein Braman sein Weib im Ehebruche antrifft, schließt er sie zur Strafe zwischen vier Mauern ein; liebt er sie aber, so verzeiht er ihr, und der Fehltritt wird vergessen. Auf eine solche Versöhnung folgt alle Mahl ein großes Freudenmahl, zu dem viele Bramanen und Bramaninnen eingeladen werden, denen die Ehebrecherinn bey der Tafel aufwartet.

Die Classe der Schutres oder Handwerksleute, welche bey weitem die zahlreichste ist, theilt sich in die rechte und linke Hand, welche beyden Abtheilungen wieder verschiedene Unterabtheilungen haben, die Gewerbarten bey ihnen sind. Zur verächtlichsten Unterabtheilung der rechten Hand gehören die Parias. Sie machen den letzten Stamm aus; und werden von den übrigen Indiern als unehrliche, unreine, abscheuliche und verworfene Leute angesehen. In öffentlichen Unterhandlungen und im bürgerlichen Leben setzt man sie nicht einmahl unter die Stämme. Zu Folge dieser Verachtung sind sie von aller Gesellschaft verbannt, und haben ihre Wohnungen an abgelegenen Plätzen. Noch ist man nicht damit zufrieden, daß sie von

den Städten, Flecken und Dörfern, den gemeinschaftlichen Wohnplätzen der übrigen Nation, entfernt sind; sie müssen sich sogar auf eine beträchtliche Weite davon weg flüchten, damit der Wind keine unreinen und ansteckenden Dünste aus ihrer Nachbarschaft verbreite; denn dieß würde man wirklich in ihrer Nähe befürchten. — Ihre Häuser sind elende Hüttchen, in die kaum ein Mensch hineingehen kann; und aus solchen bestehen ihre kleinen Dörfchen, die man Paretschari nennt. Sie dürfen kein Wasser aus den Brunnen der andern Stämme schöpfen, sondern haben einige Quellen bey ihren Wohnungen, die sie mit Knochen von Thieren einfassen müssen, damit man sie kenne und vermeide. Ueberhaupt bestehen die Geschäfte der Parias in den niedrigsten und ekelhaftesten Verrichtungen. Wenn ein Indier eines andern Stammes einem solchen ihn anzureden erlaubt, muß der elende Wicht eine Hand vor den Mund halten, damit sein Athem nicht gegen den andern zukomme; und wenn er einem auf der Straße begegnet, muß er sich umwenden, bis der andere vorbey ist. Trifft sichs, daß ein Indier, sollt' er auch nur ein Schutre seyn, aus Unvorsichtigkeit einen Paria berührt, so muß er sich stracks in einem Bade reinigen. Die Bramanen dürfen dieselben vollends nicht ansehen, und die Parias müssen fliehen, wenn sie nur einen solchen zu Gesichte bekommen. Diese Leute sind von gar keiner Secte: denn da sie von aller Gesellschaft des übrigen Volks ausgeschlossen sind, ists ihnen nie erlaubt, in die Tempel zu kommen; dafür aber sind sie auch vom Gebethe und dem Opfer befreyet. Die allgemeine Verachtung und der Abscheu gegen sie geht so weit, daß man sogar sorg-

fältig vermeidet, etwas zu essen, das sie gekocht haben, oder aus einem Geschirre zu trinken, daraus ein Paria getrunken hat. Sie dürfen in kein Haus eines Indiers aus einem andern Stamme gehen; oder, wenn sie ja etwas Nöthiges in einem solchen Hause zu thun haben, so macht man eine besondere Thür, die nur für sie ist; aber sie müssen bey dem Aus- und Eingehen die Augen auf den Boden heften; denn wenn man bemerkte, daß sie sich in der Küche umgesehen hätten, müßte man alles Hausgeräth in Stücke zerschlagen. Jeder Indier hält es für ein gutes Werk, wenn er einem Insecte, einer Schlange, oder einem andern Thiere das Leben rettet; aber einen Paria wird er eher zu Grunde gehen lassen, als ihm die Hand reichen, um ihn von einem Absturze zurück zu ziehen; denn er fürchtet, sich durch dessen Berührung zu verunreinigen. Sie dienen bey den Welagern als Ackerleute oder Pferdewärter, und bey den Europäern als Köche und Lastträger. Sie sind an kein Gesetz in ihrer Nahrung gebunden, essen Rindfleisch und trinken geistige Getränke. Nach dem Zeugnisse einiger Schriftsteller, ist dieses Vergehen gegen ein geheiligtes Thier, und der viehische Zustand, in den die Trunkenheit die Verbrecher versetzte, die Ursache ihrer Unehrlichkeit. Weit wahrscheinlicher aber ist es, daß bloß der Aberglaube diese Unglücklichen dem allgemeinen Abscheu Preis gegeben hat; und daß die Verachtung der Indier gegen sie eigentlich nur daher entstanden ist, weil sie glauben, wenn man viel Böses auf der Welt gethan habe, werde man zum zweyten Mahle als ein Paria geboren. Ohne Zweifel hat man sogleich bey der Eintheilung der Zünfte auch hier jene Trennungs-

linie gezogen, die in allen Ländern den Reichen von dem Armen scheidet. Der ärmste Theil des Volks ward in die letzte Classe verstoßen, und auf immer darin zu schmachten verdammt; Elend und Schande wurden ihm erblich. Diese erste Ungerechtigkeit war das Werk der Staatskunst; aber in der Folge wurde sie durch die Religion noch drückender. Um den Vorwurf dieses schändlichen Kniffes von sich abzulehnen, suchten die Indier einen übernatürlichen Grund dazu, und fanden ihn ohne Mühe in dem Lehrsatze von der Seelenwanderung. Es war sehr natürlich, daß jeder Bösewicht nur um zu leiden wieder aufleben mußte, und in dieser Ueberzeugung ward ihm der elende Zustand eines Paria angewiesen. — Die Zahl der Parias ist so groß, daß sie im Stande wären, alle übrigen Stämme zu überwältigen, wenn sie sichs einmahl zu Sinne kommen ließen, von der ihnen anklebenden Schmach sich empor zu winden; aber sie sind nun schon ganz dagegen abgehärtet.

Eben dieser Abscheu, den die Indier wider die Parias hegen, wird auch den Europäern zu Theil, welche man um so viel mehr verabscheuet, da ihnen neben der wenigen Ehrerbiethung für die Kühe, deren Fleisch sie essen, auch noch dieses zu Schulden kommt, daß sie in den Häusern und sogar in den Tempeln ausspucken, beym Trinken das Geschirr an die Lippen halten, den Mund mit den Fingern wischen, so daß sie der Speichel verunreiniget, u. s. w. Folglich ist ein Europäer bey den Indiern das verächtlichste Geschöpf unter der Sonne; sie nennen ihn deßhalb Parangi, wie sie die Portugiesen bey ihrer ersten Landung in Indien nannten, und wodurch sie ihre äußerste Ver-

achtung gegen alle Europäischen Nationen ausdrücken.

Diese Verachtung macht ihnen auch die christliche Religion verhaßt. Die Bramanen, deren Interesse es ist, selbige zu verschreyen, thun noch alles mögliche, diese unüberwindliche Abneigung der Indier gegen die Europäer zu vermehren. So bald man in ihrer Gegenwart vom Christenthume redet, schreyen sie aus vollem Halse: die Christen sind Schandbuben, welche Kuhfleisch essen und Wein trinken; sie sind noch abscheulichere Leute als selbst die Parias. Dieß ist hinreichend, jeden Indier, der allenfalls Lust hätte, ein Christ zu werden, von seinem Vorsatze abzuschrecken. Noch größern Lärm machen die Bramanen, wenn sie merken, daß einer den mindesten Schritt zur Bekehrung thut; da betäubt man ihn von allen Seiten mit den Vorwürfen, er verliere die Vorzüge seines Stammes; man wolle ihn nicht mehr in der Gesellschaft leiden, er werde zum Paria, zum Parangi, zum verächtlichsten Manne von der Welt. Bey solchen Zudringlichkeiten muß nothwendiger Weise die Macht des Vorurtheils, die Schande und Furcht alle Neigung zur christlichen Religion in ihm ersticken.

Die Ursache dieser Abtheilung in die rechte und linke Hand wissen die Indier jetzt selbst nicht mehr. Beyde Theile streiten unablässig um den Vorrang, und werden niemahls darüber einig. Indeß wachen sie mit äußersten Sorgfalt dagegen, daß die eine Hand sich niemahls die Rechte der entgegengesetzten herausnehme, wie z. B. in einem Fuhrwerke, oder zu Fuß, oder mit hölzernen Pantoffeln durch ihre Straßen zu wandern, welches sie doch zu ihren alltäglichen

Geschäften mit bloßen Füßen, oder in Schuhen thun dürfen. Weder die Hochzeitprocessionen, noch die Leichenzüge haben jemahls die Freyheit durch die Wohnplätze der gegenseitigen Hand zu ziehen. Es ist den Mitgliedern von der linken Hand durchgehends verbothen, bey Hochzeitsfeyerlichkeiten auf weißen Pferden zu reiten, oder weiße Fahnen und Sonnenschirme dabey zu führen, wie es hingegen die Zünfte von der rechten Hand thun. Jeder Stamm hat bestimmte Redensarten, die der andere nicht gebrauchen darf; ihre wechselseitigen Gebräuche, Rechte und Freyheiten, alles ist genau entschieden und abgesteckt. Der mindeste Verstoß gegen diese Vorschriften ist im Stande, einen Bürgerkrieg anzufachen. Bey alle dem kommen sie doch von beyden Seiten in einen und eben denselben Tempel, ihre Gottesanbethung zu verrichten; ausgenommen in den Europäischen Besitzungen und ihren eigenen reicheren Flecken, wo sie sich aus Hochmuth mehrere Tempel gebauet haben

Die Anhänger des Schiwen reiben sich des Morgens beym Aufstehen die Brust mit Asche aus Kuhmist; mahlen, ehe sie die erste Speise zu sich nehmen, ein rundes gelbes Zeichen von Sandelholzsaft, mitten auf die Stirn, und drey Striche von eben der Farbe auf die Brust und die Aerme. Die Anhänger des Wischenu machen, ihrer Meinung nach, die nähmlichen Zeichen auf die Stirn, wie die Striwäschennavalen

Man sieht also aus dieser Eintheilung der Stämme, daß jeder ein besonderes Volk ausmacht, dem Religion und Gesetze verwehren, sich mit den übrigen zu vermengen, oder auch durch die Ehe zu verbinden; denn man wählt sich seine

Braut

Braut alle Mahl aus seiner eigenen Familie, niemahls aus einer anderen, und sollte sie auch von dergleichen Zunft seyn. Der Sohn des Ackermanns kann nur ein Ackersmann werden, und sich einzig mit der Tochter seines Vetters verehelichen, der ebenfalls ein Bauer ist. Diesen Unterschied der Classen spürt man eben so sehr in dem alltäglichen gesellschaftlichen Umgange. Die niedere vergißt niemahls ihre Achtung gegen die höhere; ein Braman kann weder mit dem Könige, noch der König mit dem Schutre essen, ohne sich zu erniedrigen.

So jämmerlich sclavisch kriecht dieses Volk, das vermöge seines hohen Alterthums seine Vernunft längst von solchen widersinnigen Schlacken gereinigt haben sollte, unter dem eisernen Zepter der Vorurtheile und der Unwissenheit. Statt sich mittelst jener Revolutionen, die es unaufhörlich erschüttern, der allgemeinen natürlichen Gleichheit zu nähern; scheint es nur da zu seyn, um ihre heiligen Bande täglich zu zerreissen.

Die meisten Nationen waren übrigens einst eben so vertheilt, wie es noch jetzt die Indier sind. Aegypten hatte sieben Zünfte, Athen vier und Arabien drey, unter denen die Priester ebenfalls die vornehmsten waren. Die Römer hatten zwey Classen von Bürgern. Fast alle Europäischen Völker dulden, eben so wie man es in Indien thut, gewisse Unterscheidungen in ihrem Staatskörper; und wir, die über Indier spotten, sind wir billiger, sind wir klüger; haben wir nicht auch unsere Zünfte und Stämme?

Die Heirathen der Indier.

Auf den Genuß der unzerstörten Jungferschaft ihrer zukünftigen Weiber bestehen die Indier eben so eigensinnig, wie verschiedene andere Orientalische Völker: darum heirathen sie die Mädchen schon lange, ehe sie mannbar sind, und verschmähen die ganz reif ausgewachsenen Töchter, weil sie bey diesen keine vollkommene Gewißheit ihrer unbefleckten Reinigkeit mehr haben können. Aber wie meistens der Mißbrauch eines zu überspannten Grundsatzes die widersprechendsten Gebräuche zur Welt bringt, so ist es auch hier. Es ist Schande für ein Mädchen, wenn es nicht schon verheirathet wird, noch ehe es empfangen kann; und doch ist es keine für einen Mann, sich zu verheirathen, ungeachtet er schon wirklich das Zeugungsvermögen verloren hat. So sieht man oft einen Greis von siebenzig, der sich ein Kind von vier Jahren antrauen läßt. Dieses Volk, das ohne weiter nachzudenken, an seinen Gewohnheiten hängt, bemerkt nicht, daß dergleichen sogar abenteuerliche Verbindungen gänzlich den Zweck verfehlen, dessen Erfüllung sie doch für eine unerläßliche und geheiligte Pflicht ansehen.

Obige Gewohnheit ist vielleicht auch daher entstanden, weil die erste Brautnacht von Rechtswegen dem Bramanen angehört, der die Trauung verrichtet. So aber verhindert ihn die Jugend des Kindes, diese Freyheit recht zu benutzen. Doch dieses stimmt nicht ganz damit überein, was Thomas Lagrue von Abraham Koger anführt. Dieser sagt nähmlich, daß auf der Küste Malabar die Vasallen, wenn sie heirathen, ihre Herren bitten, sie möchten die ersten zwey

oder drey Nächte nach der Hochzeit bey ihren Weibern schlafen. Ist dieß geschehen, dann kommen die Männer und hohlen sie in großer Pracht, mit Musik und den lebhaftesten Freudensbezeigungen, wieder zu sich. An andern Orten (setzt er hinzu) opfern die Männer die ersten Umarmungen ihrer Weiber den Götzenbildern, deren Impotenz dann die Pfaffen ersetzen. Noch in andern Gegenden schlafen gar alle Hochzeitsgäste die erste Nacht bey der Braut. Der König von Kalikut gibt dem ansehnlichsten Pfaffen ein Geschenk von 500 Rthlr., damit er für ihn bey dem Mädchen schlafe, das er heirathen will.

Die Witwen verheirathen sich nie wieder. Hat ein Weib ihren Mann schon in dem Alter verloren, da sie noch unfähig war, die Bestimmung der Natur zu erfüllen, sey sie auch im strengsten Verstande eine Jungfer, so ist sie doch vom Aberglauben auf ewig zum eheloſen Leben verdammt. Auch sieht man den Witwenstand als das größte Unglück an, weil man sich einbildet, die Weiber würden nicht darin versetzt worden seyn, wenn sie es nicht in einem vorhergehenden Leben verdient hätten. Wer also eine Witwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen, der sich dem Laufe der göttlichen Gerechtigkeit entgegen sträubte, und sich selbst dem Zorne der Götter aussetzte. Die Aeltern jeder Witwe, wenn sie nur etwas weniges auf Andacht und Frömmigkeit halten, stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Almosen, zur Versöhnung der vorhergegangenen Sünden ihrer Töchter, damit dieselben wenigstens bey der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher seyn mögen. Dieß ist die traurige Wirkung des Lehrsatzes von der Metempsychose, in Rücksicht auf

den Zustand der Witwen; sie macht ihn unendlich drückend, weil man ihn gar nicht mehr abändern darf.

Heirath auf den Pariam und das Kannigadanam.

Der Pariam ist eine bestimmte Summe von 21 oder höchstens von 31 Ponnes, die der Vater des Bräutigams, oder das Oberhaupt seiner Familie einige Tage vor der Hochzeit dem Vater der Braut, gleichsam als den Preis des Mädchens, das er für den Jüngling kauft, überreicht.

Wenn man seine Tochter jemanden zur Ehe gibt, ohne den Pariam zu fordern, so heißt es, man verheirathe sie auf das Kannigadanam, welcher Ausdruck so viel sagt, als Schenkung einer Jungfer. Die Religion empfahl Wohlthätigkeit gegen seine Nebenmenschen, und zeichnete drey Gattungen dieser Wohlthätigkeit als die verdienstlichen aus. Diese sind: das Godanam, oder das Geschenk von Kühen; das Budanam, oder das Geschenk von Feldern; und das Kannigadanam, oder die Schenkung einer Jungfer. Wer eins von diesen Geschenken annimmt, der nimmt stillschweigend auch die Sünden seines Wohlthäters auf sich, und muß sie durch gute Werke und Religionsübungen abbüßen.

Das Godanam wird gewöhnlich erst am Ende des Lebens gemacht. Selten unterläßt es jemand, der im Stande ist, solches zu thun. Der Sterbende schenkt nähmlich den Bramanen einige Kühe; und da es nöthig ist, daß er

seinen Willen deutlich und öffentlich erkläre, so muß er das Thier, welches er verschenkt, berühren; darum gibt man ihm meistens den Schwanz der Kuh in die Hand. In den Pagoden hängt eine Menge von Gemählden, darauf diese schone Handlung verewigt ist. Aber eben diese Gemählde haben fast alle verführt, die über die Indische Mythologie geschrieben haben; weil sie glaubten und behaupteten, die Indier hielten sich dann der ewigen Glückseligkeit versichert, wenn sie in ihren letzten Zügen einen Kuhschwanz in der Hand hätten. Das Wahre bey der Sache ist, daß sie sich glücklich schätzen, wenn sie noch vor ihrem Tode dieses Geschenk machen können.

Von den Leichenbegängnissen in Ostindien.

Bey jeder Nation steht das Leichengepränge eines Verstorbenen im genauen Verhältnisse mit dem Range, den der Todte während seines Lebens behauptete. Der Reiche läßt sich mit Pracht und Verschwendung einscharren, und den Armen kennt man auch auf dem Wege zum Grabe an seiner Dürftigkeit. So siegen die im ewigen Kampfe mit der Natur ringenden Gewohnheiten und Vorurtheile selbst dann über dieselbe, wenn sie eins ihrer größten Rechte, das Recht, den durch Gesellschaftsverträge unter den Menschen eingeführten Unterschied durch den Tod wieder zu vernichten, geltend machen will. — So sehr sich die Heirathen der Reichen durch Pracht auszeichnen, so scheinen ihnen dennoch die Leichenbegängnisse diesen Vorzug noch streitig zu machen. Die Indier haben nur diese

zwey Anläſſe, ihr Gut zu verſchwenden, wenn ſie nicht etwa nebenher Tempel und Klöſter bauen; denn Kleider und Nahrung koſten ihnen wenig, ſo ſchimmernd ſie auch beydes unterhalten mögen.

Die Leichenbegängniſſe werden durchgehends am Abende gehalten; die dabey gewöhnlichen Ceremonien ſind nicht in allen Stämmen gleich. Die Anhänger des Schiwen begraben ihre Todten in die Erde; die Schüler des Wiſchenu verbrennen ſie. Ihre Begräbniſſe ſind außer den Städten; denn es iſt ein Grundſatz bey ihnen, daß die todten Körper den Ort verunreinigen, wohin man ſie begräbt. Jeder Stamm hat ſeine abgeſonderte Grabſtätte, und zwar alle Mahl am Ufer oder in der Nähe eines Fluſſes oder eines Teiches. — Keinen Todten leidet man lange im Hauſe, weil man ſchon einmahl den Begriff hat, er verunreinige es. Er iſt ein unangenehmer Gaſt, dem man ſo eilig als möglich ſeine letzte Ehre erweiſet, weil man ſogar in ſeiner Gegenwart nicht eſſen darf, welches alle Leute beobachten, die in der nähmlichen Gaſſe wohnen, und zwar ſo lange, bis man den Todten fortgeſchafft hat. Dieſer wird niemahls durch die gewöhnliche Hausthür weg getragen; ſondern man macht ein eigene Oeffnung in die Mauer, wodurch man ihn in der Stellung eines ſitzenden Menſchen hinaus ſchiebt, und ſogleich hinter ihm das Loch wieder vermauert.

Das Todtenverbrennen der reicheren Indier geſchieht noch, und war unter einem großen Schwalle von Ceremonien, bey denen alle Mahl ein Braman Vorſteher iſt, deſſen Intereſſe gar ſehr dabey gewinnt. Die ärmeren Indier machen deſto weniger Umſtände, ſie

wickeln ihre Todten geradezu in ein grobes Stück weißer Leinwand, und lassen sie durch vier Parias auf zwey Bambusröhren zum Scheiterhaufen tragen, der aus wohl gedörrtem Kuhmiste bestehet.

Die Saniassi werden bis an den Hals in die Erde begraben. Ein Mönch aus ihrem Orden schlägt so lange Kokusnüsse am Kopfe des Verstorbenen entzwey, bis der Kopf selbst in Stücke bricht; dann deckt man ihn auch mit Erde. Der Grund dieser wunderlichen Gewohnheit ist heut zu Tage nicht mehr bekannt; wenn es nicht dieser ist, der Seele ein Mittel zu verschaffen, daß sie durch eine anständigere Oeffnung aus dem Leibe fahren könne, als der Mund, die Augen, die Ohren und andere Ausgänge aus dem Körper sind, die man alle für unrein und schändlich hält.

Ehedem verbrannten sich die Weiber mit den Leichen ihrer Männer; jetzt ist diese unmenschliche Gewohnheit in allen mahomedanischen Staaten gänzlich abgeschafft; und auch in den heidnischen Ländern ist sie bloß noch unter dem Stamme der Bramanen und der Kriegsleute üblich.

Diese Ceremonie geschieht dann mit vielem Gepränge. Die Vorbereitungen dazu sind in jeder Provinz verschieden. Die gewöhnlichste Art ist folgende: So bald der Mann todt ist, wenn er ein Braman war, setzt man das Weib in eine Gattung von Sessel mit einer geschmückten Oberdecke vor die Thür des Hauses; schlägt die Trommel, und bläst beständig mit Trompeten. Das Weib ißt nicht mehr, kaut nur Betel, und spricht ohne auszusetzen den Nahmen des Gottes ihrer Secte aus. Sie schmückt sich mit

allen ihren Kleinodien und ihren prächtigsten Kleidern, als wenn sie zur Hochzeit ginge; ihre Verwandten und Freunde begleiten sie unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und anderer Instrumente. Die Bramanen sprechen ihr Muth ein, sich aufzuopfern, und versprechen ihr, daß sie im Paradiese eine Glückseligkeit ohne Grenzen genießen soll; denn dort werde sie irgend ein Gott, zum Lohne für ihre Tugend, zur Frau nehmen; daneben versichern sie dieselbe, ihr Nahme müsse in der ganzen Welt berühmt, und bey allen Opfern besungen werden. Dieser thörichte Ehrgeiz ist es, welcher manche bewegt, sich zu verbrennen; denn kein Gesetz verbindet sie zu dieser Gewaltthätigkeit. Um die Weiber noch besser zu dieser heldenmüthigen, oder vielmehr zu dieser närrischen Aufopferung aufgelegt zu machen, geben ihnen die Bramanen ein mit Opium vermischtes Getränk ein, und beseuern durch diesen Kniff die Einbildungskraft dieser unglücklichen Schlachtopfer der ehelichen Liebe. Die sichtbare Raserey, mit der ein solches Weib sich in den unvermeidlichen Tod stürzt, beweiset hinreichend, daß ihr Kopf durch die Dünste eines so starken und berauschenden Getränks benebelt seyn müsse. Der Fanatismus kann sie wohl zuerst darauf leiten, daß sie zu diesem Opfer einwilligt; aber um es auszuführen, muß sie den Verstand vollends verloren haben.

Während daß sie sich der schauerlichen Bühne nähert, auf der sie, oft noch in der Blüthe des Alters, ihr Leben enden will, und wenn sie schon wirklich zu der Todesstätte gekommen ist, wenden die Bramanen alles Mögliche an, durch Gesänge zum Lobe ihres Heldenmuths ihre Angst zu

zerstreuen. Dieses mörderische Concert unterstützt ihre Entschlossenheit mitten unter den schauerlichsten Vorbothen des Todes. Der Schleyer des Fanatismus benebelt ihre Sinne. Der unselige Augenblick nähert sich, in dem die Flammen sie verzehren sollen; sie sagt jetzt unter lautem Schluchzen ihren Verwandten das letzte, traurige Lebewohl, und jene wünschen ihr mit thränenden Augen Glück zu dem sie erwartenden Ruhme; sie überreicht ihnen ihren Schmuck, und umarmt sie nun zum letzten Mahle; geht nach Landesgebrauch drey Mahl rings um die brennende Grube, und stürzt sich plötzlich mitten in die Flammen Sogleich macht man mit einer Menge von Instrumenten das betäubendste Getöse, damit niemand das schmerzliche Jammergeheul des unglücklichsten Schlachtopfers höre. Man verstärkt die Wuth der Flammen durch zugeschüttetes Oehl, und bald ist die Heldinn zu Asche verwandelt Auf dem Platze dieses Spektakels wird dann zum ewigen Andenken der Heldenthat eine Ehrensäule aufgerichtet. Indessen beneidet gewiß mancher das unglückliche Weib um ihren so theuer erkauften Ruhm. Der Ehrgeitz, noch nach seinem Tode gerühmt zu werden, macht sie gegen die Mittel, diesen Ruhm zu erhalten, blind und gleichgültig. Manches Mahl bauet man solchen Weibern auf den gangbarsten Plätzen sogar kleine Kapellchen, die immer offen stehen, damit die Vorbeygehenden ihre Grabmähler sehen und verehren können.

In Bengalen ist dieses Schauspiel noch abscheulicher. Die Weiber haben dort Entschlossenheit genug, sich auf die Körper ihrer verstorbenen Männer binden zu lassen; halten dieselben in ihren Armen, bis man den Holzstoß anzündet,

und erwarten diesen Augenblick mit der größten Gelassenheit.

Wenn man sie lebendig in die Erde gräbt, beobachtet man die nähmlichen Ceremonien, ehe sie zur Grabstätte kommen. So bald diejenige, welche das Schlachtopfer seyn soll, dort angelangt ist, steigt sie in die Grube hinunter, die wie ein Keller gegraben ist; dort setzt sie sich, und schließt den Körper ihres Mannes in ihre Arme. Sogleich füllt man die Grube bis an den Hals des Weibes mit Erde; spreitet aber einen Teppich um ihr Haupt, damit sie die Anwesenden nicht mit den Schrecken des Todes ringend erblicken, und die übrigen Frauenspersonen nicht dadurch abgeschreckt werden: darauf reicht man ihr in einer Schale etwas dar, das ohne Zweifel Gift ist. Endlich dreht man ihr vollends den Hals um, und zwar mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit.

Die Indischen Bücher sind allenthalben mit Beyspielen von Göttinnen und Königinnen angefüllt, die sich auf solche Weise aufgeopfert haben, um allen Weibern vom Stande zum Muster zu dienen. Diese Wuth, sich selbst zu morden, ward manches Mahl schon so weit getrieben, daß bey dem Tode gewisser Könige oder Fürsten, ganze Familien, Väter, Mütter, Kinder und Bediente, alle zusammen sich in die Flammen stürzten, um ihre Liebe und Betrübniß über den Verstorbenen damit zu beweisen.

Diese unmenschliche Gewohnheit ist schon seit undenklichen Jahren in Indien eingeführt. Ueber ihren Ursprung hat man verschiedene Meinungen. Strabo sagt: der allgemeinen Sage nach sey sie von einem ihrer Könige in Gang gebracht worden, um die Weiber von der Vergif-

tung ihrer Männer abzuhalten, die sie sich vorher aus Ueberdruß oder Unbeständigkeit vom Halse schafften, um sich ungehindert frische Liebhaber beylegen zu können. Dieses, dem Anscheine nach kluge Gesetz, bewog natürlicher Weise die Weiber, sich die Erhaltung ihrer Männer angelegen seyn zu lassen; aber es vertilgte einen Theil der Nation, indem es den andern vor einer ungewissen Gefahr in Schutz nahm. In der Folge ward eine in ihrem Ursprunge bloß politische Anordnung vollends zu einem Religionspuncte gemacht. Diese von Strabo angeführte Angabe macht aber der Menschheit allzu viel Schande, als daß man sie im Ernste glauben sollte. — In Rom hinderte man das Vergiften durch ein gewiß eben so wirksames, und dennoch minder grausames Mittel *). Noch mehr: so ausschweifend und henkersmäßig auch jene Gewohnheit scheint, so leicht ist es indessen, die echte Quelle davon ausfindig zu machen. Die unbegrenzte Liebe einiger Weiber für ihre Männer, die Verzweiflung dieselben verloren zu haben, waren ganz gewiß die ersten Triebfedern dieses Opfers, das der öftere Gebrauch erst billigte, und dann gar allgemein machte; so wie einst auch in Aegypten die vornehmsten Officiere der Könige mit ihnen begraben wurden. Noch jetzt ists bey den Tartarn gewöhnlich, daß sich nach dem Tode eines Fürsten oder Mächtigen, seine

*) Livius erzählt, daß man dort, um den Vergiftungen Einhalt zu thun, worüber man eben die Weiber im Verdachte hatte, alle diejenigen zum beständigen Witwenstande verurtheilte, deren Männer gestorben waren.

Verwandten und Freunde auf seinem Grabe tödten. Alle diese Gebräuche sind aus einerley Grunde entstanden; aus einer übertriebenen Anhänglichkeit nähmlich an die Person, für welche man sich aufopfert. Zudem erlaubt die Religion jenes schreckliche Opfer nur den Witwen, die keine Kinder haben; und gebiethet hingegen allen jenen am Leben zu bleiben, die entweder wirklich Kinder haben, oder doch schwanger sind; damit sie dieselben erziehen, und dafür sorgen können.

Die Trauer der Indier besteht darin, daß sie sich die Haare abscheren, das Haupt mit einem Theile der Leinwand, die sie über den Schultern tragen, verhüllen, und einige Tage hindurch keinen Betel käuen; denn lange sich davon zu enthalten, wäre ihnen die unleidlichste Buße.

Sprache und Schreibart der Indier.

Die lebenden Sprachen Indiens sind: das Tanudische, das Talinga, und das Induische. Neben der Landessprache spricht man auch noch das Mohrische und Persische, welches die Mongolen bey ihrer Eroberung in dieses Land einführten. Die drey ersten Sprachen Indiens haben so viele Aehnlichkeit mit dem Samskrutam, oder Samskret, oder Hanscrit oder Grandon, dieser so reichen und uralten Sprache der Bramanen, daß man sie sämmtlich für Töchter derselben hält, die aber durch die Beymischung schlechter Mundarten sehr verdorben sind. — Die Gelehrtensprache heißt Scheutamy. Alle Bücher werden in dieser Sprache geschrieben, und zwar in Versen, die man alle Mahl singend ab-

lieſt. Der Leſer unterſcheidet jeden neuen Vers, indem er die erſte Sylbe davon in einem hohen Tone ausſpricht, den er dann unmerklich und muſikaliſch bis zur letzten Sylbe wieder herunterſtimmt. Hat ein Vers eine Sylbe zu viel oder zu wenig, ſo verwirrt ſich der Ton, wie es uns auch beym Herleſen unſerer mangelhaften Verſe aufſtößt; und eben dadurch kann man die in der Abſchrift eines Buchs eingeſchlichenen Fehler entdecken und verbeſſern. Wenn ein Redeſatz ſich zugleich mit dem Ende des Verſes endet, ſo gibt es der Leſer durch ein ziemlich lang anhaltendes Geſumme durch die Kehle und Naſe zu verſtehen.

Die Indier ſchreiben mit einem Grabſtichel auf Olles; nicht aber, wie man ehedem glaubte, mit einem Griffel auf gewiſſe mit Wachs oder Maſtix überzogene Baumrinden. Die Olles macht man aus den Blättern einer Art von Palmbaum, deſſen Frucht in Indien unter dem Nahmen Longe bekannt iſt. Dieſe Blätter haben die Form eines Fächers, und ſind dicht und dürre; die Blätterchen, welche man davon abzieht, heiſſen dann Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und ſchreibt mit der andern. Sie ſchreiben auf beyden Seiten, und übertünchen dann die gegrabenen Buchſtaben mit Tinte. Um einem Buche eine Geſtalt zu geben, legen ſie die Olles eine auf die andere, und machen am Rande einer jeden ein kleines Loch, das durch alle Blätter hindurch geht; dadurch ziehen ſie dann eine Schnur, und binden alſo alle Olles zuſammen.

Götter Indiens.

Die meisten Leser finden wenig Geschmack an den fabelhaften Götterlehren, weil diese auf den ersten Anblick nichts als ein Gewebe von unzusammenhängenden Ungereimtheiten darstellen, die vielmehr der Auswuchs einer fieberhaften Einbildungskraft, als die Frucht einer aufgeklärten Vernunft zu seyn scheinen. So schwach man sich immer den allgemeinen Menschenverstand denkt, so ists doch nicht wahrscheinlich, daß man ihn zu allen Zeiten und an allen Orten durch abenteuerliche Mährchen habe berücken wollen, die, um Glauben zu finden, keine andere Empfehlung hatten, als ihre ausschweifende Albernheit. Die Philosophen, welche sich die Mühe gaben, diese Mährchen von Grund aus zu studieren, haben mit mehr Nachsicht davon geurtheilt; sie fanden, daß dieß lauter wohl ausgedachte Allegorien waren, unter deren Schleyer die Weisheit und Wahrheit eingehüllt lagen.

Diese Meinung erhält um so viel mehr Gewicht, wenn man sie auf die Indier anwendet, da ihr Geschmack für die Allegorien schon seit lange allgemein bekannt ist; denn bloß unter diesem geheimnißvollen Schleyer haben sie die Geschichte ihrer merkwürdigen vergötterten Männer, und die gewaltigen Revolutionen unsers Erdballs, davon er noch die Spuren trägt, verewigt.

Wie die Aegypter, Griechen und Römer, haben sie eine Menge Götter, welche alle Anfangs nur einen einzigen vorstellten; denn die übrigen entstanden bloß aus den verschiedenen Nahmen, die man jenem gab. Bald aber vergaß man, daß sie alle nur einem Gott ange-

hörten; und von diesem Augenblicke an hatte man verschiedene Gottheiten.

Die heidnischen Indier haben drey Hauptgottheiten: Bruma, Schiwen und Wischenu, die nur einen ausmachen; und dann heißt diese Art von Dreyeinigkeit Trimorti oder Tritwan, welches Vereinigung der drey Mächte bedeutet.

Diese Glaubenslehre scheint ehedem in Indien allgemein gewesen zu seyn, wo man nur eine Gottheit anbethete, die diese drey Eigenschaften in sich vereinigte; nähmlich die Eigenschaft zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören. In der Folge der Zeit aber personificirten sie jede dieser Eigenschaften, und machten drey Götter daraus, deren besondere Macht sie allegorisch ausdrückten: so ward Gottes Allmacht durch die Erschaffung, seine Vorsicht durch die Erhaltung, und seine Gerechtigkeit durch die Zerstörung angedeutet.

Die gemeinen Indier bethen nur Eine dieser drey Gottheiten an; aber einige Gelehrte verrichten ihr Gebeth zu allen dreyen insgesammt. Ihre Abbildung findet man in vielen Pagoden. Sie stellt eine Menschengestalt mit drey Köpfen dar: heißt auf der Küste Orixo Sari-Harabrama, auf der Küste Koromandel Trimurti, und in der Samskrutam-Sprache Tetratreyam.

Bruma.

Bruma, den man für Gott den Schöpfer hält, hat weder Tempel, weder Gottesdienst, noch Anhänger; aber die Bramanen bethen wegen ihres Ursprunges noch alle Morgen Gebe-

the zu ihm, und verrichten ihm zu Ehren die Ceremonie des Sandiwane.

Wischenu.

Wischenu wird als Gott der Erhalter geehrt.

(Bey allen Völkern findet man die Tradition von einer Ueberschwemmung. Die Sündfluth fiel in das Jahr der Welt 1656; die letzte Indische Ueberschwemmung schreibt sich von 1883 her, und die Chinesische von 4000 Jahren. Die alte Geschicht meldet von einer, die ganz Thessalien unter Wasser setzte, und zu den Zeiten des Deukalion in Griechenland im Jahre der Welt 2448 einfiel: die Attische, darin Ogyges ertrank, ist um 240 Jahre älter als jene. Nebenbey entdeckt man, wie Herr Boulanger sehr richtig bemerkt hat, daß die meisten Religionsgebräuche der verschiedenen Völker einigen Bezug auf diese fast allgemeinen Wasserverheerungen haben. Und jedes Land, wenn man es physisch untersucht, zeigt die Spuren eines allgemeinen Umsturzes in der Natur. Jedes Volk hat seine Deukalion gehabt; und die sich so sehr unähnlichen schwarzen und weißen Menschen könnten einen beynahe auf die Gedanken bringen, daß sie nicht einen gemeinschaftlichen Stammvater haben konnten, und daß in einigen Gegenden dergleichen Leute noch aus den Vorzeiten jener Ueberschwemmungen übrig geblieben seyn.)

Schi-

Schiwen.

Schiwen ist Gott der Zerstörung. Die Indier von seiner Secte wollen nicht leiden, daß er jemanden seines Gleichen neben sich haben soll; und da sie nur einen Gott erkennen, so sind ihnen Bruma und Wischenu nur Geschöpfe von niederer Art als Schiwen.

Glaubenslehre der Indier.

Die Uebereinstimmung der Indischen Glaubenslehren mit den Lehrsätzen aller Völker Asiens, mit jenen der Chaldäer, der Aegypter, Phönicier, Griechen und Römer, beweiset hinlänglich, daß alle diese Religionen, trotz ihrer verschiedenen Außenseite, doch nur Eine gemeinschaftliche Quelle hatten. Glaubt man über diesen Punct den Indischen Denkmählern und Traditionen, so war Indien die Wiege aller Religionen, und die alten Brachmanen die Erfindung derselben Anfangs führten sie ihre Lehrsätze erst in diesen glücklichen Gegenden ein, deren Gesetzgeber und Priester sie waren; bald aber verbreitete sich der Ruhm ihrer Weisheit über die ganze Erde. Nun wollten die Philosophen aller Nationen ihre Schüler werden; opferten alles dem Durste nach Weisheit auf, eilten in dichten Haufen nach Indien, sogen daselbst die Grundsätze und Sittenlehre der Brachmanen ein, brachten dieselben in ihr Vaterland zurück, und machten sie daselbst einheimisch

Die Geschichte lehrt uns, daß die Aegypter mit den Indiern handelten, daß die Griechen und Römer ihre Fabeln und vor-

nehmsten Religionsgebräuche von den Aegyptern gehohlt, und daß selbst die Juden einen Theil ihrer Glaubenslehren von diesem alten Volke erhalten haben.

Es wäre vergebliche Arbeit, den Ursprung des so sinnreich ausgedachten Lehrsatzes von der Seelenwanderung, welchen Pythagoras nach Italien brachte, irgendwo anders zu suchen: Wischenu hatte denselben in Indien eingeführt, und Pythagoras nahm ihn auf seiner Reise dahin an. Die Aegypter, Griechen und viele andere Völker, sogar die Juden, machten ihn beym Anfange der Kirche zum Grundpfeiler ihrer Religion.

Die Seelenwanderung ist ein Fundamentallehrsatz, der von den Indiern nicht auf andere Völker verpflanzt werden konnte, ohne daß diese nicht auch den größten Theil von jener ihrer Religion überhaupt zugleich mit annehmen mußten: folglich haben Europa, Asien und Afrika ihre ursprünglichen Glaubenslehren unstreitig den alten Brachmanen zu verdanken.

Kein Volk hängt so eigensinnig an seiner Religion wie die Indier; denn diese hat seit 5000 Jahren, nähmlich seit der Stiftung der Secte des Wischenu, die um einige Jahrtausende jünger ist als jene des Schiwen, nicht die mindeste Abänderung erlitten Eben so steif halten sie auf ihre Landesgewohnheiten, die sie für lauter herrliche Grundsätze des Naturrechts halten, und vermöge deren die Aeltesten aus jedem Stamme die zwischen den Mitgliedern ihrer Zunft entstandenen Streitigkeiten schlichten. Ihr Abscheu gegen die Gewohnheiten auswärtiger Völker ist vollends unbeschreiblich. Die Mongolen plagen und pressen sie im Innern ihrer Länder ganz

entsetzlich, und doch ziehen sie dieses tyrannische Joch dem ruhigsten ungekränktesten Leben auf den Europäischen Factoreyen weit vor; und nichts ist vermögend sie mit unsern Gebräuchen bekannt zu machen; ja ihr Haß gegen die Europäer wächst nur noch mehr, wenn sie unter denselben leben.

Indiens Gottesdienst.

Der Lehrsatz von der Seelenwanderung, den Wischenu einführte, schaffte alle blutigen Opfer ab; und man bringt jetzt der Gottheit nichts mehr als Geld, Reiß, Weihrauch, Früchte, Kokosnüsse, Milch und Butter, Getreide und Blumen. Die Andachtsübungen sind eben so einförmig als die Opfer; sie bestehen in Fasten, Gebethen, Bußwerken, und besonders darin, daß man, wenn es möglich ist, den Nahmen des Gottes, welchen man anbethet, an jedem Tage tausend Mahl ausspreche. Eine der wichtigsten Bedingungen um im zukünftigen Leben selig zu werden, ist auch diese, daß man den Bramanen Almosen gebe.

Auch das Baden im Meere, oder in den geheiligten Flüssen, ist eine wesentliche Religionspflicht. Noch müssen die Indier zu den berühmtesten Tempeln wallfahrten, Wasser aus dem Ganges schöpfen, und es nach Rameßurin bringen, um den Lingam im Tempel dieses Fleckens zu baden. So glauben sie auch dadurch die Gunst der Götter zu gewinnen, wenn sie auf den Landstraßen Teiche anlegen, und Tempel und Ruhegebäude aufführen, darin die Reisenden eine Freystätte gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung finden: und sollte nicht diese Art Gott zu verehren die beste seyn, da sie die phy-

sische Glückseligkeit seiner Geschöpfe befördern hilft?

Indiens heilige Bücher.

Die Wedams sind die ältesten und verehrtesten heiligen Bücher der Indier; sie bethen dieselben wie die Gottheit selbst an, weil sie glauben, diese seyen ein Ausfluß und zugleich ein Theil derselben. Sie fürchteten, ihren Nahmen zu entheiligen, wenn sie ihn anders als während dem Gebethe aussprächen.

Gemäß den Berichten der Indier, handeln, oder eigentlich zu sagen, handelten die Wedams von allen Wissenschaften. Eben dadurch unterscheiden sie sich von den heiligen Büchern der übrigen Nationen, welche eigentlich nur historisch sind, und darin nichts von Physik, Astronomie, Naturgeschichte und anderen Wissenschaften abgehandelt wird, als in so fern diese Gegenstände nothwendig mit der Religion zusammenhängen.

Diese Bücher waren in einer so übertriebenen Schreibart abgefaßt, die Wahrheit sprach darin in einem so allgewaltigen Tone, oder der Fanatismus auf eine so räthselhafte Art, daß wenige sie verstanden. — Die gelehrtesten Bramanen machten also Commentarien darüber, welche die Indier in der Folge ebenfalls unter die geheiligten Bücher setzten, und davon die Schastas oder Schastrons die ersten waren. — Es sind ihrer sechs, und sie handeln von der Astronomie, von der Astrologie, von den Vorbedeutungen, von der Moral, von den gottesdienstlichen Gebräuchen, von der Arzneykunst und der Rechtsgelehrsamkeit. Man begreift leicht

von selbst, wie viele physische Irrthümer darin liegen müssen; aber da sie nun einmahl durch die Religion geheiligt worden sind, so sind sie den Indiern auch vollends beliebt, und für sie mit dem Siegel der Wahrheit gestämpelt. Man kann also die sichere Folge daraus ziehen, daß dieses Volk dazu bestimmt sey, stets im Dunkeln zu wandeln, und nie durch eigentliche Wissenschaft erleuchtet zu werden.

Indiens Tempel.

Die Indischen Tempel sind eben so viele Denkmähler, welche das hohe Alter, den Reichthum, die ausharrende Geduld und den Aberglauben des Volks beweisen, das sie gebauet hat.

Der Tempel, genannt die sieben Pagoden, zwischen Sadras und Pondischeri, muß einer der ältesten auf der ganzen Küste Koromandel seyn; denn, nahe an das Ufer der See gebauet, reichen die Wellen jetzt bis an das erste Stockwerk empor. Die Erklärung dieses Phönomens überlasse ich den Untersuchungen der Physiker.

Eben so wenig weiß man den Zeitpunct, wann die Pagode zu Schirangam erbauet worden sey. Die häufigen Staatsveränderungen, welche bald dieses bald jenes Volk zu Beherrschern von Indien machten, haben eine undurchdringliches Dunkel über die Vorzeit verbreitet.

Wollte man den Jahrbüchern und heiligen Schriften der Indier glauben, so wäre die Pagode zu Jagrenat unstreitig die älteste von allen. Zu Folge der Berechnungen der Bramanen, fällt ihre Erbauung in den Zeiten des

Paritschitu, ersten Königs auf Orixa, dessen Regierungsjahre sie zu Anfang des vierten Weltalters setzen; folglich stünde dieses Gebäude bereits 4883 Jahre.

Die Aegyptischen Pyramiden, von denen man so viel Rühmens macht, sind in Vergleichung mit den Pagoden von Salcette und Illura nur sehr geringfügige Denkmähler der Baukunst des Alterthums. Denn die Verzierungen dieser Pagoden, die Statüen, die Basreliefs und alle die Tausende von Säulen, womit sie geziert, und welche alle aus einem Felsen gehauen sind, beweisen, daß man wenigstens tausend Jahre in einem fort daran gearbeitet habe; und die Verwüstungen, welche dieselben von der Zeit an erlitten, zeigen offenbar, daß sie wenigstens drey tausend Jahre lang stehen müssen. Man wird sich also nicht sehr verwundern, wenn man hört, daß die kurzsichtigen Indier die Erbauung der Erstern den Göttern selbst, und die der Letztern den Halbgöttern zuschreiben.

Alle etwas beträchtliche Tempel sind mit mehreren vereinigten Einfassungen von dicken und sehr hohen Mauern umgeben, deren Winkel meist mit Bastionen versehen sind. An jeder Seite ist gewöhnlich ein Eingang, und über demselben ein pyramidalförmiger Thurm, Kobrom genannt, der eine runde und ausserordentlich dicke Masse formt. Diese Thürme, die bald höher, bald niedriger sind, werden mit verschiedenen, meist sehr ärgerlichen Bildern geziert, welche die Lebensgeschichte, die Siege und Unglücksfälle ihrer Götter vorstellen. In jedem Stockwerke ist auf allen vier Seiten eine Art von Fenster; und alle Abende wird an dem obersten derselben ein Licht

aufgesteckt; an Festtagen aber werden alle diese Fenster beleuchtet. Mitten im innersten Umfange ist das Allerheiligste, oder die dem Gotte geweihete Kapelle.

Wenn diese Kapelle dem Schiwen geheiligt ist, so stellt das vornehmste Bild darin den Lingam vor; rings um dieselbe ist eine Menge kleinerer Kapellchen, die seinen Söhnen, oder den vornehmsten Göttern seiner Secte geweihet sind. Darmadewe, Gott der Tugend, welcher unter der Gestalt eines Ochsen vorgestellt wird, hat daselbst seine Kapelle alle Mahl vor der des Schiwen, weil dieser auf ihm reitet. Wischenu hat als Tempelbewahrer seine Kapelle dicht neben dem Eingange Die obere Wölbung dieser Gebäude ist, eben so wie die Thürme, mit schmutzigen Figuren bemahlt.

Die berühmten Tempel haben neben sich einen geheiligten Teich, den die Bramanen vergöttern, und ihm die Kraft zuschreiben, daß er alle, die sich darin baden, reinige, und sie von der Seelenwanderung befreye. Dieser heilige Betrug zieht viele Fremde und viele Opfer dahin. Die übrigen Einfassungen enthalten Ruhegebäude und Säulengänge, die manches Mahl entsetzlich weitläuftig sind, und worunter das Volk und die Reisenden sich vor der ungestümen Witterung flüchten. Nebst diesen sind daselbst noch kleine abgesonderte Plätzchen, wohin man die Bilder einiger Heiligen und Könige stellt, die durch ihre Tugenden die Götterwürde verdient haben. Auch die Bramanen haben hier ihre Wohnungen.

Die Bildnisse der Götter müssen aus Stein, Kupfer oder Gold gemacht werden; niemahls aber aus Silber oder anderen Metallen; das

Bild des Pollear muß unfehlbar alle Mahl von Stein seyn.

Jede Pagode enthält zwey Statüen der nähmlichen Gottheit; eine äußere, der das Volk seine Opfer selbst darbringt; und eine innere, welche es dieselben durch die Bramanen überreichen läßt, weil diese allein das Recht haben, sich ihr zu nähern.

Mönchswesen in Indien.

In allen Religionen entstanden einige Schwärmer, die sich in die Wildnisse verliefen, und ihr Leben unter Gebethen und Leibeskreuzigungen zubrachten. Aber diese heilige Raserey dauerte nicht lange. Die Zöglinge jener ersten Anachoreten schlichen sich bald wieder in die Städte zurück; machten zwar noch immer Miene, als wenn sie sich bloß mit übersinnlichen Dingen beschäftigten, hingen sich aber im Grunde sehr gierig an die Erdengüter; gleißneten Verachtung aller irdischen Größe, Uneigennützigkeit und tiefe Demuth; rangen aber sehr eifrig nach Ehre, Macht und Reichthum. Wenn sie fette Erbschaften weg schnappten, geschah es nur um zu verhindern, daß dieselben nicht in unheilige Hände fielen, oder damit der Sterbende durch ein solches Denkmahl von Nächstenliebe sich den Weg zum Himmel erleichtere. Wenn sie prächtige Pallästе aufführten, thaten sie es ja nicht in der Absicht, sich bequeme Wohnungen zu verschaffen, sondern nur um der freygebigen Frömmigkeit ihrer Wohlthäter ein ewiges Andenken zu stiften; und wer hätte ihren Absichten nicht trauen sollen. Sie sahen ja, in ihrem Aeußern so Bußfertig aus; ihre Verachtung gegen den Genuß vergäng-

licher Güter erschien in einem so betrieglichen Dunste von wohlmeinendem Ernste, daß man sie gelassen alle Reitze des Lebens genießen sah, ohne sich einfallen zu lassen, daß sie auch nur einen Begriff von dem hätten, was sie wirklich ausübten.

Die Indier haben sehr viele Arten von Mönchen. Die vornehmsten darunter sind die Sainaßi oder Sanaschis: das Volk sieht sie für Heilige an. Der Sainaßi ist entweder ein Braman oder ein Schutre. Er opfert sich ganz der Gottheit auf, schwört, arm, keusch und nüchtern zu leben. Er besitzt nichts, hat ganz und gar keine Anhänglichkeit: irrt allenthalben, beynahe nackt, mit geschornem Kopfe herum, hat zu seiner Bekleidung ein Stück gelber Leinwand über dem Rücken. Er lebt einzig von Almosen, und ißt nur so viel, daß er nicht vor Hunger sterbe. Leute aus allen Stämmen, die Parias ausgenommen, können Sainaßi werden; und jede Secte hat die ihrigen. Sie leben wie die alten Brachmanen, und folgen genau ihrer Lehre, welches auf die Vermuthung führen könnte, sie wären Nachkommen derselben.

Indiens Tugendübung und Meinung von der Seelenwanderung, dem Paradiese und der Hölle.

Das höchste Wesen anbethen, seine Schutzgötter anrufen, freundlich gegen seine Mitmenschen seyn, sich der Unglücklichen erbarmen und sie unterstützen, geduldig die Beschwerlichkeiten dieses Lebens ertragen, nicht lügen, vor dem

vierten Tage der monethlichen Reinigung sich seines Weibes enthalten, nur dasselbe lieben, nicht ehebrechen, die göttlichen Geschichten lesen und lesen anhören, wenig reden, fasten, bethen, zur bestimmten Zeit sich baden; dieß sind die allgemeinen Pflichten, zu welchen die heiligen Bücher alle Indier, ohne Ausnahme irgend eines Stammes oder einer Zunft, insgesammt verbinden

Eben diese Bücher enthalten auch noch besondere Gebothe. So müssen zum Beyspiele die Bramanen, wenn sie die Würde eines Guru bekleiden, die Wedams studieren und erklären*), die Opfer verrichten, oder wenigstens dafür sorgen, daß sie vernichtet werden; das Almosen in Verwahrung nehmen, und es unter die Dürftigen vertheilen u. s. f

Die Rajas, welche die zweyte Zunft ausmachen, müssen die Wedams studieren, Opfer anstellen, das Land beschützen, und die Feinde des Staats bekriegen.

Die Waßier oder Waniger, welche die dritte Zunft vorstellen, müssen ebenfalls die Wedams studieren, Opfer anstellen, und ihrem Berufe eifrig nachkommen: nähmlich, die Bonswaßiers sollen das Feld bebauen; die Sowaßiers die Herden hüthen, und für der-

*) Vermuthlich verstehen die Indier durch die Wedam die Commentarien über eben diese heiligen Bücher; da wir schon weiter oben gesehen haben, daß die Bramanen dieselben niemanden, der nicht von ihrer Zunft ist, in die Hände kommen lassen, und daß es sogar noch zweifelhaft ist, ob sie wirklich jemahls existirt haben.

selben Vermehrung sorgen; und die Donawaßiers den Geldwechsel betreiben.

Die vierte Zunft, deren Mitglieder Schutres heissen, muß den ersten dreyen getreulich dienen. Die Pflichten der einzelnen Personen dieser Zunft bestehen von Seiten des Weibes darin, daß sie das Hauswesen besorge, sich die Liebe und Hochachtung ihrer Verwandten verdiene, und sich putze, um ihrem Manne zu gefallen: ist dieser ein Taugenichts, so ist sie deßwegen nicht von ihrer Pflicht losgesprochen; sie soll sich stets so betragen, daß sie denselben wieder auf bessere Wege bringe; ja sie soll ihn wie ihren Gott ansehen. Wenn sie alles dieses genau beobachtet, wird sie in diesem und jenem Leben dafür belohnt werden.

Die Handwerker endlich sind verbunden, sich den Pflichten ihres Berufs nicht zu entziehen. Je er, der sich klug, leutselig und weise beträgt, wenn er auch aus dem niedrigsten Stamme ist, wird auf dieser Welt geliebt und in der zukünftigen belohnt werden; denn, nur eine unbescholtene Lebensart macht den Menschen wirklich edel, und der Adel der Geburt ist bloß ein äußerliches und willkürliches Unterscheidungszeichen.

Man sieht aus diesem Abrisse, daß die Sittenlehre der Indier sehr rein seyn muß. Sie verehren die gleichen Tugenden wie wir; und obschon die meisten Figuren in ihren Tempeln sehr ärgerlich sind, so ist ihnen doch die Wohlanständigkeit ausdrücklich gebothen, und sie beobachten dieselbe auch wirklich. Eben so ernstlich ist ihnen die Enthaltsamkeit vorgeschrieben, an die sie sich aber nicht so genau halten. Die Leichtigkeit z. B., womit sie sich die Gunst der Tänzerinnen, welche sich aus Eigennutz und Wollust jedermann Preis

geben, erkaufen können, verleitet sie, eine Tugend zu verabsäumen, die ihnen doch geboten ist. Indessen erlauben ihnen die Gesetze, aus Nachsicht für das hitzige Clima, die Vielweiberey; deren sie sich aber nicht leicht bedienen, außer wenn sie nach mehreren Jahren ihres Ehestandes von der ersten Frau keine Kinder bekommen.

Die ihnen vor allen andern empfohlenen Tugenden sind Dankbarkeit und Dienstfertigkeit, welche letztere auch alle Indier, ohne Ausnahme, strenge befolgen.

Unter den gesellschaftlichen Tugenden, ist ihnen das Mitleiden, zu Folge dessen man das Leben aller seiner Mitgeschöpfe schonen soll, weit heiliger als der Eifer, welcher anderwärts dieselben den Göttern zum Opfer bringt. Jede auf dem Altare abgeschlachtete Kuh wird in der andern Welt ihren Opferpfaffen unaussprechliche Schmerzen verursachen. Das wesentlichste Opfer ist das Opfer der Seele. Nur Unwissende richten ihre Gebethe an Götzenbilder durch Menschenhände gemacht; der Weise bethet Gott im Geiste an. Wer seinen Leib verachtet, überwindet auch bald seine Begierden, und macht sich die Tugend leicht.

Der Ganges.

Ueberdrüssig, daß sie bloß nach den Eindrücken der Sinne denken und urtheilen sollten, versuchten es die Menschen, sich von der Herrschaft derselben unabhängig zu machen, und sich zu metaphysischen Begriffen empor zu heben. Steigt man aber bis zur Quelle dieser vorgeblichen erhabenen Abstractionen hinauf, so wird

man bald einsehen, daß sie ihren Ursprung eben bloß den Eindrücken sinnlicher Gegenstände zu danken haben. Aus keinem andern als diesem Grunde, ist man z. B. auf den Einfall gerathen, das Wasser für heilig zu halten, und ihm die Kraft auszudichten, daß es Verbrechen tilgen könne. Man sah, daß es die Flecken vom Leibe weg wasche — also mußte es eben diese Wirkung auch auf die Seele thun

Dieser Irrthum ward allmählich allgemein, und bevölkerte die Brunnen, Flüsse und Meere mit einer Menge eingebildeter Gottheiten. Man durfte nicht mehr darüber setzen, ohne den Schutzgeist desselben begrüßt zu haben *). Alle Nationen beeiferten sich in die Wette um den Vortheil, heilige Gewässer zu besitzen. Die Juden schrieben dem Brunnen der Tugend göttliche Kraft zu; diese Ehre thaten die Aegypter den für sie so wohlthätigen Quellen des Nils an, und die Indier allen Flüssen, an deren bezauberten Ufern sie wohnten.

Indessen kann man diese Letztern noch entschuldigen, wenn man die Vortheile überdenkt, welche sie von diesen Gewässern ziehen. Unter ei-

*) Der Ganges, Quischena Pottery, Kawri und Colramm wurden zu heiligen Flüssen, über welche die Indier niemahls wandeln, ohne sich die Hände in dem Wasser derselben zu waschen, und ohne die Untergötter, die darin wohnen, und den Lauf derselben leiten, mit ihrem Gebethe beehret zu haben. Eben so setzten auch die Griechen und Aegypter über keinen Fluß, ohne den Schutzgeist desselben begrüßt, und die Hände in seinem Wasser gewaschen zu haben.

nem brennenden Himmelsstriche, durch die Hitze eines ununterbrochenen Sommers aufgezehrt, und durch den Kreislauf eines verbrannten Geblüts gepeiniget, war es ihnen sehr natürlich, jenes Element zu lieben, das ihnen die heilsamste Kühlung verschaffte; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die erste Verehrung, die sie demselben erzeigten, bloß ein Zeichen der Dankbarkeit war. Diese Eigenschaft des Herzens ist ein so kostbares Geschenk, daß man sie selbst dann schätzen muß, wenn sie sich gegen unempfindliche Wesen äußert. Indessen haben die Indier jene ursprünglichen Ergießungen des Dankgefühls mit so jämmerlich abgeschmackten Mährchen verunstaltet, daß sie beynahe unkennbar geworden sind. Die Geschichte des Ganges, so wie sie im Kandon aufgezeichnet ist, wird jedermann hinreichend von dieser Behauptung überzeugen.

Jedermann weiß, daß die Indier diesem Flusse die höchste Verehrung bezeigen: sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füßen des Bruma, und vermöge dieses heiligen Ursprunges hat er große Wunderkräfte. Wer an diesem Gestade stirbt, und von seinem heilsamen Wasser trinkt, ist von der lästigen Pflicht befreyet, wieder auf die Welt zurück zu kommen, und dort ein neues Leben anzufangen. So bald also ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, eilen seine Anverwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, wo er viele Züge von dem heiligen Wasser thun muß. Sie vermengen sogar etwas Schlamm mit dem Wasser, das sie ihm in den Mund gießen, und der Unglückliche stirbt endlich, wenn er von diesem schlammigen Wasser vollgestopft ist. Oft taucht man den Kranken ganz in den Fluß, der dann sein Grab wird. Alle,

die wegen großer Entfernung nicht an den Fluß selbst kommen, haben stets etwas von diesem kostbaren Wasser bey sich, das man ihnen in ihren letzten Zügen zu trinken gibt. Wenn ein Todter verbrannt ist, sammelt man die von dem Feuer übrig gelassenen Knochen alle zusammen, und bewahrt diese traurigen Ueberbleibsel mit vieler Gewissensängstlichkeit auf, bis man eine bequeme Gelegenheit ausfindet, sie in den Ganges werfen zu lassen.

System der Indier über die Schöpfung der Welt.

Schon die ältesten Völker hatten jedes ihre Kosmogonie, so wie sie ihre Theogonie, Mythologie und fabelhafte Abstammung hatten.

Diese Kosmogonien sind zwar von der einen Seite sehr von einander unterschieden, aber von der anderen alle beynahe gleich ausschweifend und schimärisch; und stellt man sie neben einander, so machen sie vollends den lächerlichsten Contrast.

Da die Kosmogonien der verschiedenen Völker lediglich ein Gewebe von Ungereimtheiten sind, so läßt es sich ganz natürlich denken, daß auch die der Indier von gleichem Gewebe sey. In der That, sie trägt ganz anschaulich den Stämpel ihres Genie; hat aber dessen ungeachtet etwas Originelles, das man in vielen anderen nicht findet. Der folgende Abriß wird meine Behauptung hinreichend beweisen.

Die Indier sind in ihren Meinungen über die Schöpfung der Welt nicht ganz einstimmig. Einige glauben, daß Alles, was ist, ein Theil

von Gott selbst sey; und daß nach der Zerstörung unserer Welt sich Alles wieder mit dem höchsten Wesen vereinigen werde, von dem es ursprünglich ausfloß *). Andere hingegen behaupten, daß Alles aus dem Nichts komme. Gott, sagen diese, der in sich selbst verschlossen ist, sah auf durch seinen bloßen Willen ein sehr kleines Sonnenstäubchen, aus dem er noch vier andere von gleicher Größe hervorbrachte; diese fünf Sonnenstäubchen setzte er dann zusammen, und bildete daraus ein unfühlbares Sandkörnchen: aus diesem brachte er wieder andere solche Körnchen hervor; setzte sie neuerdings zusammen, und daraus entstanden dann Himmel, Erde und Meer. Keine Tradition meldet, wie lange Gott an dieser Schöpfung gearbeitet habe.

Nach der Erklärung Anderer, hat der Schöpfer fünf ursprüngliche Kräfte erschaffen, welche sie unter dem Nahmen der fünf Elemente anzudeuten scheinen — Das erste, Maveßara genannt, ist die Luft; das zweyte, Nahuens Sadasiwa, ist der Wind; das dritte, Kudra, ist das Feuer; das vierte, Wischenu, das Wasser; das fünfte, Bruma, die Erde.

Alle diese zusammen nennen sie gemeiniglich Panjakartagel, das heißt, die fünf Kräfte oder die fünf Götter. Sie behaupten, Gott habe durch

*) Pythagoras, der bekanntlich ein Schüler der Brachmanen war, lehrte eben dieses. Er glaubte, Gott sey eine allgemeine Weltseele, in alle Wesen ausgegossen, aus der auch die Seelen der Menschen geschaffen seyn. Die Stoiker nahmen, einige Zeit nachher, eben diese Grundsätze an.

durch seinen Willen die Luft aus dem Nichts erschaffen, und die Bewegung der Luft habe den Wind erzeugt. Aus dem Stoße der Luft und des Windes entstand das Feuer, welches bey seiner Verschwindung eine Feuchtigkeit zurück ließ, woraus das Wasser entsprang. Die Vereinigung dieser Kräfte erzeugte einen Schlamm, aus dem das Feuer durch seine Hitze eine Masse schmolz, die dann Erde war *). Die Bramanen hingegen sagen nicht, daß dieß fünf Elementen seyen, sondern fünf Geister, welche dieselben beleben und beherrschen. Sie setzen die erste Schöpfung in sehr entfernte Zeiten hinaus. Die Anhänger des Schiwen und Wischenu stimmen über diese Epoche zusammen, und geben ihr 3,892,883 Jahre; sie theilen dieselbe in vier Weltalter ab, davon eins von dem andern durch eine allgemeine Ueberschwemmung getrennt ist, welche Gott zu einer neuen Schöpfung nöthigte.

Wiston glaubte, die Erde sey ein Komet gewesen, der noch im Mittelpuncte einen brennenden Kern enthalte, welcher rings mit Wasser umgeben sey, auf dem die Erde schwimme. Eben so dachte auch Wodward. Bourget behauptete, die Erde wäre ehedem in einem Zustande von

*) Diese Begriffe der Indier über die Schöpfung sind gewiß nicht lächerlicher, als die Systeme der alten Philosophen, welche ihre Einfälle über die Erschaffung der Welt bekannt machten.

Unsere neuen begnügten sich, statt Welten zu erschaffen, damit, daß sie die Revolutionen erklärten, welche die Bildung der Erde veranlaßt haben.

Flüssigkeit gewesen, und sey darauf vom Feuer angesteckt worden, welches sie verzehre, und einst durch einen heftigen Ausbruch gänzlich zerstören werde. Leibnitz glaubte, die Erde sey eine von aller brennbaren Materie entblößte ausgebrannte Sonne, und nichts mehr als ein verschieden modificirter Klumpen Glas. Maillet versicherte, sie sey erst eine Sonne gewesen, und dann zu einem ganz mit Wasser überschwemmten Planeten geworden; und leitete aus jenen Wasserströmen und ihrem zurück gelassenen Bodensatze die verschiedenen Ordnungen der Erdschichten her. Herr Bonnet bewies, sie sey erst eine flüssige Masse gewesen, darin sich die Körper nach Verhältniß ihrer Schwere festsetzten, und auf die Art Meere und festes Land bildeten. Herr von Büffon endlich glaubt, die Erde und die übrigen Planeten seyen abgestoßene Trümmer von der Sonne, die durch einen Zusammenstoß mit einem Kometen, der einen Strom von ihrem Stoffe abfließen machte, gerunzelt ward, und aus welchem Stoffe dann alle jene Körper entstanden, die sich um dieselbe bewegen.

Systeme der Indier über das Alter und die Dauer der Welt.

Die Tamuler theilen die Dauer der Welt in vier Weltalter ab. Drey von diesen sind schon verflossen; das vierte muß bis auf eine gewisse Zahl von Jahren dauern, nach deren Verlauf das Daseyn der Welt aufhören wird, um wieder so wie ehedem von Neuem anzufangen.

Die Dauer der drey verflossenen Weltalter, und die des vierten, Kalyugam genannt, werden auf folgende Art berechnet:

Die Zeit, welche der Mittelfinger nöthig hat, um sich, wenn er gegen den Daumen gestützt ist, lebhaft von demselben zu trennen, ist einem Augenblicke gleich, und heißt Matire; zwey Matires machen ein Schipuron; zehn Schipurons ein Schenon; zehn Schenons ein Winandige; sechzig Winandiges ein Najige; sieben Najiges und ein halber ein Samon; acht Samons einen Tag von vier und zwanzig Stunden; vierzehn Tage ein Paruwon; zwey Paruwons einen Monath; zwölf Monathe ein Jahr; und hundert Jahre sind das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens. Diese hundert Jahre mit 360 multiplicirt, weil jedes so viele Tage in sich hält, gibt 36000. Diese Zahl, wegen der sechs Unterabtheilungen des Matires, Schipurons u. s. f. multiplirt mit 6, gibt 216000, welches die Grundlage der Berechnungen über die Dauer der vier Weltalter ist. Diese Zahl, wegen der Gleichheit der Tugenden und der Laster, multiplicirt mit 2, gibt 432000, welche Zahl die Dauer des Kalyugam oder des jetzigen vierten Weltalters ausdrückt; diese, wegen der vier Wedams multiplicirt mit 2, gibt 864000, die Zahl der Jahre des Tuwabarayugam, des dritten Weltalters; dieses, wegen der sechs Schastrons, multiplicirt mit 6, gibt 1296000, die Zahl der Jahre des Tredayugam, oder zweyten Weltalters: dieses endlich zu Ehren der acht Weltenden, multiplicirt mit 8, gibt 1728000, die Zahl der Jahre des Kredayugam, oder ersten Weltalters.

Die gesammte Summe aller Jahre dieser vier Weltalter gibt die Zahl 432000, welche Sadriygam heißt, d. i. die vier Weltalter.

Das erste Weltalter ist in allem Betrachte vollkommen. Sein Nahme Kredayugam heißt die Zeit der Unschuld. Es ist das goldene Alter unserer Dichter. Damahls herrschte die Tugend unter der Gestalt einer Kuh; war, nach der Sage der Indier, auf der Erde, und ging auf ihren vier Füßen. Im zweyten Weltalter, welches unser silbernes Alter vorstellt, wärd sie schon schwächer, und ging nur noch auf drey Füßen. Im dritten Weltalter, das mit unserm ehernen übereinstimmt, mußte sie auf zwey Füßen gehen. Im jetzigen Weltalter endlich, das unserm eisernen gleichkommt, stützt sie sich gar nur noch auf einen Fuß; und dieses heißt Kalyugam, oder das Weltalter des Elends und Unglücks

Das Jahr 1800 ist mit dem Jahre 4891 des vierten Weltalters gleichzeitig; nach dieser Berechnung wären also seit Erschaffung der Welt 3892891 Jahre verflossen.

Indiens Tagewählerey.

Beynahe alle Irrthümer sind im Grunde nichts anderes als der Mißbrauch irgend eines richtigen Grundsatzes. Kaum war man auf die Vermuthung gekommen, daß die Bewegung der Gestirne auf unsere irdischen Körper Einfluß haben könnte, als man sogleich zu den Träumen der Zeichendeuterey ausschweifte. Man wollte die moralischen Erscheinungen aus eben den Gründen erklären, wie die physischen Phänomene; die Planeten wurden das Buch des Schicksals. Ganze Schwärme von Betriegern beschwatzten das Volk, sie besäßen das Geheimniß in jenem Buche zu lesen; und bald glaubte man ihnen auf ihr

Wort: daher entstanden die Wahrsager und Zauberer, die sich bey allen Nationen damit abgaben, zukünftige Dinge vorher zu sagen, und die glücklichen und unglücklichen Tage anzukünden.

Die Bramanen, deren Vortheil es ist, die Herrschaft des Aberglaubens zu verewigen, machen sich alle Jahre ein ununterbrochenes Geschäft daraus, die Tage des Glücks und Unglücks anzuzeigen, nach denen sie dann alle Handlungen der Indier anordnen.

Die übertriebene Neugierde der Indier, zukünftige Dinge zu wissen, spornt sie unaufhörlich, alle Mittel hervor zu suchen, um dieselben auszuspähen. Ihre Ueberzeugung, daß die Bramanen in die Zukunft schauen können, treibt sie alle Augenblicke zu diesen scheinheiligen Betriegern hin. Die reichern, und aus den ansehnlichern Stämmen entsprossenen Personen lassen sich nicht nur alle Tage die Ratschetrons und Tidis ankündigen, sondern auch alle Mahl dabey wahrsagen, und richten dann alle ihre Geschäfte nach diesen Weissagungen und Pandjangankares ein. Man kann sich vorstellen, wie widersinnig und mährchenhaft diese Wahrsagereyen abgefaßt sind.

Die guten oder bösen Tage, die glücklichen oder unglücklichen Stunden, die Zurückkunft von einer Reise, die Genesung eines Kranken, der Verlust einiger Mobilien, kurz, alle mögliche Zufälle im gemeinen Leben, geben Stoff, sich an die Wahrsager zu wenden. Ueber dieß sucht man durch den Flug, das Geschrey oder den Gesang der Vögel die Zukunft zu ergrübeln, und nichts ist hinreichend, einem Indier die Furcht zu benehmen, die ihm eine böse Vorbedeutung bey-

gebracht hat, obgleich er täglich überzeugende Beweise von der Richtigkeit seiner Zeichendeuterey vor sich sieht.

Die periodischen Krankheiten der Weiber prognosticiren; Vorbedeutungen aus der Art, wie man geneset hat, ziehen; Träume auslegen; die Tage ausspähen, an denen es gut Bart scheren, ein neues Haus beziehen, oder ein solches zu bauen ist; Versuche anstellen, um zu entdecken, ob ein schwangeres Weib ein Knäbchen oder Mädchen zur Welt bringen wird; die giftigen Thiere zu beschwören; bestimmen, ob die Bewegung oder Ansicht dieses oder jenen Thieres von guter oder schlimmer Vorbedeutung sey, u. s. f. Dieß alles heißt bey den Indiern Wissenschaft, und macht das hauptsächlichste Studium der Bramanen aus, deren Interesse es ist, das Volk ewig in diesen abergläubigen Albernheiten zu bestärken und zu erhalten, weil sie ihren Nutzen davon ziehen.

C.

Afrika.

1.

Atlantisches Meer.

Ein aus der Luft gefallener Sandregen.

Am 6. Aprill 1719 fiel auf dem Atlantischen Meere, auf 45° nördlicher Breite, und 322° 45′ der Länge, ein Sandregen, der von 10 Uhr Abends bis den andern Tag um 1 Uhr Nachmittags anhielt. Vor ihm ging ein Licht her, das demjenigen, welches man in Paris den 30. März gesehen hat, ähnlich, aber nicht von so langer Dauer war. Der Wind war damahls Ostsüdost. Der Schiffscapitän, und alle, die auf dem Schiffe waren, haben es dem P. Fouiller bezeugt, und ihm etwas von diesem Regen gegeben. Er hat der Akademie ein Päckchen davon zugeschickt. Es ist gemeiner, und sehr feiner Sand.

Das Land, das dem Orte des Schiffes am nächsten gelegen ist, ist Isle Royale, 8 bis 9 Meilen davon. Der Sandregen muß also wenigstens so weit in der Luft geflogen seyn.

So lautet die kurze Erzählung von diesem Sandregen, der in seiner Art immer merkwürdig genug ist. Regen von vulcanischer Asche sind oft zehn und mehr Meilen weit vom Aetna, Vesuv und anderen Vulcanen, bey starken Ausbrüchen zu Boden gefallen Aber hier war keine vulcanische Begebenheit mit im Spiele, sondern es war ein gemeiner, gewöhnlicher Sand, der aus der Höhe herab fiel; und so möchte denn also die wahrscheinlichste Art, dieß Naturwunder zu erklären, folgende seyn:

Eine elektrische Wolke erzeugte durch ihre anziehende Kraft einen Windwirbel, oder einen Typhon. Dieser ging über Sand-Dünen am Strande der benachbarten Insel, zog und wirbelte eine große Last klaren Sandes mit sich auf in die Luft, und trug ihn, so lange die elektrische Kraft der Wolke anhielt, vielleicht in wirbelnder Bewegung, durch die Luft mit sich fort, bis in die Gegend des Schiffes. Darauf leitete sich die angehäufte Menge elektrischer Materie endlich ab, dieß zeigt das sichtbare elektrische Licht, das vor dem Sandregen vorher ging Die Wolke verlor mit ihrer Elektrizität auch zugleich ihre anziehende Kraft, und ließ allmählich den angezogenen Sand niederfallen. Dieß dauerte von zehn bis ein Uhr des folgenden Tages, auf fünfzehn Stunden, und machte den wunderbaren Sandregen, der immer ausnehmend merkwürdig bleibt, weil Jahrhunderte vielleicht vorbey gehen, ehe sich alle Umstände wieder vereinigen können, um eines Gleichen aus der Luft zu Boden zu streuen.

Auf eine ähnliche Art sah man in Island Steinregen von Gewitterstürmen entstehen. Ferner Staubnebel; eine merkwürdige Erscheinung, wenn der Wind Bimsstein, Sand und Staub meilenweit führt. Und eben so Aschennebel von der Asche der Isländischen Vulcane.

Eine merkwürdige Wasserhose an der Küste.

Nach einem Gewitter mit Sturm und Regenguß erschien, in der Gegend der Insel Senegal, auf dem Meere eine Wasserhose, in Gestalt einer Säule von Rauch, die sich um sich selbst drehte. Sie war zehn bis zwölf Fuß breit, und ungefähr zwey hundert und fünfzig hoch, ruhte mit ihrem untern Ende auf dem Meere, und wurde von dem Ostwinde auf sie zu getrieben. So bald die Neger gewahr wurden, ruderten sie aus allen Kräften, um ihr zu entgehen. Die Gefahr, welcher sie alle würden ausgesetzt gewesen seyn, wenn diese Wasserhose über sie weg gegangen wäre, war ihnen besser noch als Adanson bekannt.

Sie wußten die Wirkung derselben, welche gewöhnlich darin besteht, daß sie diejenigen, welche hinein gerathen, durch ihre Hitze erstickt, zuweilen auch die Strohhäuser anzündet. Es waren ihnen Exempel von Leuten bekannt, denen dieser Umstand das Leben gekostet hatte.

Doch sie hatten das Glück, dieselbe über achtzehn Toisen hinter der Schaluppe zurück zu lassen, und waren sehr zufrieden, diesem Feuerstrome so gut entgangen zu seyn, welcher wegen des Tageslichtes wie ein dicker Rauch aussah.

Die Hitze, die derselbe von sich gab, war in einer Entfernung von fünfzig Ehlen sehr heftig, und so stark, daß Adansons nasse Kleider anfingen zu rauchen; ob sie gleich in der kurzen Zeit, während welcher der Typhon vorbey ging, nicht trocken werden konnten.

2.

Senegal.

Eine schwimmende Insel.

Nach einer Ueberschwemmung auf Senegal erschien auf dem Flusse Niger eine abgerissene Erdzunge in Gestalt einer schwimmenden Insel. Sie schwamm daher wie ein neues Delos, um mit dem Flusse zur See zu gehen. Ihr angenehmes Grün, und die vortheilhafte Stellung der Bäume, mit welchen sie bedeckt war, gaben ihr das Ansehen einer bezauberten Insel. Es wurde sogleich ein Boot abgeschickt, welches diese Insel erreichte, einige Taue an den Bäumen befestigte, und sie alles Widerstandes ungeachtet zwang, sich mit dem Sande der Insel Senegal zu vereinigen. Das ganze Dorf, sagt Adanson, wurde durch diese unerwartete Erscheinung herbeygezogen. Eine so reitzende Insel hatte noch niemand gesehen; ein jeder eilte, sie zu betreten, nur traute man ihren Wurzeln nicht, die für lauter Schlangen angesehen wurden. Er maß sie aus, und fand, daß

sie nicht mehr als zwölf Ehlen im Durchschnitte hatte Sie war ganz rund, und trug eine einzige Art von stachlichtem Gesträuch, eine neue Gattung Sesbau, welches zehn Fuß hoch wächst, und bey den Negern Billeur heißt. Die Wurzeln waren äußerst dicht in einander geschlungen, und hatten nur noch ein wenig von einer fetten Erde an sich, welche das Wasser nicht hatte abspülen können. Das Holz von dieser Pflanze, das ungleich leichter ist als der Kork, wird von den Negern bey dem Fischfange gebraucht, auch, um sich damit zu helfen, wenn sie über den Fluß, an denjenigen Orten, wo er zu breit ist, hinüberschwimmen wollen.

D.

Amerika.

1.

Das mittägliche Amerika.

Wirkung der Ebbe und Fluth tief in das feste Land hinein.

In dem mittäglichen Amerika liegt, ungefähr anderthalb Grad von der Linie südwärts, eine Stadt, welche von dem mitten durch sie fließenden Strome Para den Nahmen führt. Sie ist über fünfzig Meilen von der See entfernt; der Strom entsteht aus mehreren zusammenfließenden kleinen Bächen und Flüssen, welche von da ins Meer gehen. Der Ausfluß des Amazonenstroms ist sehr weit von dieser Stadt entfernt. Man trifft auf dem Flusse Para viele Inseln an, und unter anderen eine, welche von den Indianern Maraga genannt wird, und ungefähr fünfzig Meilen im Umfange hat.

Unter den kleinen Flüssen, welche sich bey Para vereinigen, befindet sich auch einer mit

Nahmen Guama. Auf demselben trifft man eine kleine, aber bey den Einwohnern sehr bekannte Insel an; sie liegt auf 45 Meilen von der Stadt mitten auf dem Flusse, welcher hier ungefähr 200 Schritte breit seyn mag. Täglich bemerkt man hier zwey Mahl eine Ebbe und Fluth, wenn der Mond nicht zu weit von der Erde entfernt ist: einen oder zwey Tage nach jedem Neu- oder Vollmonde, wo das Ab- und Anlaufen des Meeres am stärksten zu seyn pflegt, schwillt das Wassers in diesem Flusse mit einer solchen Heftigkeit und Geschwindigkeit etwas über die angeführte Insel auf, daß es in sehr kurzer Zeit diejenige Höhe erreicht, welche es die vorhergehenden und folgenden Tage erst binnen sechs oder sieben Stunden erreichte. Dieses jählinge Anschwellen nennen die Indianer mit einem sehr ausdrucksvollen Worte Prororoka, wodurch zu gleicher Zeit die Geschwindigkeit des Wassers und die Gefahr angedeutet wird, welcher diejenigen ausgesetzt sind, die in diesem Zeitpuncte diesen Fluß beschiffen. Von dem Orte, wo dieses geschwinde Steigen des Wassers anfängt, hat die ganze Insel ebenfalls den Nahmen Prororoka bekommen.

Obgleich alle Kräfte dieses stürmischen Wassers gegen den obern Theil des Flusses zu wirken, so darf man doch nicht glauben, als ob gegen die Quelle des Flusses zu, und in etwas von dieser Insel entfernten Gegenden, eine entgegengesetzte Bewegung in dem Wasser anzutreffen wäre. Es ist unmöglich, daß eine so große Menge Wassers mit einer so außerordentlichen Heftigkeit von dieser Insel komme, und bis zu einer beträchtlichen Höhe steige, ohne daß ein Theil desselben durch seine eigenthümliche Schwere nach

der entgegengesetzten Gegend des Flusses zuströmen sollte. Das Wasser, welches von dem Prororoka herkommt, und die Wellen des Oceans müssen bey ihrem Zusammentreffen die fürchterlichsten Bewegungen verursachen. Diese Gefahr muß so lange dauern, bis das Wasser beynahe in dem ganzen Flusse einen fast gleichen Grad der Stärke erlangt hat.

Brunelli gibt folgende Erklärung hiervon.

Ein wenig über die Prororoka-Insel muß eine große Oeffnung befindlich seyn, welche zu einer großen, nicht weit von dem Ufer des Flusses sich ins Meer öffnenden, unterirdischen Höhle führt. Gewiß ist es, daß sich auf dem Wege, welchen der Prororoka nimmt, an verschiedenen Orten Canäle dieser Art finden, wodurch das Wasser zu sehr entfernten Weiten zurück fließt. Durch diesen unterirdischen Canal fließt das Wasser nun mit einer solchen Heftigkeit wieder zurück, daß daraus der Prororoka entsteht. Das Wasser wird, vermöge seiner eigenen Schwere, vom Meere nach der Insel zu gezogen, und bricht endlich durch eine Oeffnung hervor, welche Brunelli an diesem Orte annimmt. Es steigt aber nicht in gerader Linie, sondern in einer etwas scharfen Richtung, welche der schiefe Gang dieses Canals verursacht, mit einer unglaublichen Gewalt gegen das im Strome fließende Wasser. Man hat Grund zu glauben, daß sich dieses eben so oft zutrage, als die Ebbe und Fluth einen großen Grad der Stärke erreicht, und das Wasser im unterirdischen Canale ganz bis an die Oeffnung desselben gegen das Meer zu gestiegen ist. Wenn man den Fall setzt, daß sich dieses Letztere erst in einiger Zeit nach dem

Gegenscheine des Mondes mit der Sonne (*Gyzygies*) ereignet, so ist das Anschwellen des Meerwassers, wenn übrigens alle anderen Umstände eben so beschaffen sind, als zu jeder andern Zeit, weit stärker, folglich muß der Prororoka unter diesen Umständen heftiger seyn. Vielleicht ist auch das Wasser über dieser Oeffnung des Canals tiefer als im Flusse, wo es um diese Zeit sehr niedrig steht. Wenn also das Meerwasser in diesen angenommenen Canal läuft, so muß es nach den Gesetzen der Hydraulik, bloß vermöge seiner Schwere, mit einer weit größern Heftigkeit gegen die Insel zu fließen, bis so wohl das in diesem Flusse befindliche, als auch das aus dem Meere in diesen Canal laufende Wasser beynahe die nähmliche Höhe erreicht hat.

Die folgenden Tage, das heißt, wenn der Mond sehr weit von seinen Syzygien entfernt ist, hat das über dem bey den Oeffnungen des erwähnten Canals stehende Wasser beynahe den nähmlichen Grad der Höhe, weil alsdann das Meerwasser nicht so stark anschwillt, und folglich die niederdrückenden Kräfte auf beyden Seiten einander gleich sind, wie man es bey dem Heber bemerken kann. Doch wird an diesen Tagen kein Prororoka seyn. Da dieser Prororoka, so groß und heftig er auch seyn mag, nur eine kurze Zeit dauert, so muß er sich alle Zeit einfinden, wenn der Mond mit der Sonne entweder zusammen steht, oder einen Gegenschein macht.

Auch wird man leicht einsehen, warum der Prororoka um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen, wo sich der Mond in den Syzygien mit der Sonne befindet, am heftigsten ist. Die Ebbe und Fluth ist diese Zeit über stärker als sonst, folglich ist auch das Anschwellen größer,

Das Meerwasser fließt also mit einer größern Gewalt in den Canal, und strömt aus demselben durch die gegen den Fluß zu gehende Oeffnung mächtiger hervor. Da sich endlich dieser Canal in einer kleinen Entfernung vom Ufer gegen das Meer zu öffnet, so kann man hieraus sehr gut erklären, worum sich der Prororoka alle Zeit alsdann einstellt, wenn das Flußwasser von dem zurück getrieben wird. Denn das Wasser häuft sich nur alsdann in der Oeffnung dieses Canals an, wenn es nach und nach gegen das Ufer zurück fließt, und tritt von allen Seiten gegen den Fluß zurück.

2.

Westindien.

Die Menschen-Racen in den Europäischen Besitzungen.

Die Inseln Cuba, Portoriko, St. Domingo, so wie überhaupt alle Besitzungen der Europäer in Amerika, werden von sieben verschiedenen Spielarten des menschlichen Geschlechtes bewohnt. Dahin gehören 1) die gebornen Spanier, oder überhaupt die Weißen, welche aus Europa dahin ziehen, und die angesehensten sind; 2) die Kreolen oder die eingebornen Nachkommen beyderseits Spanischer Aeltern; 3) die Mestizen oder die Nachkommenschaft der Weißen und der eingebornen Indianer; es gibt deren aber zweyerley;

ley; gelbe und weiße; der Amerikaner oder Westindianer zeigt mit dem Weißen — rothe Mestizen; der Ostindianer hingegen gibt durch Vermischung mit Europäern die gelben Mestizen; 4) die Mulatten oder Blendlinge sind Nachkommen der Weißen und Neger; 5) die Indianer als die ursprünglichen Landeseinwohner; 6) die Neger oder die aus Afrika dahin verpflanzten Schwarzen; 7) die Zambi's oder die Abkömmlinge der Neger und Indianer, sie werden auch Kabugl und schwarze Karaiben genannt, und gehören in die verworfenste und untauglichste Menschenclasse.

3.

Brasilien.

Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts.

Nach Aussage mehrerer Reisebeschreibungen sind in Brasilien ganze Völkerschaften, welche sich gehörig fortpflanzen, ohne daß das weibliche Geschlecht unter ihnen jemahls die in der ganzen übrigen Menschenwelt gewöhnlichen, monathlichen Ausleerungen des Bluts verspüret hätte. (Büffons allg. Naturgeschichte Bd. 5. S. 112.)

E.

Australien.

Die Insel Otaheite.

Otaheite ist eins der anmuthigsten und gesegnetsten Länder des Erdbodens. Ein heiterer Himmel, ein mildes Clima und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte der Insel hinlaufen, und daselbst zu so hohen Gebirgen empor steigen, daß man sie in einer Entfernung von 12 Deutschen Meilen sehen kann. Am Fuße dieser Berg ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall, etwa die Gipfel der Berge ausgenommen, sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benetzt, und ist mit allerley Fruchtbäumen bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind so stark bevölkert, und nach der Versicherung eines glaubwürdigen Indiers kann diese Insel 6780 streitbare Männer ins Feld stellen; wornach man sich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammen gebauet, sondern sie liegen zerstreuet umher, und

Jeder hat bey seiner Wohnung zu seinem Nutzen und Vergnügen eine kleine Waldung.

a. Naturgüter.

Die vorzüglichsten Naturgüter dieser Insel sind Brotfrucht, Kokusnüsse, Bananas, Plantanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und sehr wohlschmeckend ist, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verschiedene andere, diesem Lande eigenthümliche Früchte und Gewächse. Alle diese Naturgüter, die den Einwohnern zur Speise und zur Erfrischung dienen, bringt die Erde entweder ganz freywillig, oder nur bey so geringer menschlicher Mithülfe hervor, daß der Ausspruch: im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brot essen, die Bewohner dieser Insel nicht zu treffen scheint. Europäische Gewächse und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren findet man hier nur Schweine, Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine anderen als Aenten, Tauben, kleine Papagayen, einige wenige andere Vögel, und Ratten. Vierfüßiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerley vortrefflichen Fischen. Diese halten die Eingebornen für die wohlschmeckendste unter allen Speisen; und sie machen daher aus der Fischerey eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

b. Einwohner.

Sie selbst sind von der größten Europäischen Statur. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohl proportionirt und überhaupt ansehnliche Leute. Die Größten messen 6 Fuß und vierthalb Zoll. Die Frauenzimmer vom Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als unserer mittleren Statur; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Unterschied muß vermuthlich in einer verschiedenen Lebensart in den Jahren der Kindheit und der Jugend herrühren; denn daß die Natur den Vornehmern deßwegen, weil er vornehm ist, größer bilden sollte, als den Geringern, wird hoffentlich wohl niemand einfältig genug seyn, zu vermuthen.

Ihre natürliche Farbe ist eine Art von Oliven- oder Brunettenfarbe. Diejenigen aber, welche mehr als andere dem Winde und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, sind ungleich brauner. Sie haben dabey eine glatte, sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohl gebildet, nur daß die Nase gemeiniglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruck; bald sprühet es gleichsam Feuer, bald drückt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß; ihre Haare schwarz, nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber einen großen Theil davon pflegen sie auszurausen. In ihren Bewegungen bemerkt man eben so viel Stärke als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm; ihr Betragen gegen Fremde und unter einander edel, leutselig und höflich. Außer dem muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und auf-

richtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherey, Grausamkeit und Rachsucht sind. Nur in einem Puncte läßt sie ihre Sittlichkeit durchgängig im Stiche; sie pflegen nähmlich alle Diebe zu seyn.

Es herrscht bey ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokusnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten Oehle zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme sind ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch, als die Europäer zu ihnen kamen, nicht frey von Ungeziefer; und so wohl die Kinder, als auch die gemeinen Leute pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildbret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und diejenigen, denen Kämme geschenkt wurden, bedienen sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten Instruments, welches, gleich einem Kamme, zu lauter spitzigen Zähnen eingekerbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt, und auf die Hand gesetzt; alsdann schlagen sie darauf, so daß die gefärbten Zähne in die Haut dringen, und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurück lassen. Diese Ceremonie wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ungefähr 12 bis 14 Jahre alt sind.

Bey dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierathen ein Z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Außer dem sind beyden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an anderen Orten eingedruckt,

z. B. Vierecke, Zirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder seyn, deren Bedeutung aber den Europäern ein Geheimniß blieb.

Am freygebigsten sind sie mit diesen Zierathen gegen denjenigen Theil des Körpers, der in Europa für den ungeehrtesten gehalten wird. Diesen pflegt man hier gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe ganz zu überziehen, und über demselben, bis an die kurzen Rippen, einen Bogen über den andern einzuprägen. Auf diese Bogenlinien ist man hier eben so stolz, als bey uns etwa auf ein Ordenszeichen, und man ist auch eben so bemüht, sie von anderen bemerken zu lassen. Das Gesicht lassen sie ungezeichnet, nur ein einziges Beyspiel vom Gegentheile fand man. Uebrigens muß die Operation, wodurch dieß Zeichnen verrichtet wird, sehr schmerzhaft seyn.

c. Kleidung der Insulaner.

Die Kleidungsstücke dieser Indianer sind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertigt, dessen Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll. Der Matten bedienen sie sich vorzüglich bey Regenwetter. Der weibliche Anzug besteht aus drey oder vier Stücken, deren eins ungefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang ist. Dieses wickeln sie einige Mahl um den Unterleib, und lassen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinab hängen. Die übrigen Stücke, welche etwa 7 und einen halben Fuß lang und 3 breit sind, und deren jedes in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie über einander, stecken den Kopf durch das Loch, und lassen die Enden vorn und hinten herunter hängen,

so daß die Arme frey bleiben. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich bloß dadurch, daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hängen lassen, sondern es zwischen den Schenkeln dergestalt zusammen binden, daß es einiger Maßen die Form unserer Beinkleider erhält. Diese Kleidungsarten haben Vornehmere und Geringere mit einander gemein; die erstern unterscheiden sich von den letztern durch nichts, als durch die Menge der Kleidungsstücke. In der Hitze des Tages gehen beyde Geschlechter beynahe nackt.

Der Kopfputz macht den hiesigen Damen nicht weniger als den unsrigen zu schaffen. Er besteht bey ihnen vornehmlich aus fein geflochtenen Menschenhaaren, die sie in großer Menge und mit vielem Geschmacke um den Kopf wickeln. Herr Banks hat Stücke von dergleichen Flechten mitgebracht, welche länger als eine Englische Meile sind, und nirgends einen Knoten haben; und solche Stücke hat man oft 5 bis 6 um einen Frauenzimmerkopf gewickelt gesehen, also Flechten, die zusammen genommen über eine Deutsche Meile lang waren.

Zwischen dieses künstlich geflochtene Haar stecken sie allerley Blumen, so wie die Männer die Schwanzfedern des tropischen Vogels*) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammen gebunden haben, zu stecken pflegen. Beyde Geschlechter

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel zwischen den beyden Wendekreisen gibt. Er gehört zum Geschlechte der Gänse.

tragen zwar Ohrgehänge, aber nur an einem Ohre. Diese bestanden bey unserer Ankunft *) aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienten sie sich unserer Glaskoralien dazu.

d. Wohnungen.

Ihre Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet, und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirme wider den Regen. In einem so milden Clima bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familien.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dick belaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brotfrucht und Kokusbäumen; und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann angenehmer seyn, als dieser Schatten in einem so warmen Himmelsstriche, und nichts anmuthiger, als diese Gänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchzug der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man eben derselben Annehmlichkeit.

---

*) S. Forsters Reisen.

e. Speisen.

Die Kochkunst ist hier sehr simpel. Man kennt nur zweyerley Arten, das Fleisch durch Feuer gar zu machen, nähmlich das Braten und Backen. Letzteres geschieht hier wie anderwärts; von dem erstern waren wir *) einst Augenzeugen. Es geschah auf folgende Art: Ein Eingeborner nahm einen Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beyden Händen Maul und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch unter die Erde gegraben, das ungefähr einen Fuß tief seyn mochte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheitzen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und, nach abgesengtem Haare, mit einer Muschelschale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nähmlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, und ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusammt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokusschalen.

So bald das Loch gehörig durchgeheitzt war, wurde das Feuer heraus genommen, und von den heiß gemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreuet, und auf dasselbe der Hund nebst dem Eingeweide gelegt. Darüber machte man wieder eine Lage von Blättern, und über diese eine zweyte Lage von

*) Cook und Forster.

heiß gemachten Steinen, worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In diesem Zustande blieb der Braten beynahe vier Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen und aufgetischt. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortrefflich durchgebraten, sondern auch von ungemein gutem Geschmacke. Man muß aber wissen, daß diese Hunde nur mit Brotfrucht, Kokusnüssen, und anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleisch, welches die Eingebornen essen, so wie auch ihre Fische, werden auf eine und eben dieselbe Art gebraten. Ihr gewöhnliches Getränk ist kaltes Wasser und der Saft aus Kokusnüssen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von Speisen diese Leute auf ein Mahl zu sich nehmen.

f. Häusliches Leben.

Sehr sonderbar ist es, daß diese Leute, welche sonst so gern in Gesellschaft ihrer Weiber sind, sich gerade bey den Mahlzeiten alle Mahl von ihnen absondern. Wir haben uns oft bemüht, die Ursache dieses seltsamen Gebrauchs zu erforschen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als diese: „sie äßen allein, weil es sich so schicke.“ Die Macht der Gewohnheit war in diesem Puncte so groß bey ihnen, daß sie das äußerste Mißfallen, ja sogar einen Ekel bezeigten, wenn sie hörten, daß wir in Europa mit unsern Weibern nicht nur zusammen, sondern auch von einerley Speisen essen.

Jeder speist bey ihnen allein. Sogar zwey Brüder und zwey Schwestern haben jedes seinen eigenen Korb und sein eigenes Geschirr bey der

Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jedes seinen Korb mit; und wenn wir uns zu Tische setzten, gingen sie hinaus, setzten sich 6 bis 9 Fuß weit von einander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten ihre Mahlzeit ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von denen wir die Ursache und Absicht so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehrere von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch gingen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken mit einander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit gutem Appetite von allem, was sie da vorfanden. Das Sonderbarste hierbey war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns andern einer während einer solchen Mahlzeit ins Zimmer trat. Nur einige Mahle glückte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen; allein sie äußerte auch jedes Mahl die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm seyn würde. Auch konnte man sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheurungen der Verschwiegenheit, zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hierbey ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jene werden vielmehr eigene Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurechte machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann,

wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich wie kleine Kinder füttern lassen, ist eine bekannte Sache.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerm Alter und von einigem Ansehen zu schlafen. Sie sind überhaupt äußerst träge; und Essen, Trinken und Schlafen machen fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so schläfrig; und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

g. Zeitvertreib.

Zu Zeitvertreiben dieser Indianer gehören, außer der Musik und dem Tanze, auch das Ringen, das Bogenschießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten sind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, sondern mit den Naselöchern geblasen. Ihre Trommeln bestehen aus einem hohlen Stücke Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie schlagen nicht mit Stöcken, sondern mit den Händen darauf. Zu diesen Instrumenten singen sie Lieder, welche jedes Mahl aus dem Stegreif gemacht werden. Dergleichen Verse singen sie auch oft ohne Musik zum Zeitvertreibe, wenn sie allein oder bey ihrer Familie sind; besonders ist die Dunkelheit des Abends dieser Ergetzlichkeit geweiht.

Selten vergeht zwischen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen sich alsdann eines Lichts, welches

sie aus den Kernen einer gewissen öhlreichen Nuß verfertigen. Diese reihen sie auf einen langen und dünnen Holzsplitter auf, welcher die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn dann die oberste Nuß angesteckt wird, so wird eine nach der andern zugleich mit dem Splitter, woran sie stecken, von der Flamme langsam verzehrt.

Durch eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden sich Tag für Tag am ganzen Körper drey Mahl in fließendem Wasser, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie so wohl die Hände als auch den Mund, beynahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider.

h. Die künstlichen Handarbeiten der Otaheiter.

Es ist schon oben eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie dasselbe ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreyer Bäume, des Chinesischen Papiermaulbeerbaumes, des Brotfruchtbaumes, und eines dritten, welcher den Westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erforderliche Größe haben, d. i. wenn sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind, so hebt man sie aus, und hauet die Zweige sammt der Krone und den Wurzeln ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgeritzt, abgelöst, und, um erweicht zu werden, in fließendes Was-

ser gelegt. Nach einer gewissen zum Erweichen nöthigen Zeit gehen die Mädchen nach dem Bache, setzen sich in dem Wasser nieder, und lösen die innere Haut von der äußeren grünen Schale ab. Nur die erstere, welche aus feinen Fibern besteht, wird gebraucht, die letztere weg geworfen.

Diese abgeschabten Fibern werden am Ufer auf Plantanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige dreyßig Fuß lang und einen Fuß breit sind. Zwey oder drey solcher Lagen werden auf einander gelegt, und man sieht dahin, daß sie überall von gleicher Dicke sind. So bleiben sie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Wasser abgelaufen ist, sind die Fibern der ganzen Masse durch einen klebrigen Saft, den sie enthalten, dergestalt an einander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüst bereitet, worauf diese Masse gelegt und von den Mädchen mit einem gewissen Werkzeuge geschlagen wird, welches ungefähr einen Fuß lang, drey Zoll dick und viereckig ist. Die Seiten dieses Werkzeuges sind gereift, und zwar so, daß die der Länge nach hinablaufenden Reifen auf der ersten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber stufenweise immer enger und feiner sind. Die feinsten Reifen der letzten Seite sind ungefähr so weit, daß man einen Faden Nähseide hinein legen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite des Instruments, und zwar nach dem Tacte geschlagen; dann mit der zweyten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fibern fügen sich genauer an einander, und die Reifen

des Werkzeuges drucken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehen hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden ist, ist es so dünn als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht, oder auch so fort getragen, und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen; so legt man zwey oder drey Stücke von dieser Waare der Länge nach auf einander, und klopft sie von neuem auf die jetzt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen in einander, und es entsteht ein Zeug, welches ungefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich roth und gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine, die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kommt ihr noch am nächsten. Diese Farbe besteht aus einer Vermischung des Saftes zweyer Pflanzen, wovon jede allein genommen nicht das geringste von dieser Farbe zu enthalten scheint. Von der einen Pflanze braucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Manufactur auf Otaheite ist die Verfertigung der Matten von verschiedener Art, deren einige ungemein fein und in jeder Betrachtung besser sind als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinen hingegen brauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die letztern verwenden

sie viel Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baumes gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschickt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größten Theils ungemein zierlich und geschickt. Im Nothfalle machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokusblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, so bald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu brauchen, sondern sie am Abende weg warfen, um sich am folgenden Morgen einen neuen zu flechten.

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze Auch aus den Fibern der Kokusnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigungen der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne bestehen. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre von der Welt zu drehen, welche die stärksten Fische zu zerreissen nicht im Stande sind. Auf die Fischerey verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschicklichkeit von ihnen angewandt, daß man sie deßwegen nicht genug bewundern kann.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meißel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Elbogen, gemacht ist; aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

i. Religion dieser Insulaner.

Von der Religion dieses Volks haben wir *) keine deutlichen und zusammenhängenden Begriffe erlangen können; vielleicht auch deßwegen nicht, weil keine deutlichen und zusammenhängende Begriffe, wie das mit mehreren Volksreligionen der Fall ist, dabey zum Grunde liegen.

Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverlässigkeit herausgebracht zu haben.

„Die Welt hat ihren Ursprung zweyen Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Taroataihituacu, das andere hingegen, welches ursprünglich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter des letztern, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte

*) Herr Forster und seine Gefährten.

mit dem erstern die 13 Monathe; diese verheiratheten sich unter einander, und brachten die Tage hervor."

„Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher unter einander erzeugt. Eben dieses gilt auch von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beyden ein Geschlecht von untergeordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwey von diesen Eatuas bewohnten vor langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammältern der Menschen."

„Der erste von ihnen erzeugte Mensch war rund wie eine Kugel; aber seine Mutter war sehr geschäftig, seine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menschliche Form zu geben. Da nannte sie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes."

„Außer der obbenannten Tochter bekamen die ersten beyden Urwesen auch einen Sohn, Nahmens Tane. Von diesem glaubt man, daß er an den Angelegenheiten der Menschen einen größern Antheil nehme, als die oberste Gottheit selbst. Sie richten daher auch ihr Gebeth häufiger an jenen als an diese."

„Die untergeordneten Gottheiten oder die Eatuas sind sehr zahlreich, und zwar von beyderley Geschlechte. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geschlecht hat daher auch seine besonderen Morais, von denen das andere ausgeschlossen ist. Männer versehen indeß das Prie-

steramt für beyde; nur daß jedes Geschlecht seine besonderen Priester hat."

„Die Unsterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es gibt, sagt man, zwey verschiedene Oerter, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, aber nicht, je nachdem sie hier gelebt haben, sondern nur, je nachdem sie zu diesem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort nähmlich ist der Sammelplatz für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode scheint man hier nichts zu wissen. Ja man glaubt nicht einmahl, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig, und wenn sie ihre Götter anbethen, so geschieht es nicht, um etwas von ihnen zu haben, sondern bloß aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortrefflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten."

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerley Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem Könige geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herren besteht darin, daß sie die Nahmen und die Rangordnung der verschiedenen Catuas oder die Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die oben beschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Theologie haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden. Aber auch in der Schiff-Fahrt und in der Sternkunde

sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kommts, daß der Nahme (Tahowa) hier auch einen Mann von Einsicht bedeutet. Wenn einer von diesen Indianern sich seinem Morai nähert, so geschieht es alle Mahl mit einer ehrfurchtsvollen Demuth; nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält; sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Ehrfurcht und Demuth äußert, ungeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebeth zu verrichten, oder seine Gabe auf den Altar zu legen, so entblößt er sich alle Mahl erst den Oberleib, welches hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Geberden drücken die ehrerbiethigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben, noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabey auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu seyn; denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

k. Regierungsform.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrifft, so gibt es hier zwey unabhängige Beherrscher, deren jeder über eine von den beyden Halbinseln regiert, aus welchen dieses Land besteht. Der Nahme dieser Könige ist Earihráhie. Auf diese folgen die Earihes oder Freyherrn, die nur über eine gewisse Gegend, wie bey uns die Güterbesitzer, zu befehlen ha-

ben. Von dieser Art von Freyherren mag es gegen 100 geben. Die unterste Classe des Volkes bestehet aus Tontons oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, hohlen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrau die Mahlzeiten.

Mit dem Kinde des Freyherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nähmlich, so bald es geboren ist, die Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nähmlichen Augenblicke verliert. Es fügt sich daher oft, daß einer, der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders als mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann daher geht, indem alle Ehrenbezeigungen, die vorher ihm erwiesen wurden, nunmehr seinem neugebornen Kinde zugefallen sind, vorausgesetzt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkür der Aeltern überlassen hat.

I. Leichenbegängnisse der Otaheiter.

Ich (Cook) ging also, von einigen anderen begleitet, nach dem Orte hin, um alles selbst in Augenschein zu nehmen. Wir fanden den Schuppen, unter welchem der Leichnam lag, nahe bey dem Hause, worin der Mann bey seinem Leben gewohnt hatte; und einige andere

dergleichen Todtengerüste lagen in einer kleinen Entfernung. Der Schuppen selbst war ungefähr 15 Fuß lang, 11 Fuß breit, und von verhältnißmäßiger Höhe. Das eine Ende war ganz offen: das andere, nebst den zwey Seiten, war zum Theile mit einem geflochtenen Zaune eingefaßt. Der Boden der Bahre, worauf der Körper lag, war mit Matten ausgeschlagen, und ruhete auf vier Pfosten, ungefähr fünf Fuß hoch über die Erde.

Der Leichnam selbst war zuerst mit einer Matte, und über dieser mit einem weißen Tuche bedeckt. Nebenbey lag eine hölzerne Keule, und beym Haupte des Todten standen zwey Schalen von Kokosnüssen, deren man sich hier zu Schüsseln und Trinkgeschirren bedient. Am anderen Ende war ein Bündel grüner Blätter, an einige dürre Zweige gebunden, in die Erde gesteckt; daneben lag ein Stein, ungefähr von der Größe einer Kokosnuß; und noch weiter hatten sie eins von den jungen Plantanenbäumchen, deren man sich zu Friedenszeichen bedient, hingestellt, und eine steinerne Axt daran gelegt.

An dem offenen Ende des Schuppens hing eine große Menge aufgereiheter Palmnüsse, und außerhalb desselben war der Stamm eines ungefähr fünf Fuß hohen Plantanenbaums aufrecht in den Boden gesteckt, und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschale voll frischen Wassers hingestellt. An dem einen der vier Pfosten hing ein kleiner Sack, in welchem wir wenige Stücke gerösteter Brotfrucht fanden, welche nach und nach hineingelegt seyn mußten; denn

einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dieß alles muß manchem Leser freylich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise noch Trank, noch Waffen oder sonst etwas nöthig hat, oder zu gebrauchen im Stande ist. Allein wir müssen dabey erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerley kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben, und einen großen Aufwand bey und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bey den rohesten Wilden herrschende Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu gebrauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des inneren Menschen beym Tode des äußern, der menschliche Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt seyn müsse, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bey allen Menschen unter allen Zonen findet, deren Vernünftfähigkeit sich nur einiger Maßen zu entwickeln angefangen hat. Und in dieser Betrachtung muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmackte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmahl ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes ehrwürdig seyn.

Einige Tage darnach hatten wir Gelegenheit, dem Leichenbegängnisse einer alten Frau vom Stande beyzuwohnen, welche eine Verwandtinn der Tomio war. Wir wurden dabey in der

Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekannten Nationen zuwider, ihre Todten niemahls begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem artigen Gitter von Indianischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfo[illegible]en ausgearbeitet, und unter demselben die Le[illegible]che auf einem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedeckt. Neben ihr wurden Brotfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt; und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter seyn sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll bloß ein Merkmahl ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit seyn. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stückchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden; denn bey jedem Anfalle einer lebhaften Traurigkeit ist es durchgehends unter ihnen gebräuchlich sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren für eine gewisse Zeit lang zwey Wohnungen aufgerichtet; die eine für verschiedene Anverwandte des Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher alle Mahl eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feyerlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweiset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben nahe bey diesem Orte in die Erde gegraben.

Um allen Ceremonien des Leichenbegängnisses beywohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter die Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschließen, alles selbst mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabey zugegen seyn könnte Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfing ihn die Tochter des Verstorbenen in Gesellschaft von verschiedenen anderen zu dieser Feyerlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende seyn. Er erschien daher ganz vermummt in einer auszeichnenden höchst seltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehen, und statt seiner Europäischen Kleider wickelte man ihm ein schmales Stück hiesigen Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füßen bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über recht schwarz war.

Die nähmliche Ceremonie nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter denen auch einige Frauenzimmer waren. Dann setzte sich die Procession in Bewegung. Tubourai murmelte bey dem Leichname etwas her, welches ein Gebeth seyn mochte, und machte es noch ein Mahl so, als er an sein eigenes Haus gekommen war. Der Zug ging hierauf bey unserm Fort vorbey.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indianer versammelt waren, flohen sie auf das Eilfertigste von dannen, und versteckten sich in

der Waldung. Auch die Bewohner derjenigen Häuser, bey welchen das Trauergeleite vorbey ging, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Ceremonie, die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein Einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr Banks und außer ihm noch zwey Indianer dabey versahen, wurde das Amt eines Ninive genannt, und bestand darin, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug ging, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen, und zu ihm sagten: imatata, es ist niemand da. Nach vollendeter Feyerlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch sich hierauf im Flusse, und legte hernach seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Beobachtungen, welche man auf dieser Reise anstellte.

Unter anderen Besonderheiten, die uns, erzählt Herr Banks, auf dieser Reise zu Gesichte kamen, sahen wir in einem Hause fünfzehn menschliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Bret befestigt waren. Dieser Anblick erregte unsere Neugier; aber alle unsere Nachforschungen blieben das Mahl fruchtlos, weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß diese Kinnbacken Siegeszeichen wären, und daß man diese hier eben so, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erschlagenen Feinde mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von sonderbarer Art zu Gesichte. Es war die Gestalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet. Diese Figur war über sieben Fuß hoch, für diese Höhe aber etwas zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelett des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleisch und die Haut vorstellten. Am Kopfe hatte die Figur vier hervorragende Beulen, drey vorn und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indianer nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, dieß Bild sey das Einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damahls nicht verständlich

machen, weil unsere Indianische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mäuwe, eines ihrer Götter vom zweyten Range, seyn sollte.

Da wir in dem Gebiethe angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir, ein ungeheueres Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser beyden Indianer wäre. Morai aber heißt bey ihnen ein Begräbnißplatz, der zugleich zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar pyramidalisch aufgeführt. Es ruhete auf einer länglich viereckigen Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf den Seiten waren Stufen aus weißen Korallensteinen verfertigt, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu seyn schienen, weil sie in und auf einander paßten. Das Fundament bestand aus Felsenstücken, welche viereckig gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht, und die Korallensteine aus der Tiefe des Meeres herausgehohlt

seyn, weil von jenen in dieser und den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends als auf dem Meeresgrunde anzutreffen sind. Und gleichwohl muß hier alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschafft werden, weil man weder lastragende und ziehende Thiere, noch mechanische Werkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! So wohl die Felsenstücke als auch die Korallensteine mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden: man denke sich die Langweiligkeit und Mühseligkeit dieser Arbeit? Und doch war der Fleiß und die Geduld dieser Leute damit zu Stande gekommen.

Oben an dem Gipfel der Pyramide stand ein aus Holz geschnitzter Vogel; und neben demselben lag ein aus Stein gehauener aber zerbrochener Fisch. Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines viereckigen Bezirks ein, welcher 300 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hier und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bey allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt; vermuthlich weil er ihnen, wie etwa bey uns die Birke mit herab hangenden Zweigen, ein Sinnbild ist, welches auf die Bestimmung eines solchen Ortes Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchem kleine Gerüste auf Pfosten ruheten. Die-

se hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu seyn schienen. In der Folgen haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Dieß Mahl waren nur etwa 50 Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel darauf befindlich.

Inhaltsverzeichniß
des
zweyten Theils.

6. Schweiz.

Seite.

Der Berg Conto verschüttet die Stadt Plurs 3
Der Berg-Einsturz an der Straße von Servoz 12
Periodische Quellen 14
Der Rheinfall bey Schafhausen 15
Bern 23
Schweiz überhaupt 26
Der Staubbach bey Lauterbrunn 29
Der Grindelwald im Bernschen 32
Der eine Schneelawine begleitende Sturmwind wirft einen Wald um 35
Der Gletscherspalten-Auswurf 37
Ein Brunnen, der des Nachts mehr Wasser gibt, als am Tage, und jährlich eine Zeit lang ausbleibt 46
Aus dem Leibe eines Ochsen lodert eine Flamme hervor 47

7. Italien.

Gährende Erde 48
Wasser und Erde, welche Flammen geben 49
Die periodische Quelle bey Bergamo 51

Inhalt.

	Seite.
Höchst merkwürdige Entdeckung uralter Erdoberflächen in Modena	52
Der Steinregen zu Siena	57
Der Erdbrand in der Traviser Mark	60
Der Aeolsberg im Kirchenstaate	62
Die Kunstgrotte bey Foligno	64
Der unter der Erde in Steinkohlen verwandelte Baum	65
Das feuerspeyende Italien	66
Der Vesuv im Sommer 1794	73
Die Liparischen Inseln	81
Der, alle sieben Minuten Feuer und Steine auswerfende Vulcan auf Stromboli	83
Ein Luft-Vulcan in Sicilien	88
Der aufbrausende See im Val di Noto	92
Der kochende See bey Mofetta	96
Die Insel-Geburt des Adriatischen Meeres	97

8. Ungarn.

Der unterirdische Strom, den man im Stollengange eines Felsen rauschen hört	101
Dünste in der Erde, die sich entzünden	102
Brennendes Quellwasser	103

9. Gallizien.

Die Salzwerke von Wieliczka	104
Der wunderbare Berg	121

10. Türkey.

Der unterirdische Garten auf Antiparos	122
Die Grotte bey Policandro	124
Die Grotte auf Samos	127
Labyrinth des Berges Ida	128
Das versteinerte Holz der Donaubrücke Trajans	130

11. Schweden.

Bey einem Erdbeben fährt, statt des Feuers, Wasser aus der Erde	135

Inhalt.

12. Dännemark.

Seite.

Ursprung der Unfruchtbarkeit Jütlands 138

13. Norwegen.

Unterirdisches Wallfischgerippe zu Friedrichshall 139
Gediegenes Silber —

14. Lappland.

Die Heereszüge der Bergmäuse, und das Verschwinden der Rennthiere 142

15. Island.

Der brüllende Berg 145

16. Sibirien.

Elephantenzähne weit von dem Vaterlande dieser Thiere 147
Russische Salzseen und Salzberge 148
Ein Erdbrand am Tomflusse 151
Die Bärenjagd 152

17. Nordpol

Das älteste aller menschlichen Denkmähler 157

18. Mittelländisches Meer.

Santorin und einige andere Inseln treten aus dem Meere hervor 159

B.

Asien.

1. Kaspische Meeresküste.

Der kochende See bey Baku 162
Das ewige heilige Feuer 163
Der Bergtheerquell 167

2. Persien.

Der brennende Berg 168
Ein Luftvulcan auf dem Berge Jugtoffa 171
Der Wunderbrunnen 173

Inhalt.

3. Klein-Asien.

Seite.

Dreymahlige Verwüstung des ganzen Landes durch unterirdisches Feuer 176

4. Azorische Inseln.

Unterirdisches Feuer drängt neue Inseln und Klippen aus dem Meere hervor 177

5. China.

Das Symbol der Bramanen Indiens 181
Regierungsform 185
Beschreibung der Stadt Kanton 187
Cultur des Bodens 189
Eine schreckliche Gewohnheit —
Der Kaiser von China 190
Wissenschaften und Künste in China 191
Kongfutzee und dessen Secte 197
Sitten und Gebräuche 199
Kleidung 200
Die Mandarinen 201
Leichenbegängnisse 202
Religiöse Secten 203
Körperbau der Chinesen 204
Handel 205
Charakter der Chinesen 206

6. Ostindien.

Der Steinregen in Ceilan 206
Das wüthende Heer 208
Die Küste Malabar 212
Die Volksclassen auf Malabar 213
Surate's religiöse Tänzerinnen 214
Sesostris Eintheilung in Stämme oder Kasten 215
Die Heirathen der Indier 226
Heirath auf den Pariam und das Kanigadanam 228
Leichenbegängnisse in Ostindien 229
Sprache und Schreibart der Indier 236
Indiens Götter 238
Glaubenslehren 241
Gottesdienst 243
Heilige Bücher 244

Inhalt.

Seite.

Tempel 245
Indische Mönche 248
Indiens Ahndung und Meinung von der Seelenwanderung, dem Paradiese und der Hölle 249
Der Ganges 252
System der Indier über die Schöpfung der Welt 255
Ueber das Alter und die Dauer der Welt 258
Indiens Tagewählerey 260

C.

Afrika.

1. Atlantisches Meer.

Ein aus der Luft gefallener Sandregen 263
Eine merkwürdige Wasserhose 265

2. Senegal.

Eine schwimmende Insel 266

D.

Amerika.

1. Das Mittägige.

Wirkung der Ebbe und Fluth tief in das feste Land hinein 268

2. Westindien.

Die Menschenracen in den Europäischen Besitzungen 272

3. Brasilien.

Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts 273

E.

Australien.

Die Insel Otaheite 274
a. Naturgüter 275
b. Einwohner 276

Inhalt.

	Seite.
e. Kleidung der Insulaner	278
d. Wohnungen	280
e. Speisen	281
f. Häusliches Leben	282
g. Zeitvertreib	284
h. Künstliche Handarbeiten	285
i. Religion	289
k. Regierungsform	292
l. Leichenbegängnisse.	293